

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

IV. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1924

Heft 9

Der Bergbau bei Wettin und Löbejün einst und jetzt

Von Bergassessor Diplom-Ingenieur Grumbrecht, Plöb

Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß das Steinkohlenwerk Plöb bei Löbejün seinen Betrieb einstelle und damit der alte Steinkohlenbergbau bei Halle, welcher seit über 500 Jahren in der Gegend von Wettin und Löbejün umgegangen ist, in absehbarer Zeit zum Erliegen komme.

Da wir unter den gewaltigen Eindrücken des Krieges und nicht zum wenigsten auch der Not unserer Lage, wo eine Hilfsbotenschaft die andere ablöst und jeder mit den eigenen Sorgen zur Genüge zu tun hat, uns an mancherlei gewöhnt haben und abgestumpft sind gegen die Leiden unserer Zeit und die Erschütterungen des Wirtschaftslebens wird die Nachricht nur die wenigsten sonderlich bewegt haben. Und doch dürfte gerade dieses Ereignis für jeden, der die Geschichte des Saalkreises kennt und seine Heimat liebt, von ganz besonderem Interesse sein, da dieser Bergbau jahrhundertlang für unsere Gegend von großer Bedeutung war, und auch in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Steinkohlenbergbaues überhaupt eine gewisse Rolle gespielt hat. Ist er doch vor Zeiten für viele namhafte Bergleute und Geologen die Schule gewesen, in der sie ihre Kenntnisse und Erfahrungen sammelten, um sie dann später zum Ausbau der damals noch unbedeutenden Bergbauindustrie an der Saar und an der Ruhr, die an dem beispiellosen Aufschwung unseres Wirtschaftslebens, dessen wichtigster Grundpfeiler die Steinkohle ist, erheblichen Anteil hatte, und somit zum Wohle unseres gesamten Vaterlandes zu verwenden. Auch war es der derzeitige Leiter des späteren „Königlichen Bergamtes Wettin“, der Berggrat August

Friedrich Decker, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Auftrage der Staatsregierung mehrfach Dienststreifen nach der Grafschaft Mark machte, um über die Lage des dortigen, damals tief daniederliegenden Steinkohlenbergbaues zu berichten und Vorschläge für

seine Reform zu machen. Decker schuf daselbst die Einrichtungen, wie sie seit langer Zeit bereits in Wettin bestanden und legte hierdurch den Grund zu der späteren Blüte des westfälischen Bergbaues.

Somit dürfte es wohl kein nutzloses Beginnen sein, in großen Zügen die wechselvolle Geschichte des Steinkohlenbergbaues bei Wettin und Löbejün, der Ende des 15. Jahrhunderts als einer der ersten unseres Heimatlandes, wenn nicht der Welt, überhaupt

begonnen wurde, an unserem Auge vorüberziehen zu lassen.

Wenn seine Bedeutung auch, gemessen mit dem Maßstabe unserer Tage und verglichen mit den Erfolgen der anderen großen Bergbaugebiete, jetzt verhältnismäßig gering erscheint, so liegt doch die Zeit kaum mehr als 100 Jahre zurück, wo die Gruben an der Saar und an der Ruhr sich die erfahrenen Bergleute aus dem Wettiner Land zum Ausbau ihrer Anlagen holten, wo jeder deutsche Bergbeamte, wenn nicht gar jeder mit den Wirtschaftsverhältnissen unseres Vaterlandes einigermaßen vertraute preußische Bürger den Steinkohlenbergbau im Saalkreis von Augenschein oder wenigstens dem Namen nach kannte und wo derselbe als eine reiche Erwerbsquelle für das Wettiner Land angesehen wurde. Von ihm schrieb beispielsweise auch der Oberprediger Dr. Ferdinand Wilde als Einleitung zum 8. Kapitel seiner lesenswerten Geschichte



Abb. 1. Steinkohlenwerk Plöb — Ansicht von Norden

der Stadt Löbejün, in welcher er den Wettin-Löbejüner Bergbau eingehend schildert, im Jahre 1853:

„Die ergiebigste Nahrungsquelle der Stadt ist nächst dem Ackerbau der Bergbau. Da der hiesige Bau auf Steinkohlen jetzt in höchster Blüte steht und der Stadt und Umgegend so reichen Segen spendet, müssen wir von ihm gründlich und genügend Bericht erstatten, damit die Nachwelt erkenne, wie unsere Zeit, wie in vielen Stücken, so auch hierin, als eine gesegnete gepriesen werden kann.“ Und doch, wie bald war all der Glanz geschwunden!

Denn vor wenigen Jahren, ehe das Steinkohlenwerk Plöb in den Besitz der zum Konzern der Selsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft gehörenden Firma Raab, Rarcher u. Cie. übergegangen war und von dieser zu einem bedeutenderen Betriebe, der die Augen der Geologen und Fachgenossen erneut auf sich lenkte, entwickelt wurde, war das Vorkommen von Steinkohlen in Mitteldeutschland fast in Vergessenheit geraten und selbst bei vielen Bergleuten so gut wie unbekannt.

„Steinkohlen bei Halle? Sie meinen wohl Braunkohlen?“ So lautete meist die Frage, wenn jemand dieses Thema berührte, und selbst einer meiner Bekannten, der sonst mit den deutschen Bergbauverhältnissen durchaus vertraut war, ging noch vor wenigen Jahren eine Wette ein, bei der er behauptete, daß bei Halle zwar sehr viel Braunkohlen, aber keinesfalls Steinkohlen vorkämen, und — verlor dieselbe. Denn es sind Steinkohlen, richtige, echte Steinkohlen, die wenige Kilometer nördlich von Halle inmitten des großen Braunkohlengbietes auftreten.

Und schließlich ist es ja bei näherer Betrachtung dieser manchem Laien zunächst vielleicht erstaunlich erscheinenden Tatsache gar nicht so wunderbar, daß manchmal Steinkohlenflöze auch in unmittelbarer Nachbarschaft der um Millionen Jahre jüngeren Braunkohlen sich finden, während sie sonst bei regelmäßiger Ablagerung und dem Vorhandensein sämtlicher geologischer Schichtenglieder viele tausend Meter unter den Braunkohlen liegen würden. Wir brauchen uns ja nur zu vergegenwärtigen, welche gewaltige Umbildung die Erdoberfläche im Laufe der Jahrtausende durchgemacht hat. Wie einerseits durch die Faltung der Erdschichten Gebirge entstanden sind, denen gegenüber die imponierende Kette der Alpen klein genannt werden kann und bei denen ursprünglich tiefgelegene Schichten hochgepreßt worden sind, so daß die verschiedensten Horizonte unmittelbar nebeneinander oder doch in gleicher Höhe miteinander zu liegen kamen, und wie andererseits

durch die Wirkung des Wassers, sei es als Regen, Ströme oder als Meeresbrandung, wieder die entstandenen Gebirge abgetragen und die Erdmassen zum Teil vollständig umgelagert wurden, so daß nur noch in den seltensten Fällen die ursprünglichen Schichten in regelmäßiger Folge und Ablagerung erhalten geblieben sind.

So haben wir auch hier im Saalkreis unter der anscheinend äußerlich ziemlich gleichmäßigen Erdoberfläche den Grundstock jenes gewaltigen Faltengebirges aus der Steinkohlenzeit, das sich einstmals in mächtigen Zügen, die uns ja zum Teil heute noch im Rheinischen Schiefergebirge,

Thüringerwald, Harz, Erzgebirge, Sudeten usw. erhalten geblieben sind, in großen Bogen durch ganz Deutschland zog und über dem bzw. in dessen Senken sich nach seiner teilweisen Abtragung an verschiedenen Stellen die späteren Formationen, unter diesen auch das in Mitteldeutschland so weit verbreitete Tertiär mit seinen Braunkohlenflözen, abgelagert haben, und das aber streckenweise auch hier bis dicht unter die Erdoberfläche bzw. bis zu dieser selbst erhalten geblieben oder später wieder freigelegt worden ist. Demnach erscheint es auch leicht erklärlich, daß in der Gegend von Wettin-Löbejün das uralte Steinkohlengebirge in unmittelbarer Nachbarschaft der so viel jüngeren Braunkohlenformation zutage tritt.

In einem nur wenige Kilometer breiten Streifen ziehen sich die alten Karbonschichten von dem großen, mit der Saale etwa parallel laufenden Sprung (Gebirgsstörung) in der Nähe von Wettin und Dobitz nach Osten über Domnik, Löbejün, Plöb, wo sie dann wieder unter die jüngeren

Schichten untertauchen und wo die Steinkohlenformationen stellenweise unmittelbar von dem Tertiär abgelagert wird, so daß in einem Braunkohlenbergbau beim Abteufen des Schachtumpfes wenige Meter unter den Braunkohlen die Steinkohle festgestellt worden ist. Diese Karbonschichten bilden den Nordrand einer großen flachen Mulde (sogenannte Halleische Mulde) und fallen (senken sich) nach Süden gegen den Porphyrt des berühmten, sagenumwobenen Petersberges, den sie wahrscheinlich untertauchen, ein, um noch weiter südlich bei Halle wieder emporzutauchen, wo ja bei Bad Wittkind, Siebichenstein, Dölau usw. vor hundert Jahren Steinkohlen, die allerdings vielleicht zum Teil in den dem Rotliegenden angehörenden Zwischensedimenten auftreten, gebaut wurden und auch neuerdings im Kurpark von Bad Wittkind wieder freigelegt sind.

Leider sind aber in den oberen Saarbrücker (Ott-

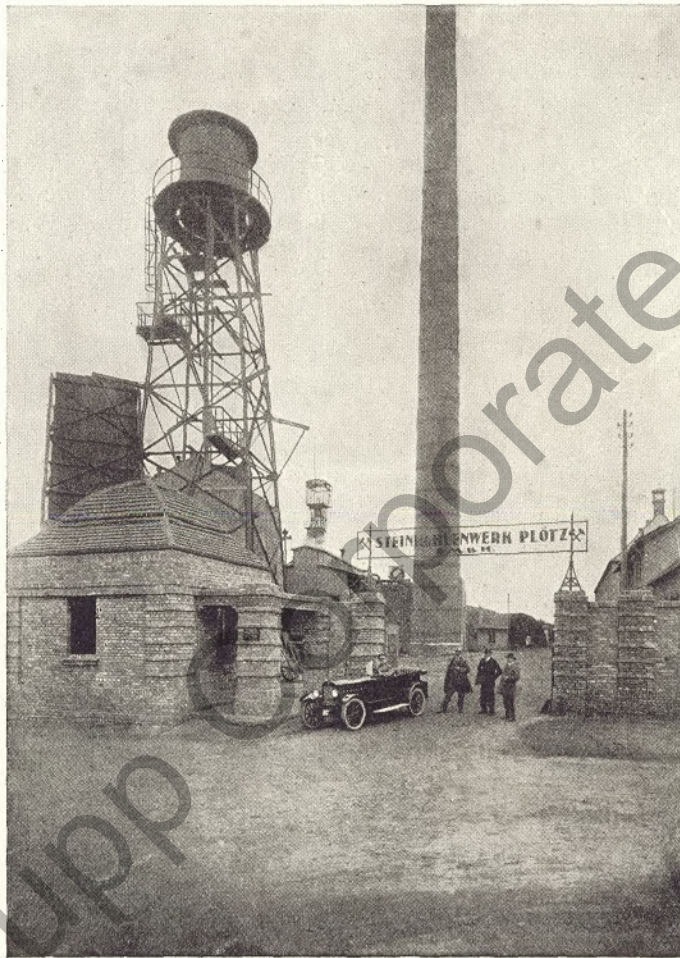


Abb. 2. Steinkohlenwerk Plöb — Zecheneingang

weiler) Schichten entsprechenden Wettiner und den darunter folgenden Mansfelder und Grillenberger Schichten die Steinkohlenflöze nicht in ähnlichem Reichtum wie an der Saar, an der Ruhr oder in Oberschlesien, wo zahlreiche Flöze mit einer Gesamtmächtigkeit von mehr als hundert Meter reiner Kohle auftreten, entwickelt, sondern die Ausbildung derselben ist bedeutend spärlicher, und es konnten in der Wettin-Löbejüner Gegend bislang nur vier Flöze mit insgesamt wenig über vier Meter reiner Kohle nachgewiesen werden, deren Beschaffenheit auf verhältnismäßig kurze Entfernung außerordentlich stark wechselt und die zum Teil durch Bergemittel erheblich verunreinigt waren. Schon aus diesem Grunde erscheinen die bergbaulichen Bedingungen ziemlich schwierig. Hinzu kommt, daß die Lagerungsverhältnisse zum Teil sehr unregelmäßig und gestört sind, da, abgesehen von der häufig eintretenden Vertaubung der Flöze bzw. dem Übergang der flözführenden Mittel in flözleere Partien im gleichen Horizont und den ja auch in anderen Bergbaubezirken vorhandenen Faltungen und Verwerfungen, noch die unmittelbare Nachbarschaft des während der Periode des Rotliegenden emporgedrungenen Porphyrs stellenweise sehr starke und nachteilige Einwirkungen ausgeübt hat.

Infolgedessen hat auch der Bergbau in diesem Gebiete, obwohl er in mancher Beziehung, wie festen Nebengesteins, geringer Teufe, Fehlen der berüchtigten Schlagwetter usw., günstigere Verhältnisse als in anderen Revieren aufweist, meist schwer zu kämpfen gehabt, und es ist nicht zum wenigsten der tatkräftigen Förderung und Unterstützung weitlichtiger Fürsten zu danken, daß er trotzdem zeitweilig eine hohe Blüte erreichte und lange Zeit nicht nur einen guten Ertrag für die Staatskasse abwarf, sondern auch, wie oben schon erwähnt, für die gesamte Bevölkerung des Saalkreises zu einer Quelle des Segens wurde.

Namentlich bedurfte die Frage des Absatzes der Kohlen immer einer ganz besonders sorgfältigen Behandlung, da die Kohle zum großen Teil als eine gasarme, stark zur Bildung von Feinkohle neigende Magerkohle auftritt, deren zweckmäßigste Verwendungsmöglichkeiten erst durch eingehende Versuche festgestellt werden mußten.

Aus diesem Grunde ist es auch zu erklären, daß, obwohl das Vorkommen von Steinkohle bei Wettin, wie aus einem Lehnbriefe der Erzbischöfe von Magdeburg hervorgeht, bereits im Jahre 1382, zu einer Zeit, als sonst wohl nirgends in Deutschland Steinkohle gebaut worden ist, bekannt war, doch in den folgenden drei Jahrhunderten

keine nennenswerte Entwicklung des Bergbaubetriebes einsetzte. Man hatte die Kohle damals wohl mehr zufällig bei dem Suchen nach dem vom Mansfelder Revier her bekannten und auch nicht allzuweit von Wettin wieder auftretenden Kupferschiefersflöz gefunden, ohne ihr zunächst eine sonderliche Beachtung zu schenken.

Wie die alten Urkunden aus dem 15. und 16. Jahrhundert schließen lassen, wurden die Steinkohlen bei Wettin wohl damals nur am Ausgehenden der Flöze von Tage her ohne planmäßigen Abbau gewonnen. Man versuchte zwar während dieser Zeit schon, dem immer stärker sich bei den Mansfelder Hüttenbetrieben geltend machenden Mangel an Holz durch die Verwendung von Wettiner Steinkohle abzuheilen, aber obwohl die vorgenommenen Versuche an sich nicht ungünstig ausfielen, kam der Bergbau zunächst

doch nicht zu einer nennenswerten Bedeutung und man beschränkte sich in der Hauptsache darauf, die Kohlen, deren Verwendung zum Sieden von Salz infolge des Fehlens geeigneter Feuerungen zunächst nicht gelang, beim Brennen von Kalk zu verbrauchen, wodurch aber nur eine geringe Absatzmöglichkeit geschaffen wurde.

Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als nach den Wirnissen des Dreißigjährigen Krieges, von dem auch der Saalkreis schwer

heimgesucht wurde, allmählich wieder geordnete Verhältnisse in den zerfleischten und verwüsteten deutschen Landesteilen eintraten, und von tatkräftigen deutschen Fürsten versucht wurde, die Wunden, die der unselige Krieg geschlagen hatte, durch Hebung der Landwirtschaft und Aufnahme von Industrien zu heilen, wurde auch dem Steinkohlenvorkommen bei Wettin größere Beachtung geschenkt.

Kein Geringerer als der Große Kurfürst war es, der diesem Gebiete sein Interesse zuwandte, indem er dem Obristen von Pfuel 50 000 Taler, eine für die damalige Zeit recht beträchtliche Summe, zur Verfügung stellte, „um den Bergbau bei Wettin und Vernigerode zu beleben“. Wenn diese Mittel wohl auch in erster Linie zu der Aufschließung des oben erwähnten Kupferschiefersflözes bei Rothenburg, wenige Kilometer nördlich von Wettin, verwandt werden sollten, so scheinen sie schließlich doch mehr dem Steinkohlenbergbau selbst zugute gekommen zu sein, indem man jetzt dazu überging, denselben planmäßig zu betreiben. Leider war aber auch diesem Unternehmen zunächst nur ein geringer Erfolg beschieden, da die zum Teil nicht ganz einfachen Lagerungsverhältnisse Aufgaben stellten, denen man ohne weiteres nicht ge-

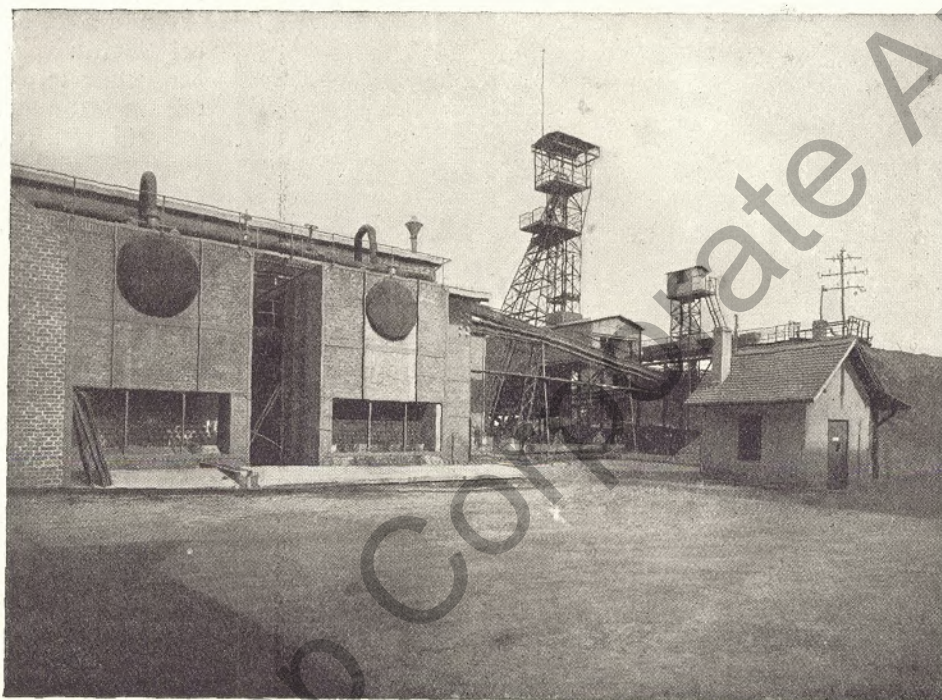


Abb. 3. Steinkohlenwerk Plohn — Kesselhaus und Fördergerüst



Abb. 4. Steinkohlenwerk Plöb — Kesselhaus

wachsen war. Solange sich die Arbeiten lediglich am Ausgehenden der Flöze bewegt hatten, konnten mit den einheimischen Arbeitskräften wohl in kleinem Maßstabe Rohlen gewonnen werden. Als man aber gezwungen war, zum Tiefbau überzugehen, Schächte abzuteufen, und sich hierbei auch, namentlich in den Winter- und Flutzeiten, erhebliche Wasserzuflüsse einstellten, zeigte sich, daß die bergmännischen Kenntnisse der Wettiner Bevölkerung nicht ausreichten, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden.

Infolgedessen wurden in ähnlicher Weise, wie dies heute ja auch noch in neuzuererschließenden Bergbaugebieten geschieht, Bergleute aus anderen Revieren her-

sein Können in mühsamer, harter Arbeit in langjährigem Dienst als „Schlepper“ und „Lehrhauer“ erworben hatte, übte seinen Beruf aus als ein echter „Mann vom Leder“, der stolz war auf seinen Stand und sich emporhob über den gewöhnlichen Tagesarbeiter, der heute diese, morgen jene Arbeiten verrichtet, zu denen keine besonderen Fähigkeiten nötig sind. Ganz von selbst, ohne irgendwelche gewaltsamen Anordnungen, entwickelte sich so bei dem Wettiner Bergmannsstand gleichsam das aristokratische Prinzip, daß der ältere gelernte Arbeiter nach Rang und Würden über dem ungelernten jüngeren stand, daß Können und Leistung höher bewertet und auch bezahlt wurden als gewöhnliche

Arbeit, daß der jüngere Arbeiter dem älteren mit Achtung und Respekt begegnete, als ein natürliches Entwicklungsgesetz im Gegensatz zu den heute so beliebten Forderungen nach Gleichmacherei und Ausschaltung jeden gesunden Strebens nach Aufstieg und Erfolg. Wehe dem Schlepper, der es gewagt hätte, einem alten, erfahrenen Häuer oder gar dem Steiger frech zu begegnen, oder der geglaubt hätte, eine besondere Rolle deswegen spielen zu dürfen, weil er zwar nicht in der Ausübung seines Berufes, aber in der Anwendung seines Mundwerkes eine besondere Fertigkeit aufzuweisen hatte.

Stolz, wie die Mitglieder der einstigen Zünfte und Gilden, waren die Bergleute auf ihre Tätigkeit, und vom Vater zum Sohne vererbte sich die Liebe zu ihrem Berufe, die in den vielen schönen Bergmannsliedern ihren Ausdruck gefunden hat und uns noch heute zeigt, welche Fülle von tiefem Gefühl und welcher Reich-

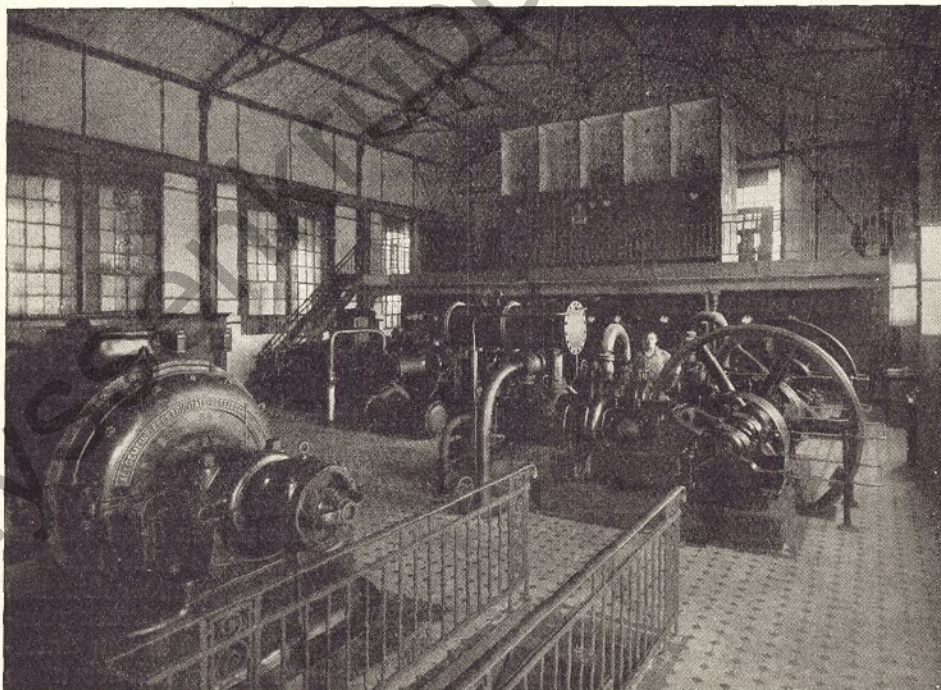


Abb. 5. Steinkohlenwerk Plöb — Elektrische Zentrale

tum an poetischem Empfinden in manchem wackeren Knappen wohnte.

Die ständige Arbeit fern vom Licht des Tages in der Tiefe der Erde, deren Betreten dem gewöhnlichen Sterblichen versagt bleibt und die erfüllt ist von tausend märchenhaften Bildern, der Kampf mit den gewaltigen Urkräften der Natur, die dem phantasievollen Gemüt wie das Walten guter und böser Geister erscheinen, die Furcht vor der drohenden, unbekannten Gefahr und der dennoch damit verbundene geheimnisvolle Reiz und die finstere Entschlossenheit, alle Schrecknisse der Tiefe zu überwinden, der Gedanke, vielleicht schon in der nächsten Minute dem Tode geweiht zu sein und nie wieder das „goldene Sonnenlicht“ schauen zu können, alles das ist ja geeignet, in dem tiefer veranlagten Menschen, ähnlich wie bei dem ständig mit den Gefahren des Meeres kämpfenden Seemann, der das Meer und seine unwiderstehliche Gewalt fürchtet und es doch wieder liebt wie seine Braut mit allen Fasern seines Herzens, die guten Kräfte in seinem Innern, die heiße Liebe zu Weib und Kind, die innige Sehnsucht nach dem Zusammensein mit der „Herzliebsten“ und das fromme Vertrauen zu einem gütigen Vater, der über den Sternen wohnt und das Schicksal der Menschen lenkt, zu entwickeln und zu stärken. Nur wem es vergönnt war, selbst als Bergmann die Tiefe der Erde kennenzulernen, kann es voll und ganz verstehen, welchen Zauber dieser Beruf ausübt und wie das stolze Gefühl als „Herrn der Erde“ im Kampfe mit den widerstrebenden Gewalten der Natur alle Mühen und Sorgen vergessen läßt.

Und auch an Mühe und Sorge hat es dem Wettliner Bergmann, sowohl dem einfachen Häuer wie den leitenden Beamten, nicht gefehlt, denn die schwierigen Grubenverhältnisse und die teilweise nicht gerade hervorragende Beschaffenheit der Rohle ermöglichten keine glänzende Entwicklung wie in anderen reicheren, glücklicheren Bergbaubezirken, und zu der harten Bergmannsarbeit traten oft eine kärgliche Ausbeute, geringe Löhne und alle die damit verbundenen Sorgen, wie sie der Kampf um das Dasein mit sich bringt.

Lange hat es gedauert, bis es gelang, die stellenweise sehr gasarme, zum Teil auch ziemlich verwachsene Rohle nutzbringend zu verwerten und abzusetzen. Zwar gingen fast sämtliche Ruxe, nachdem bei der ursprünglich von dem Obristen von Psuel gegründeten und später von dem Minister von Rnypphausen sowie dem bekannten Oberpräsidenten Eberhardt von Dankelmann über-



Abb. 6. Steinkohlenwerk Plöb. — Separation und Verladung

nommenen bzw. neu gebildeten Gewerkschaft allerlei Schwierigkeiten entstanden waren, noch Ende des 17. Jahrhunderts in den Besitz des Landesherrn über, und es wurde bereits im Jahre 1693 zur Überwachung und Förderung des Bergbaues das Bergamt in Wettin gebildet, nach dessen Muster später Ende des 18. Jahrhunderts die Gründung des Märktischen Bergamtes in Westfalen erfolgte; auch gaben sich die Mitglieder dieser Behörde sowie die übergeordneten Regierungsstellen die erdenförmigste Mühe, den Bergbau in jeder Weise zu fördern, aber trotzdem war es ein mühsamer Weg bis zum Erfolg. Erst allmählich gelang es, durch die Konstruktion eines

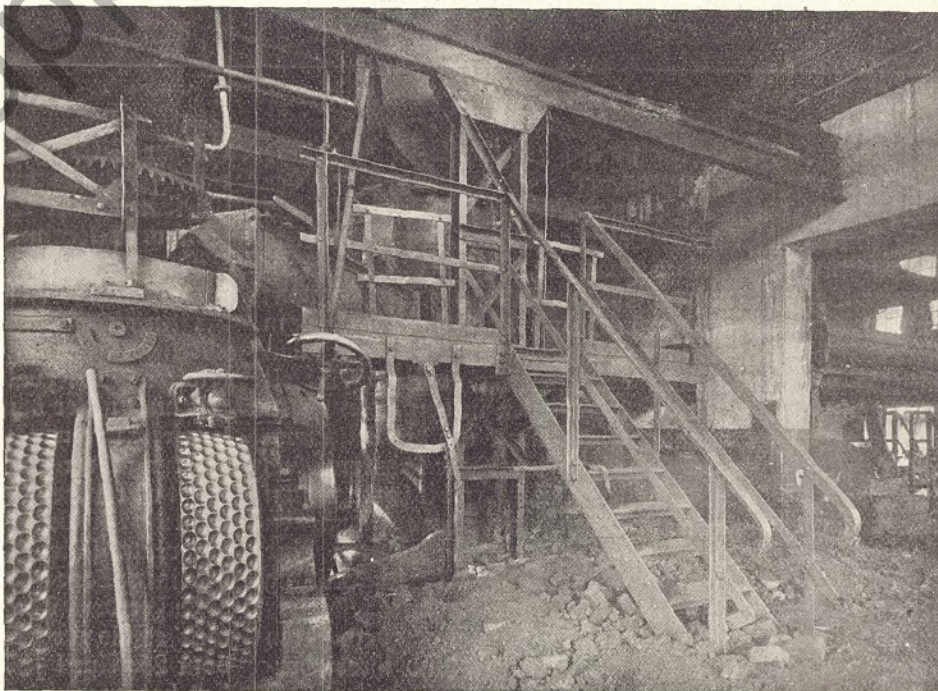


Abb. 7. Steinkohlenwerk Plöb. — Briffettfabrik

geeigneten Ofens, die Kohle zum Salzfieden verwendbar zu machen, so daß ihr hierdurch ein größeres Absatzgebiet erschlossen wurde. Immerhin blieb die Lage des Bergbaues auch dann noch lange Zeit ungünstig, und der sparsame Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. sah sich im Jahre 1726 genötigt, nachdem er vorher schon den Zustand und die ganzen Verhältnisse des Wettiner Bergbaues durch höhere Verwaltungsbeamte und zum Teil auch durch militärische Beauftragte, die Vorschläge für die Verbesserung sowohl des Betriebes wie auch der Organisation machen sollten, hatte prüfen und kontrollieren lassen, wobei auch der Etat des Bergamtes Wettin auf das äußerste beschnitten wurde, den Betrieb wieder an Private zu verpachten und diesen daneben noch besondere Rechte,



Abb. 8. Steinkohlenwerk Plöz — Alte Stree im Flöz

wie die alleinige Schifffahrt auf der Saale und ähnliche Vergünstigungen, einzuräumen. An Pacht wurden damals jährlich für das Wettiner Revier 20 000 und für das Lößejüner Gebiet 1500 Taler gezahlt. Lange hat diese Verpachtung aber nicht gedauert, da man glaubte, in eigener Verwaltung mehr herauswirtschaften zu können; und so wird im Jahre 1731 wieder der Betrieb vom Staate selbst übernommen und weitergeführt. Mit allen Mitteln wurde versucht, eine größere Wirtschaftlichkeit herbeizuführen, und es ist interessant, in den alten Akten zu lesen, wie schon damals die Kämpfe um die Leistungsfähigkeit der einzelnen Arbeiter eine Rolle spielten. Als besonders eigenartige Einrichtung dürften die sogenannten „Probegläser“ angesehen werden, welche bei entstandenen Gedingestreitigkeiten an den betreffenden Orten eine Probeschicht verfahren und auf Grund deren Leistung dann das Gedinge für einen „fleißigen“ Arbeiter festgesetzt wurde. Angeblich hat diese Einrichtung sehr zu dem guten Einvernehmen zwischen der Belegschaft und ihrer Vorgesetzten beigetragen, und es sollen hierdurch ernstere Differenzen vermieden worden sein.

Besonders schwierig gestalteten sich naturgemäß die Verhältnisse während der verschiedenen Kriege, die Friedrich der Große um den Besitz Schlesiens führte; denn auch der Bergbau Wettin blieb von den umfangreichen Verbungen, die in allen preußischen Landesteilen vorgenommen wurden, nicht verschont, sondern mußte zeitweilig die besten seiner Arbeiter abgeben, so daß ernstliche Betriebsstörungen zu befürchten waren. Wurden doch beispielsweise im Jahre 1742 über 115 Mann, und in der ersten Hälfte des Siebenjährigen Krieges nicht weniger als 170 der brauchbarsten Wettiner Bergleute von der nur 300 bis 400 Mann starken Belegschaft in das Anhaltische Regiment in Halle und bei den Mineuren eingestellt. Den dauernden Vorstellungen der Knappschaftsältesten und auch des Bergamtes selbst gelang es dann, im Interesse der Aufrechterhaltung der für die Versorgung der Salinen, die das Salz für das Heer und die übrige Bevölkerung lieferten, so besonders wichtigen Wettiner Gruben längere Zeit eine Befreiung der Bergleute vom Militärdienst herbeizuführen, so daß später nur noch einzelne Bergleute als Mineure eingestellt wurden, ein Zeichen, daß schon damals die Bergleute ähnlich wie es ja später im Weltkriege in größtem Stile der Fall war, zu speziellen besonders wichtigen Zwecken verwandt wurden. Wie sehr die damaligen Wettiner Bergleute aber ihrerseits auch diese ihnen gewährten Vergünstigungen anzuerkennen wußten, geht daraus hervor, daß sie, als später im Jahre 1813 der derzeitige, mit dem Geiste seiner Untergebenen durchaus vertraute Oberbergmeister und spätere Oberberghauptmann Werner von Veltheim, dessen Name sowohl infolge seiner hervorragenden geologischen Forschungen, wie auch seiner sonstigen Verdienste um den Wettiner Bergbau mit dessen Geschichte unlösbar verknüpft ist, einen Auf-

ruf zur Bildung eines Pionierbataillons erließ, so zahlreich freiwillig herbeiströmten, daß hierdurch sogar der Fortbetrieb der Werke in Frage gestellt wurde. Daher hielt v. Veltheim, nachdem ihm durch den König die Bildung eines Pionierbataillons endgültig übertragen war, am 16. Januar 1814 auf dem Schachtberg bei Wettin eine Musterung über sämtliche Belegschaften des Wettiner Bezirkes ab, und hob 104 Mann für das Mansfeldsche Pionierbataillon aus. Welche Begeisterung seinerzeit auch unter den Bergleuten von Wettin und Lößejün herrschte und wie sehr dieselben von der ausschlaggebenden Wirkung ihrer Beteiligung an den Freiheitskriegen überzeugt waren, zeigt uns jener alte damals entstandene Volksreim: „Alt Veltheim uns zusammenrief, da ging es mit Napolium schief!“, an den sich die Erinnerung bis in die heutigen Tage erhalten hat.

Außer dem Recht der Befreiung von der Dienstpflicht, welches bis zur Einführung der westfälischen Verordnung vom 25. April 1808 betr. die Militärkonstriktion bestanden hat, waren den Bergleuten noch verschiedene andere Freiheiten und Sonderrechte eingeräumt. So blieben

sie von den meisten der damals in fast noch stärkerem Maße als heute bestehenden Steuern, von denen namentlich die Akzisen (Verzehrssteuern) eine große Rolle spielten und eine starke Belastung der übrigen Bevölkerung darstellten, wie z. B. der Mahlsteuer, befreit, und es wurde ihnen u. a. auch das besondere Recht, eigenes Bier brauen zu dürfen, was anderen versagt war, verliehen.

Selbstverständlich hatten die Bergleute im Wettiner Land ebenso wie in den anderen Bergbaubezirken auch schon damals ihre Knappschaftsbüchse (Krankenkasse), in welche sie selbst sowohl wie aber auch ihre Arbeitgeber Beiträge leisteten, und in denen wir ja die Ursprünge der später in Deutschland mehr als in allen anderen Ländern entwickelten sozialen Versicherungseinrichtungen, die für die übrigen Berufe erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf Veranlassung Wilhelms I. eingeführt worden sind, vor Augen haben.

Auch in der Kirchenfrage war man den Bergleuten weitestgehend entgegengekommen, indem man den aus dem Hessenland eingewanderten, größtenteils reformierten Bergleuten die Bildung einer besonderen Gemeinde, der sogenannten „Burggemeinde“, gestattete, die ein eigenes Amtssiegel führte, auf dem ein Bergmann am Haspel stand und sich das Motto: „Latet in profundis“ befand. Die Urschrift selbst enthält die Worte: „Sigillum ecclesiae reformatae Wettinensis 1703“.

Welche Bedeutung dem Wettiner Bergbau auch in weiteren Kreisen beigemessen wurde, geht daraus hervor, daß die Wettiner Bergleute auf Anordnung der Regierung im ganzen Herzogtum Magdeburg in das allgemeine Kirchengesetz besonders aufgenommen wurden.

Von großer Wichtigkeit für die Bergleute war es ferner, daß sie auch in ihren persönlichen Rechtsachen nicht den ordentlichen Gerichten, sondern dem Bergamt Wettin, vor welches also nicht nur die allgemeinen Bergwerks- und Hüttenachen gehörten, und dann direkt dem Landesherrn unterstanden. Diese Bevorzugung, die naturgemäß im Laufe der Jahre allerlei Angriffen ausgesetzt war, blieb infolge verschiedener landesherrlicher Verfügungen durch Friedrich Wilhelm I. und auch Friedrich dem Großen bis in das 19. Jahrhundert bestehen, und das Bergamt zu Wettin hat während der Zeit seines Bestehens auch zweimal Todesurteile, und zwar jedesmal wegen Kindesmords, gegen Bergmannsfrauen ausgesprochen.

Trotz mancherlei Schwierigkeiten, die nicht zum wenigsten mit durch die Nöte der damaligen Zeit mit ihren vielen Kriegsjahren herbeigeführt wurden, war im ganzen das Verhältnis der Belegschaft zu ihren Vorgesetzten ein recht gutes. Nur zweimal im Laufe des ganzen 18. Jahrhunderts verweigerten Mitglieder der Belegschaft des Bergamtes Wettin, und zwar jedesmal nur auf kurze Zeit, die Arbeit mit der Begründung, daß es gänzlich unmöglich sei, mit den geringen Löhnen bei der Entwertung des Geldes, welche als Folge des Siebenjährigen Krieges eingetreten war, auch nur bescheiden ihren Lebensunterhalt zu finden, und es zeugt von einem tiefen

Vertrauen der Belegschaft zu ihrem Landesherrn, daß sie durch eine persönliche Abordnung bei ihm vorstellig wurde, da sie nicht glauben konnte, daß der „gute König“ seinen getreuen Bergleuten den Lohn vorenthalten wolle.

So gelang es denn, trotz aller Schwierigkeiten den Bergbau bei Wettin während des 18. und des größten Teiles des 19. Jahrhunderts dauernd in Betrieb zu halten und nicht nur den Bewohnern dieser Landstriche eine gute Arbeitsgelegenheit zu schaffen, sondern auch zeitweilig recht beträchtliche Überschüsse an die Staatskasse abzuführen. Welche Ausdehnung einstmal der Bergbau dort gehabt hat, welche stattliche Zahl von Schächten im Laufe der Jahre von fleißigen Bergmannshänden abgeteuft worden sind, lassen noch heute die zahlreichen Halben erkennen, die als stumme Zeugen einer versunkenen

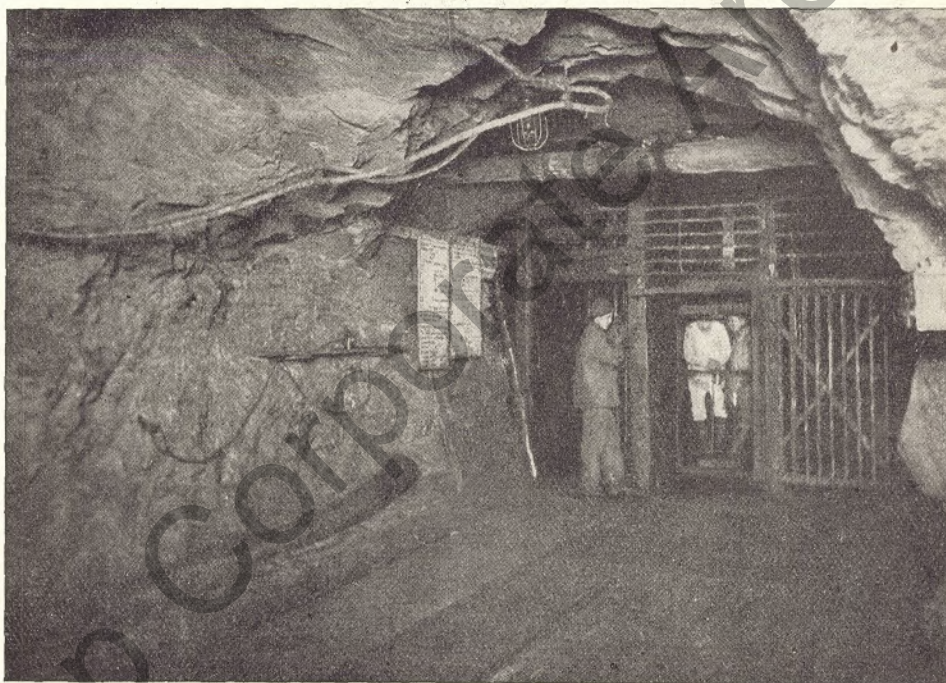


Abb. 9. Steinkohlenwerk Plösch — Füllort auf der 120-m-Sohle

Zeit, im Frühjahr bewachsen von blühenden Obstbäumen und leuchtenden Heckenrosen und im Sommer wie Inseln inmitten der wogenden Kornfelder dem Landschaftsbild bei Wettin, Dörseln und Dobis ein so eigenartiges Gepräge verleihen.

Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts traten wieder ganz erhebliche Absatzrückungen ein, die namentlich die Feinkohle, welche schon immer schwieriger zu verwenden gewesen war, betrafen. Um diese Nöte zu beheben, wurden die im Jahre 1790 auf Veranlassung des Staatsministers v. Heinitz schon einmal eingeleiteten, aber nicht zur vollen Durchführung gebrachten Versuche, die Wettiner Kohle zu vertoken, wieder aufgenommen, indem man am Perlebergsschacht zunächst zwei Roksöfen aufstellte, deren Zahl später auf neun erhöht wurde.

Da man inzwischen wohl in größerer Tiefe außer der für Schmiedezwecke sehr beliebten Kohle auch gasreichere, zur Vertokung gut geeignete Kohle aufgeschlossen hatte, gelang es, einen brauchbaren Roks herzustellen, der zwar infolge des Fehlens einer Wäsche gegenüber dem rheinisch-westfälischen und englischen Roks einen verhältnismäßig hohen Rückstand hatte, aber doch, wie die Thüringische Eisenbahnverwaltung im Jahre 1853 schrieb, „an Heizkraft diesem wenig oder gar nicht nachstand“, so daß

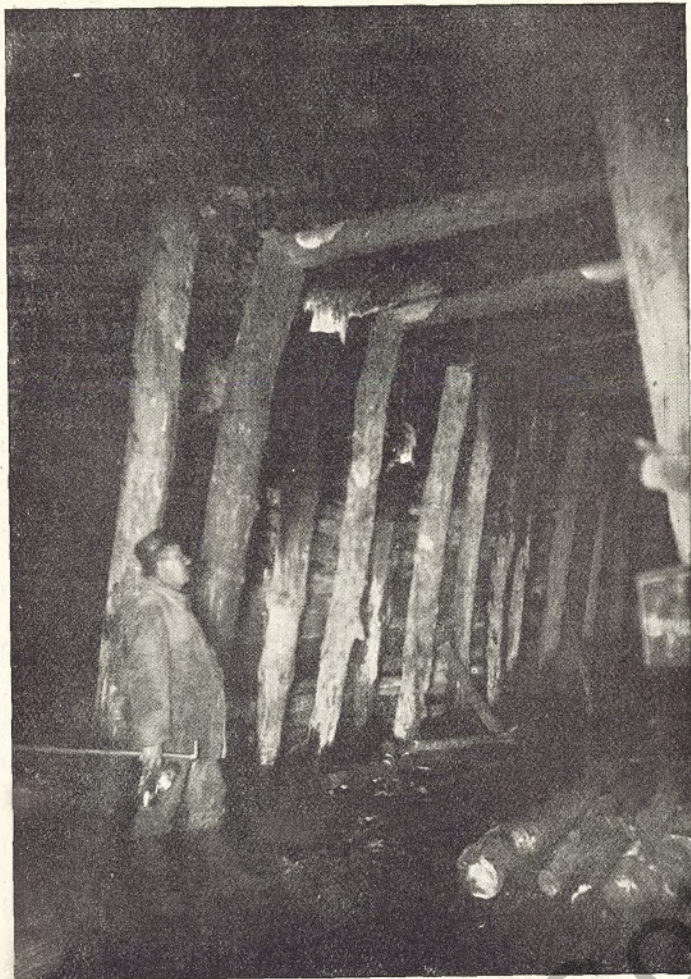


Abb. 10. Steinkohlenwerk Plözh — Strecke im 4 Meter mächtigen Flöz auf der 80-m-Sohle

er auch lange Jahre hindurch namentlich von der Mansfelder Gewerkschaft zum Verhütten ihrer Erze verwandt wurde. Obgleich man später durch allerdings nur ziemlich primitives Waschen den Aschengehalt der Feinkohle erheblich herabdrückte, konnte man doch leider die Reinheit des englischen und westfälischen Koks nicht erreichen. Da die bekannten Flözmittel inzwischen auch schon ziemlich verhauen (abgebaut) waren und man in größerer Tiefe gegen den Porphyrt mit immer schwierigeren bergmännischen Verhältnissen rechnen mußte, konnte man sich nicht dazu entschließen, noch eine moderne größere Wäsche zu bauen. So kam es, daß schließlich mit dem Ausbau der Eisenbahn- und Wasserstraßen eine erhebliche Konkurrenz der reineren westfälischen, Zwickauer und auch englischen Kohlen, die zum Teil zu Schiff die Saale hinaufkamen, eintrat, und die Lage des finanziell niemals sehr kräftigen Bergbaues sich immer schwieriger gestaltete. Als dann, nachdem vorher noch einmal während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71, als auf den Eisenbahnen der Güter-

verkehr stockte und feindliche Schiffe durch Blockieren der Elbemündung die Zufuhr englischer Kohle verhinderten, die Nachfrage nach Wettiner Steinkohle ihren Höhepunkt erreicht hatte, auch der letzte Großabnehmer, die Mansfelder Gewerkschaft, sich auf den Bezug von westfälischem Koks einstellte, blieb schließlich nichts anderes übrig, als Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auch den Bergbau bei Wettin allmählich einzustellen, nachdem kurz vorher schon im Löbejüner Revier der Betrieb zu Ende gegangen war.

Dort hatte sich die Entwicklung des Bergbaues, ähnlich wie bei Wettin, dessen Bergamt derselbe mit unterstellt war, vollzogen. Auch hier liegen die Anfänge des Betriebes weit zurück und lassen sich nicht mehr in allen Einzelheiten verfolgen. Die Chronik der Stadt Löbejün berichtet, daß wohl schon im 15. und 16. Jahrhundert Steinkohlen gefunden und gebaut worden sind, daß aber ernstliche Untersuchungen erst von einem Wettiner Bergmann etwa um 1622 vorgenommen wurden, wobei man „hinlängliche und gute Kohle“ fand. Während des Dreißigjährigen Krieges verliefen sich dann aber die Bergleute, und die alten verlassenen Baue vor den Toren der Stadt dienten zeitweilig allerlei Gesindel zum Unterschlupf, so daß der Magistrat von Löbejün dieselben zustürzen ließ. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden ernstliche Bergbauversuche wieder unternommen, die im Anfang des 18. Jahrhunderts zu einem regelrechten Betrieb führten. Es zeigte sich dabei, daß hier von den bei Wettin bekannten vier Flözen zwei gut entwickelt waren und vornehmlich das oberste derselben eine bedeutend günstigere und reinere Beschaffenheit als bei Wettin selbst aufwies. Nachdem man nun zunächst die in der Nähe des Ausgehenden gelegenen Partien abgebaut hatte, ging man auch hier zum Tiefbau über, wobei zahlreiche kleine Schächte angelegt wurden. Über die Einzelheiten des Betriebes berichtet die bereits erwähnte Chronik der Stadt Löbejün, aus der auch hervorgeht, daß später die Hebung der Wasser, welche mit der Hand oder durch eine Rößkunst erfolgte, längere Zeit Schwierigkeiten machte. Erst als im Jahre 1795 die erste im deutschen Bergbau ver-

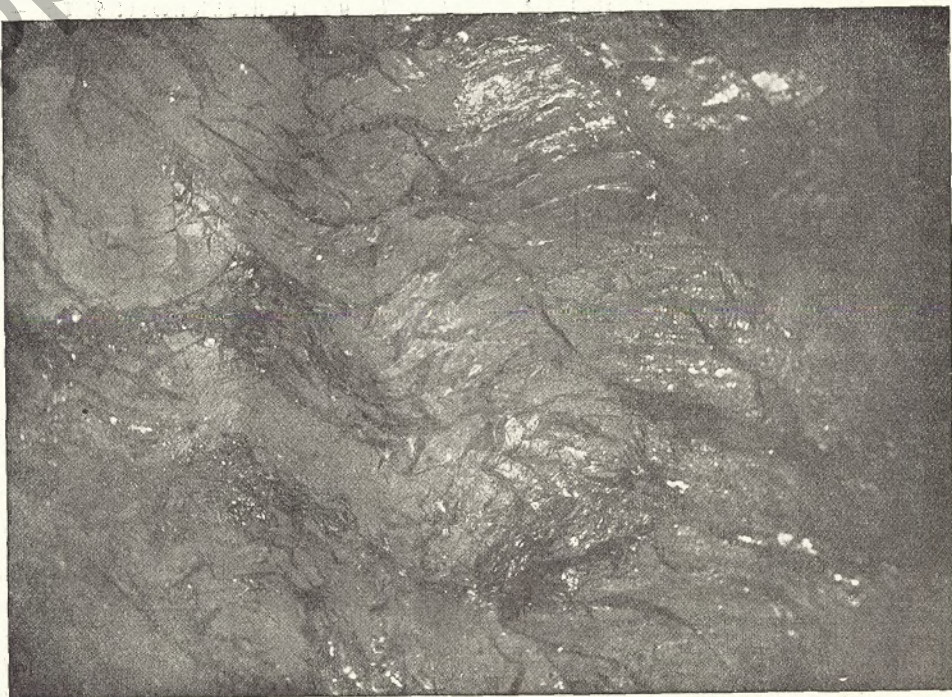


Abb. 12. Steinkohlenwerk Plözh — Gefaltete Kohle im Raabenfeld

wandte Dampfmaschine, die vorher einige Jahre auf dem König-Friedrich-Schacht im Mansfeldschen gestanden hatte, und deren Zylinder jetzt noch als Denkmal am Ostausgang der Stadt Löbejün steht, aufgestellt wurde, und damit der Übergang zum maschinellen Betrieb erfolgte, wurde man der Wasserschwierigkeiten vollständig Herr, und es begann dann eine günstigere Periode für den Löbejüner Bergbau, der im Laufe des 19. Jahrhunderts zeitweilig den Betrieb bei Wettin ganz erheblich überflügelte. So soll nach den Angaben der Chronik der Stadt Löbejün beispielsweise im Jahre 1851 der Absatz eine Höhe von über 100 000 Tonnen erreicht haben und zeitweilig ein jährlicher Überschuß von 36 000 bis 40 000 Taler erzielt worden sein, der zu Untersuchungsarbeiten in anderen Teilen der Monarchie, wie z. B. bei Staßfurt auf Salz, verwandt werden konnte.

Aber auch Löbejün blieb nicht von der Ungunst der Verhältnisse verschont. Zwar waren die Flöze auch in größerer Tiefe an sich gut entwickelt, jedoch nahm der Gehalt an Feinkohlen derart zu, daß mit der Zeit ganz erhebliche Absatzschwierigkeiten eintraten. Nur ein ganz geringer Prozentsatz der Förderung (10 bis 20 %) ließ sich als Stückkohlen verwerten, während der Rest aus weicher Feinkohle bestand, die bei ihrer Eigenart als ausgesprochene Magerkohle sehr schlecht unterzubringen war und zeitweilig zum Versetzen der alten Baue wieder benutzt wurde. Auch zeigte sich gerade bei Löbejün mit dem Vorrücken der Baue gegen Süden, daß der Porphyry die Lagerung der Flöze sehr ungünstig beeinflusst hatte, indem stärkste Faltungen, Störungen und Verdrückungen eingetreten waren. So ist es zu erklären, daß man es vorzog, den Betrieb in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lieber eingehen zu lassen, als durch Aufwendung großer Mittel noch einmal eine Untersuchung der östlichen, hoffnungsreicheren Partien, in welchen durch Bohrungen das Vorhandensein von Kohlen bereits festgestellt worden war, vorzunehmen.

Vielleicht hat auch die damalige Schwerfälligkeit des fiskalischen Betriebes, der große Beamtenapparat und der umständliche Instanzenweg sowie die geringe Selbständigkeit und Handlungsfreiheit der einzelnen Bergbeamten,



Abb. 11. Steinkohlenwerk Plöb — Verwerfung (Störung) im Raabensfeld

welche die Ausnutzung günstiger Konjunkturen nicht in gleicher Weise wie die leichter bewegliche Privatindustrie gestatteten, mit zu einem gewissen Teil bei dem damaligen Entschluß zur Einstellung mitgewirkt. Mußte doch beispielsweise die Genehmigung des Ministers eingeholt werden, wenn eine Strecke zur Untersuchung der Lagerstätte aufgefahen bzw. auch wieder eingestellt werden sollte.

So blieb, nachdem im Jahre 1884 der Löbejüner Betrieb eingestellt und am 11. Februar 1893 die letzte Tonne Kohle aus den Wettiner Schächten gefördert worden war, als einziges größeres Steinkohlenwerk Mitteldeutschlands nur noch die im Privatbesitz befindliche Grube „Karl Moritz“ bei Plöb in Betrieb.

Dort hatte sich im Jahre 1851, als der Löbejüner Bergbau noch in voller Blüte stand, der Amtsrat Gäuberlich aus Cößeln in den etwa 1200 Morgen umfassenden Gemeinden Ober- und Unterplöb, wo die Kohlen dem Grundeigentümer gehören (Mandatsgebiet), die Kohlenabbaugerechtigkeiten gesichert und nach Gründung der Gewerkschaft



Abb. 13. Steinkohlenwerk Plöb — Benzolschuppen mit Umfüllstation

„Karl Moritz“ den Bergbau eröffnet. Obwohl hier von den vier im Wettiner Gebiete bekannten Flözen nur das Oberflöz abbauwürdig entwickelt ist, waren die ganzen Verhältnisse doch recht günstig, und es zeigte sich im Laufe der Jahre, daß sowohl die Beschaffenheit der Kohle infolge ihres geringeren Rückstandes wie auch ihrer leichteren Gewinnbarkeit eine erheblich billigere Förderung und Absatzmöglichkeit als bei Wettin und Löbejün gestattete. Zwar ist auch hier die Ablagerung zum Teil recht verwickelt und stark gestört, wodurch die Mächtigkeit (Stärke) des Flözes sehr stark schwankt und stellenweise von wenigen Zentimetern auf drei, vier und mehr Meter anschwillt. Aber im ganzen kann doch mit einer durchschnittlichen Mächtigkeit des einen Flözes von etwa 2,5 Meter reiner Kohle, die nur durch zwei sehr schwache schiefrige Bergemittel von wenigen Zentimetern verunreinigt ist, und sich bei sorgfältiger Arbeitsweise ziemlich rein gewinnen läßt, gerechnet werden.

Infolgedessen gelang es dem Werke auch bald, seinen Betrieb erheblich auszudehnen und in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die benachbarten Betriebe bei Löbejün und Wettin zu überflügeln und ihnen schärfste Konkurrenz zu machen.

Als Nachteil machte sich allerdings auch hier der sehr geringe Gehalt der Kohle an flüchtigen Be-

standteilen bemerkbar, der derselben einen ausgesprochen anthrazitartigen Magerkohlencharakter gibt und ihre Verwendung zu Industriezwecken sehr erschwert, zumal auch hier ein nur relativ geringer Teil der Förderung als harte Stückkohle (Dachkohle) gewonnen werden konnte, während etwa zwei Drittel des Flözes eine äußerst weiche, fast mulmige Beschaffenheit aufweisen und als Feinkohle fallen.

So ist es zu erklären, daß mit der immer stärker werdenden Konkurrenz der Braunkohlen auch für Plözh gegen Ende des 19. Jahrhunderts schwere Jahre kamen. Da dem Werk damals keine großen Mittel, die einen systematischen Ausbau der Grube und die Errichtung einer größeren Brikettfabrik, welche für die Verwendung der Feinkohle unbedingt erforderlich gewesen wäre, ermöglichten, half man sich lange Zeit damit, daß man nur die besseren Partien des Flözes abbauete und größere Aufschlußarbeiten unterließ. Als dann aber allmählich mit der Ausdehnung der Baue doch die Betriebskosten sich erhöhten und stärkere Wasserzuflüsse eintraten, war das Werk nicht mehr in der Lage, einen geordneten Betrieb zu führen und fristete vor dem Kriege mit einer Belegschaft von durchschnittlich 20 bis 30 Mann und einer Förderung von etwa 25 Tonnen täglich nur noch ein kümmerliches Dasein.

Erst als die Grube im Jahre 1919 in den Besitz der zum Konzern der Selsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft gehörenden großen Handelsfirma Raab, Rarcher & Cie., die nach dem verlorenen Kriege ihren Sitz von Straßburg nach Karlsruhe verlegt hatte, übergegangen war, begann ein großzügiger Ausbau nach modernen bergmännischen Gesichtspunkten, indem umfangreiche Aus- und Vorrichtungsarbeiten ausgeführt und auch entsprechende Maschinenanlagen errichtet wurden. Infolgedessen stieg auch die Förderung bald von wenigen Tonnen auf über 250 Tonnen täglich, und es durfte, nachdem durch Bohrungen und in stärkstem Maße ausgeführte Untersuchungsarbeiten das Vorhandensein größerer Kohlenmengen ermittelt und auch die benachbarten fistalischen Feldesteile hinzugepachtet, sowie trotz aller Schwierigkeiten der letzten Jahre leistungsfähige Tagesanlagen

mit einer größeren Brikettfabrik errichtet worden waren, auf eine günstige Entwicklung gerechnet werden.

Die Gesellschafter, welche ja als Besitzer der größten westfälischen Bechen mit allen Einzelheiten des Steinkohlenbergbaues vollkommen vertraut waren und insbesondere auch den Rohlenhandel durch und durch kannten, waren sich selbstverständlich bei dem Erwerb und dem Entschluß zum Ausbau der Anlage bewußt, daß die

Unterbringung der zu erwartenden Magerkohle sich nicht so ganz einfach gestalten und allerlei Schwierigkeiten eintreten würden. Trotzdem ging man aber mit echt bergmännischem Wagemut an das Werk und scheute keine Mittel zur Wiederbelebung des mitteldeutschen Steinkohlenbergbaues, wobei man gleichzeitig von vornherein sein besonderes Augenmerk auf alle Möglichkeiten der zweckmäßigsten Verwendung der Plöher Kohle richtete.

Da man zu erwarten hatte, daß in Zeiten niedergehender Konjunktur, insbesondere bei der Unterbringung der Feinkohle, erhebliche Schwierigkeiten eintreten würden, so wandte man der Veredelung und besseren Verwendungsmöglichkeit dieses Produktes von vornherein, obwohl bei der günstigen Rohlenkonjunktur nach dem Kriege zunächst keinerlei Absatzsorgen zu befürchten waren, ganz besonderes Interesse zu, indem man in verschiedenster Hinsicht umfangreiche Versuche anstellte.

Einmal wurde durch den Bau einer größeren Brikettfabrik, indem man für die Erzeugung von Eierbriketts wie auch für Stückbriketts geeignete Pressen aufstellte, die Möglichkeit geschaffen, die Produktion sowohl in der Hauptsache auf die im Hausbrand beliebten Eierbriketts einzustellen, als auch bei den unvermeidlichen Schwan-



Abb. 14. Steinkohlenwerk Plözh — Benzolförderung auf der 120-m-Sohle

kungen der Absatzmöglichkeit dieses Produktes die für Industriezwecke geeigneten Stückbriketts liefern zu können.

Da bei dem Magerkohlencharakter der Plöher Kohle die Verwendung der Stückbriketts zweifellos gewisse Schwierigkeiten verursachen würde, wurde ferner versucht, durch Zusatz von besonders gasreicher, westfälischer, oberschlesischer und auch Zwickauer Kohle besondere für Industriezwecke geeignete halbfette Briketts herzustellen, was auch gelang. Daneben wurden, um die durch den bei Steinkohlenbriketts unvermeidlichen Pechzusatz entstehenden Kosten herabzudrücken, Versuche vorgenommen, durch Mischung von Braunkohlen und Steinkohlen Pech zu sparen bzw. daselbe auch vollständig entbehrlich zu machen. Die Ergebnisse waren nicht ungünstig und zeigten, daß es bei hohem Druck möglich war, nur durch Beimischung von etwa 30 % Braunkohle haltbare Briketts zu erzeugen, die allerdings infolge des geringeren Heizwertes der Braunkohle nicht die Zahl der Wärmeinheiten wie bei reinen Steinkohlenbriketts erreichten, und daher keinen vollwertigen Ersatz für diese bieten konnten. Mit Rücksicht darauf, daß die Verarbeitung von Steinkohlen zu Brikettierungszwecken immer nur ein Notbehelf bedeutet und die Verfeuerung der Kohlen auf direktem Wege an sich vorteilhafter ist, wurde ferner die Verwendungsmöglichkeit der Plöher Steinkohle bei Kohlenstaubeuerungen, die früher bestritten war, durch eingehende Versuche geprüft, wobei sich erfreulicherweise zeigte, daß die Kohle sich hierfür ebenso gut wie jede andere Kohle eignet, und bei dieser Feuerungsart ihre an sich große Heizkraft auch wirtschaftlich äußerst vorteilhaft ausgenutzt werden kann.

Nachdem durch alle diese Versuche die verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten der Plöher Kohle festgestellt waren, schien namentlich auch im Hinblick auf die weitverzweigte ausgezeichnete Handelsorganisation der neuen Besitzer die Gewähr geboten, daß die von Haus aus schwer verkäufliche Magerkohle selbst in den Zeiten ungünstiger Konjunktur abgesetzt werden konnte, zumal es sich nur um verhältnismäßig geringe Mengen handelte, die bei der ganzen Arbeit des Vorkommens (geringe Teufe, wenig Wasserzuflüsse, Fehlen der berüchtigten Schlagwetter usw.) und der Anwendung moderner maschineller Einrichtungen relativ billig zu gewinnen waren. Tatsächlich gelang es auch, im Laufe der letzten Jahre über vorübergehende Absatzstörungen leicht hinwegzukommen, und bis zum Sommer 1923 stiegen Förderung und Versand dauernd, so daß allein im Juni dieses Jahres 8000 Tonnen

verladen werden konnten, und man glauben durfte, getrost in die Zukunft blicken zu können.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten!

Die ungeheure Krise, welche sich unter dem Druck des Versailler Vertrages mit allen seinen Folgen für unser gesamtes Wirtschaftsleben, zunächst von vielen noch nicht recht erkannt, entwickelt hatte, und im Herbst des vergangenen Jahres mit aller Wucht hervorbrach, brachte, wie für viele andere Betriebe, so auch für den mitteldeutschen Steinkohlenbergbau, ganz außerordentliche Schwierigkeiten, von denen diese Werke, die ja an sich schon immer schwer zu kämpfen hatten, besonders hart getroffen wurden, so daß die kleineren Betriebe, die sich am Harz usw. aufgetan hatten, bald eingestellt werden mußten.

Für Plösch machte sich namentlich die Einführung der hohen Goldfrachten sehr unangenehm bemerkbar, da es diesem Werk bei seiner Lage inmitten der sowohl für Hausbrand wie Industrie vollständig auf den Bezug von Braunkohlen eingestellten Umgebung in normaler Zeit schon nicht möglich war, seine gesamte Produktion im nächstgelegenen Gebiet abzusetzen, sondern für einen Teil derselben immer mit einem Transport auf weitere Entfernungen gerechnet werden mußte. So ging der süd-

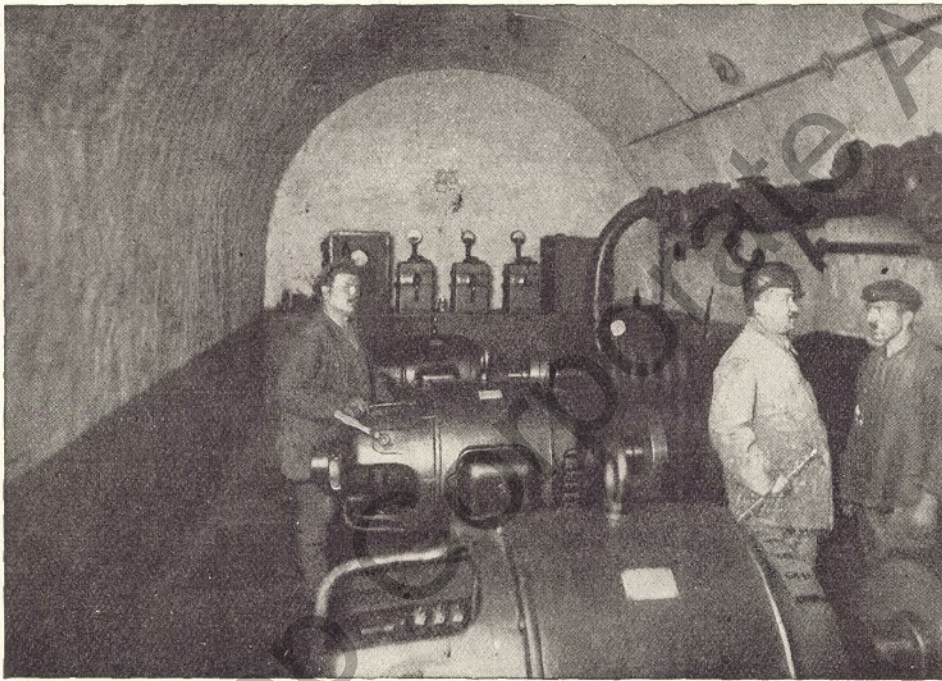


Abb. 15. Steinkohlenwerk Plösch — Wasserhaltung auf der 120-m-Sohle

deutsche Absatzmarkt, welcher etwa die Hälfte der Plöher Erzeugung aufgenommen hatte, bald vollständig verloren, weil einmal westfälische und englische Kohlen zu Wasser auf dem Rhein zu bedeutend niedrigeren Preisen dorthin geliefert werden konnten und andererseits auch die bei ihren bedeutend günstigeren Verhältnissen billiger zu gewinnenden oberschlesischen Kohlen, nicht zum wenigsten infolge der diesen gewährten erheblichen Frachtergünstigungen (Staffeltarif), Süddeutschland überschwemmten.

Infolgedessen wuchsen bis zum Ende des Jahres 1923 die Haldebestände in Plösch ganz gewaltig, zumal die Werksverwaltung bei der allgemeinen ungünstigen Wirtschaftslage im Interesse der Arbeiterschaft zunächst nicht dazu übergehen wollte, in stärkerem Umfange Feierschichten einzulegen und Arbeiterentlassungen vorzunehmen. Nachdem dann aber im Januar und Februar dieses Jahres sich selbst trotz Einlegens zahlreicher Feierschichten die Absatzverhältnisse nicht besserten, sondern immer mehr verschlechterten, sah man sich schließlich gezwungen, die Hälfte der Belegschaft zu entlassen, was aber erst Anfang März geschah, um den Arbeitern im Hinblick auf den im Frühjahr eintretenden Bedarf an Arbeitskräften in den Steinbrüchen usw. bei Löbejün ein Unterkommen zu erleichtern.

Trotzdem konnte aber zunächst auch hierdurch keine Besserung herbeigeführt werden, da mit dem Ende des Winters auch der Bedarf an Hausbrandkohle so gut wie vollständig aufhörte. Jetzt zeigte es sich, wie vorteilhaft es gewesen war, früher schon durch umfangreiche Versuche festgestellt zu haben, daß es möglich war, aus der Plözer Magerkohle durch Mischung mit besonders gasreicher Fett- oder Gasflammkohle anderer Reviere auch für Industriezwecke durchaus geeignete Stückbriketts herzustellen. Denn nur hierdurch gelang es, während der Sommermonate dieses Jahres den Betrieb aufrechtzuerhalten, indem man derartige Mischbriketts an die Reichseisenbahn lieferte, die sich trotz ihrer Abneigung gegen Magerkohle im Interesse der Aufrechterhaltung des mitteldeutschen Steinkohlenbergbaues zur regelmäßigen Abnahme größerer Mengen bereit erklärt hatte, nachdem durch die Reichsbahndirektion Halle in entgegenkommendster Weise umfangreiche Versuche vorgenommen worden waren, welche die Verwendungsmöglichkeit der Plözer Stückbriketts auch im Eisenbahnbetrieb gezeigt hatten. Allerdings wurden infolge der hohen Frachten für die Anfuhr fremder Kohle diese Briketts derartig teuer, daß weitere Verluste unvermeidlich waren, zumal der sonstige Absatz fast ganz aufgehört hatte, und somit keine Möglichkeit bestand, durch Erhöhung der Produktion die Selbstkosten herabzusetzen. Man hoffte jedoch hierdurch, wenigstens bis zum Eintritt günstigerer Konjunktur das Werk in Betrieb halten zu können. Diese Hoffnung hat sich insofern wenigstens erfüllt, als es auch heute infolge etwas günstigerer Umstände möglich geworden ist, den Betrieb, wenn auch beschränkt, weiterzuführen. An einen Vollbetrieb kann jedoch vorläufig nicht gedacht werden.

Das Bewußtsein, dieses Schicksal mit einer großen Anzahl Magerkohlenzechen in Westfalen, die bereits seit Wochen die Förderung überhaupt eingestellt haben, zu teilen, ist nur ein schwacher Trost. Auch kann die Hoffnung, daß durch Fortschritte auf dem Gebiet der chemischen Verwer-

tung der Kohle, die gewiß mit der Zeit noch ungeahnte Ausnutzungsmöglichkeiten bringen werden, oder durch eine weitere Verbreitung der Kohlenstaubfeuerungen in Deutschland eine bessere Ausnutzung der den Magerkohlen innewohnenden Heizkraft ermöglicht und dieselben den gasreichen Kohlen damit gleichwertig werden, allein vorläufig nicht helfen, denn zunächst sind bei der Kapitalnot und der hohen Belastung der deutschen Industrie durch das Dames-Gutachten nur geringe Aussichten auf einen Umbau der Werke auf diese in Amerika schon weit verbreitete wirtschaftlichste Feuerungsart vorhanden, und es werden wohl Jahre vergehen, bis dahingehende Pläne in größerem Umfange auch bei uns in Deutschland zur Durchführung gelangen können.

Aber trotzdem soll, wenn auch infolge der eigenen inneren Zerrissenheit und der uns auferlegten ungeheuren Lasten fürs erste Deutschlands Zukunft dunkel aussieht und keine Aussicht auf einen baldigen Aufstieg besteht, unsere Hoffnung nicht endgültig begraben sein. Mit echt bergmännischem Optimismus, ohne den keine Grube leben und gedeihen kann, wollen wir an dem Glauben festhalten, daß einmal doch der Tag kommen wird, an dem es uns gelingt, den eisernen Ring, den unsere Feinde um unsere Brust geschmiedet haben, zu sprengen, daß unsere Industrie dank deutscher Tüchtigkeit und Schaffenskraft allen Neidern zum Trotz doch wieder emporsteigen wird zu der Stelle, die ihr auf Grund ihres Wissens und Könnens gebührt, und daß bei dem dann zu erwartenden neuen Aufschwung des Wirtschaftslebens auch der uralte Wettin-Löbjeuner Steinkohlenbergbau, wenn er auch bei der ganzen Art seines Vorkommens unter den heutigen Wirtschaftsverhältnissen für Preußen nicht mehr so wichtig und bedeutend werden kann wie früher, doch wieder einem großen Teil der Bevölkerung des Saalkreises Brot und Arbeit geben und zu seinem kleinen Teil dazu beitragen wird, mitzuarbeiten an dem Wiederaufbau unseres Vaterlandes!

Mittelalterliche Kunst in Deutschland

Von Prof. Dr. Eugen Lütjgen

Die Kunst des Mittelalters beruht auf einer Fülle höchst verschieden gearteter Bildungselemente, die mit dem Untergang des Mittelalters zum größten Teile verschüttet wurden. Da infolgedessen die heutige Kunstbetrachtung und die Möglichkeit, aus der Wirkung eines Kunstwerkes einen Genuß zu gewinnen, von der des Mittelalters dem Wesen nach verschieden ist, erklärt es sich, weshalb die Erkenntnis der mittelalterlichen Kunst so schwierig ist. Um Sinn und Wesen mittelalterlicher Kunstschaffens zu erfassen, bedarf es einer Versenkung in den Geist des Mittelalters wie in seine schöpferischen Gestaltungskräfte.

Die Quellen der mittelalterlichen Kunst, Schriftquellen und Urkunden, ästhetische und philosophische Betrachtungen, technische Überlieferungen und geschichtliche Tatsachen, weisen die Wege, mittelalterliche Formen und Anschauungsweisen verständlich zu machen. Sie dienen dazu, uns die Erkenntnis der Geistesart und der Sehweise des Mittelalters zu erschließen. Die geistigen und seelischen Kräfte, aus denen die schöpferischen Formen der mittelalterlichen Kunst hervorgewachsen, werden uns aus dem Parallelismus aller Erscheinungsweisen geistiger und künstlerischer Regungen des mittelalterlichen Menschen vertraut.

Aus der Frage nach den geschichtlichen Quellen der deutschen, insbesondere der rheinischen Kunst, ergibt sich, daß das Rheinland in frühester geschichtlicher Zeit zu dem großen mitteleuropäischen Landgebiete gehörte, dessen Kunst und Kultur in den Ausprägungen der sogenannten Hallstadt- und La-Tène-Zeit greifbare Eindrücke hinterließ. Dem Vordringen der Germanen zum Rhein setzte der Vorstoß der Römer weit über das rheinische Gebiet hinaus ein Ziel. Es erfolgte die Mischung keltischer, germanischer und römischer Elemente, das Auseinanderprallen der germanischen Kultur eines ausgesprochenen Nordvolkes und der römischen Antike rein südlichen Charakters. Die Auseinandersetzung dieser beiden innerlich völlig verschieden gearteten Kulturwelten läßt die höchst eigenartige und persönliche Kulturwelt des Mittelalters entstehen.

Die Eigenart der germanischen Kunst erschöpft sich in der Frühzeit, also in der Zeit der fränkisch-merowingischen Herrscher, in ihrer Bild- und Darstellungsfeindschaft. Denn die germanische Kunst kennt nicht die Darstellung von wirklichkeits- und naturähnlichen Gebilden. Sie stellt nicht den schönen Menschenleib dar, die weite Landschaft, den licht- und farbenzitternden Innenraum. Nur kunstgewerbliches Gerät, das einen bestimmten Ge-



Abb. 1. Bischofsstuhl. Um 1120. Schnütgen-Museum, Köln

brauchsweck besitzt, wie Fibeln, Schnallen, Sattel- und Baumzeug, also Metall- und Holzgerät aller Art, wird durch Ornamente linearer Formung, durch Flecht- und Riemwerk, durch wild leidenschaftliche Linienverschlingung, durch Einschießel von in geometrische Liniengefüge zerlegten Vogel- und Fischgestalten überreich geschmückt. Nur die leere, glatte Fläche mit Linienzügen zu füllen, ist der Wunsch und die Absicht dieser abstrakt kunstgewerblichen Gestaltung.

Die große Kunst der hohen Kulturen des Südens, die griechische und römische Antike, und mit ihr zugleich die Kunst der östlichen Kulturkreise Ägyptens, Kleasiens, Mesopotamiens bevorzugt entschieden die Darstellung schlechthin. Dem Bilde des irdischen Menschen durch die Kunst den Ausdruck der Schönheit, der inneren Größe und Höheit zu verleihen, so daß er gottähnlich zu erscheinen und zu wirken vermochte, das ist die Sehnsucht alles antiken Kunstschaffens, wofür die Fülle der herrlichen Gestalten von Göttern und Göttinnen der Antike glanzvolles Zeugnis ablegt.

Wie solches verschiedenartige Wesen sich zur Einheit verschmelzen konnte, zeigt die Kunst des Mittelalters, die unter der neuen, alles Leben und Sein, alles Denken und Sinnen beherrschenden Macht des Christentums diese Verschmelzung fremdesten und widerstrebendster Elemente zuwege brachte.

Die christliche Einstellung bewirkte eine grundlegende Umbildung der sinnlichen Ausdruckformen der heidnischen Antike. An Stelle der in der Antike bevorzugten Sinnlichkeit der schönen Form beginnt das Christentum mehr und mehr das Innerlich-Seelische als alleinigen Inhalt der Kunst zu bevorzugen. Während die altchristliche Kunst, namentlich auf italienischem Boden, bis in das 6. und 7. Jahrhundert hinein die überlieferten Formen der heidnischen Antike verwendet, wobei das Statuarisch-Erstarrte und Monumentale unter den Anregungen der östlichen, insbesondere der byzantinischen Kunst, einen neuen Wert erhält, während in Deutschland durch Karl den Großen noch im 8. und 9. Jahrhundert die Anlehnung an die Antike mit Bewußtsein gepflegt wird, vermag der neue seelische und geistige Gehalt der Zeit eine neue Art des Sehens und damit neue Kunstformen vorzubereiten. Die germanische Neigung, die Fläche flächenhaft mit abstrakten Linien und Ornamenten zu schmücken, be-

wirkt, daß die Raumdarstellung der Antike und ihre rundplastische Körpergestaltung langsam verblassen. Die Körper wirken oft wie flache Scheiben, die auf eine glatte Ebene aufgesetzt erscheinen; sie werden bisweilen in schatten spendende Nischen hineingestellt und dadurch dem Bannkreis des Plastischen entzogen und in die Ungewißheit malerischer Beziehungen eingeordnet. Die karolingische Kunst gibt davon in ihren mit leidenschaftlichem Ausdruck übersättigten Elfenbeinschnitzereien, wie vor allem in den machtvollen Werken der Goldschmiedekunst und Malerei eine klare Vorstellung. Wenn das kleine bronzene Reiterstandbild Karls des Großen in Paris auch deutlich die Abhängigkeit von römischer Bildniskunst erweist, so zeigen die geringere Wirklichkeitsdurchbildung wie auch die bewußtere Erstarrung und die malerische Weichheit der Flächen klar, daß der Weg zur mittelalterlichen Monumentalisierung einer naturfernen, abstrakten Formensprache, die nur Sinnbild eines überirdisch geistigen Erlebnisses sein soll, mit Sicherheit beschritten wird. Plastik wie Malerei der ottonischen Zeit, also des 9. und 10. Jahrhunderts, übermitteln von dieser mittelalterlichen Art des Sehens ein großzügiges Bild. (Abb. 1.)

Im Verlauf des 11. Jahrhunderts bereitet sich der erste in sich fest geschlossene eigenwillige Stil des Mittelalters, der romanische Stil, vor, der das 12. Jahrhundert vollkommen beherrscht und der sich im beginnenden 13. Jahrhundert gewalttätig durch die Leidenschaft der jungen Gotik zu wandeln beginnt. Im romanischen Stil gewinnen deutsche und rheinische Eigenart erstmalig ihre geprägte Form. Alles, was sich unmittelbar an die Sinne wendet, ist abgetan. Nur dem Innerlichen soll, dem christlichen Lebensideal entsprechend, ein Sinnbild entstehen. Die Welt des Überirdischen und Jenseitigen hat allein Geltung. Der Begriff des Absoluten, die unwandelbare Vorstellung von dem Wirken und Wesen der Gottheit, die sichere Gewißheit von der Sündhaftigkeit alles Irdischen zwingen den Künstler zu Formen, die alle Mängel des Tagtäglichen, d. h. die Mannigfaltigkeit und Wandelbarkeit der tausendfältig schillernden Sinnlichkeit der irdischen Natur verneinen. Nicht der Mensch, das Tier, die Landschaft, wie sie in Wirklichkeit sind und erscheinen, sind darstellungswert, sondern nur das von allen diesen naturhaften Formen, was an ihnen das Wesen des Absoluten und Unwandelbaren, des Gesetzmäßig-Geordneten und Übersinnlichen verkörpert. Daher im roma-



Abb. 2. Emporenbrüstung aus Gröningen Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin

nischen Stil das unbedingte Regelmäß aller Gebilde, daher die Verneinung aller persönlichen und zufälligen Erscheinungsweisen des organisch Gewachsenen. Daher die erstarrte, stählerne Festigkeit der klar und knapp umrissenen Formen, die in bewegungsloser Monumentalität für die Ewigkeit geschaffen zu sein scheinen. Aus dem eckig geradlinigen Umriss der plastischen Gestalten, den gleitenden, gleichmäßig verlaufenden Linien der gezeichneten Körper strömt die Größe und Eindringlichkeit der Wirkung, die diese Wirklichkeitsformen und naturfremden Gebilde zu Trägern geistiger und überirdischer Erlebnisse macht. Deshalb gestaltet diese Kunst im wesentlichen nur für die Kirche. Und das Innere des Kirchenbaues oder des Klosters ist der einzig geeignete Raum, die dem täglichen Leben enthobenen Kunstwerke zu bergen. (Abbildung 2 bis 4.) Welchen technischen Ursprung auch immer die Werke des romanischen Stiles haben mögen, ob es die figurenreichen Darstellungen der Wand- und Glasmalerei sind, ob die monumentalen Schöpfungen der Großplastik oder die kleinformatischen der Buchmalerei oder der Goldschmiedekunst, die Grundlage der formalen Gestaltung bleibt stets dieselbe, da die Abwendung von den Vorbildern der Natur grundsätzlich erfolgt und da der Wille und die Sehnsucht, das Innerlich-Bedeutsame zu gestalten die einzig treibende Kraft der künstlerischen Formung sind. Aus dieser Einheitlichkeit des Zeitgeistes und Kunstwollens erklärt es sich, weshalb die Werke des romanischen Stiles selbst über die nationalen Grenzen der Völker und Rassen hinaus sich innerlich als so nahe verwandt erweisen.

Inden beiden ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts, in der machtvollen und phantasiebeschwingten Hohenstaufenzeit strömen dem spätromanischen Stile aus neuem Lebensgefühl bisher fremde Reize zu. Das asketische Verharren in der mittelalterlichen Gebundenheit an das Jenseits, die der menschlichen Natur widersprechende Verneinung aller naturgebundenen Regungen, jeglichen Erlebens und Erfassens sinnlicher Mächte und Kräfte bewirkt eine Reaktion des Naturhaften, die sich mit eruptiver Gewalt des gesamten Sinnes- und Geisteslebens des 13. Jahrhunderts bemächtigte. Das Menschliche

tritt in den Bereich des Erlebens, Denkens und Gestaltens. (Abb. 5.) Der Begriff des Absoluten und Göttlichen gewinnt eine Form, die aus irdisch-menschlichem Fühlen gespeist wird. Das Gefühl, die abendländische Liebe, die das Verhältnis zu Gott mit Worten, die auch die Liebe von Mensch zu Mensch künden kann, im mystischen Überschwang des Gefühles darstellt, sie läßt das Verwurzelte des Menschen in der Natur zu Ehren kommen. Das

Wirkliche, wie es in dem natürlichen Ablauf der Gefühle jedem gegenwärtig ist, wird nicht mehr nur als sündig anerkannt, sondern es wird in den schönen Schleier dieses Wirklichen auch das Erlebnis des Übersinnlichen gehüllt, so daß in der gefühldurchpulssten, leidenschaftlichen jungen Gotik die Sinnlichkeit der schönen Form eine neue Stätte des Wirkens gewinnt. Was Wunder, daß nunmehr wiederum die schimmernde Schönheit antiken Kunstgeistes die Welt zu beherrschen beginnt! Nicht wenige der edelsten französischen und deutschen Werke der gotischen Plastik des 13. Jahrhunderts leben durch die sinnhafte Anmut ihres organischen Wuchses, durch die lebendige Feingliedrigkeit ihrer schwingenden Bewegung, durch den zauberhaften Glanz ihrer malerischen Oberfläche, als seien sie durch Vorbilder der Antike bestimmt. Bis ins 14. Jahrhundert hinein währt dieser Zauber des Sinnlichen. (Abb. 6 und 7.) Und was an Kräften der Natur und der Wirklichkeitsgestaltung die Gotik erweckte, was an neuen Menschen- und Formbeziehungen das 13. und 14. Jahrhundert entdeckte, alles das vollendete die Loslösung aus der mittelalterlichen Gebundenheit des 12. Jahrhunderts und ließ eine Form der Darstellung entstehen, die langsam, aber sicher eine



Abb. 3. Kopfreliquiar. Rappenberg

Wiedergabe der Wirklichkeit erstrebte. Das ganze 14. Jahrhundert müht sich ab, aus der unübersehbaren Fülle der Wirklichkeitswerte einzelne der künstlerischen Darstellung dienstbar zu machen, derart, daß auf der Wende des 14. zum 15. Jahrhundert der deutsche Künstler sich berufen fühlte, die Wirklichkeitsformen voll sinnhafter Schönheit naturähnlich darzustellen. Wenn das zunächst, im 14. Jahrhundert, auch noch geschah, indem man mehr oder weniger reliefplastisch die Formen im Flusse der schönen Linien sich von der

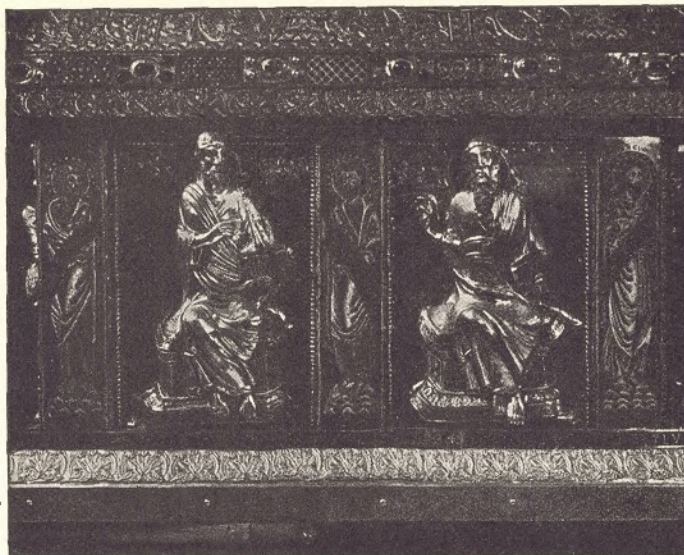


Abb. 4. Vom Heribertus-Schrein in Deutz

ebenen Fläche abheben ließ, so ist dennoch schon im beginnenden 15. Jahrhundert die Kraft der Wirklichkeitsdarstellung so groß, daß man den Wirklichkeitsausschnitt schon räumlich als dreidimensional, die Körperrundung schon körperhaft als in drei Dimensionen wirkend zu sehen und zu gestalten beginnt. Mit dieser abendländischen Art des Sehens hat das Mittelalter die letzte Phase seiner Entwicklung erreicht, die die spätmittelalterliche Kunst zur unmittelbaren Vorstufe der neueren Kunstentwicklung machte. (Abb. 8 und 9.)

Die Aufgabe, die das 15. Jahrhundert zu lösen hatte, kann als die schwerste bezeichnet werden, die der mittelalterlichen Kunst gestellt war. Denn sie wendet sich ganz ab von der eigentlich mittelalterlichen Geistigkeit, sie erfordert eine Art des künstlerischen Sehens, die in keinem Zusammenhang mehr stand mit der ursprünglichen mittelalterlichen Innerlichkeit, mit ihrer wesenhaften Verankerung in geistige und überirdische Bezirke. Denn die Wirklichkeitsdarstellung des 15. Jahrhunderts will in der Kunstform mit der Naturform wetteifern. Sie gründet sich in technischer Hinsicht auf ein wissenschaftliches Studium. Wenn in der italienischen Renaissance dieser neue Charakter der Kunst als ein Zweig der Wissenschaft wissenschaftlich und literarisch vielfach überliefert ist, so sprechen in Deutschland die plastischen und malerischen Schöpfungen des 15. Jahrhunderts den gleichen Gedanken in aller Deutlichkeit aus. Alle Einzelformen des Naturvorbildes werden mit Mühe und nie erlahmender Geduld nachgebildet. (Abb. 10 und 11.) Und als man im 3. und 4. Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts die Einzelformen naturähnlich wiederzugeben in der Lage war, geht man mit wissenschaftlicher Subtilität dazu über, die Formen in ihrer Umwelt, im Innen- oder im Außenraum so darzustellen, wie sie im gegebenen Wirklichkeitsausschnitt des Raumes in ihrem formalen und malerischen Zusammensein tatsächlich wirken. Die Fragen der richtigen perspektivischen Darstellung, der dreidimensionalen Körper- und Raumillusion erregten den Künstler des 15. Jahrhunderts vielfach mit der gleichen Kraft und Bedrängnis wie in den vergangenen Jahrhunderten die Frage nach der reinsten Gestaltung innerlichsten Ausdruckgehaltes. (Abb. 12.) Daß daher die Innerlichkeit des Ausdruckes in den Kunstwerken des 15. Jahrhunderts bisweilen überwuchert wird von rein gedanklichen Erwägungen der technischen

Bewältigung der Formprobleme, ist diesem Jahrhundert wissenschaftlicher Erneuerungen und Entdeckungen nur gemäß. Daß andererseits die mittelalterliche Vertiefung in die Wirklichkeit des Überfönnlichen auch noch über das 15. Jahrhundert seine Schatten breitete, besagt, daß, wo Inhalt und Form zu einer Einheit verschmolzen, ein Kunstwerk entstand, in dem die äußerste Eindringlichkeit der wirklichkeitsähnlichen Form einer Tiefe des seelischen Gehaltes sich zugesellte, die in späteren Zeiten nur ausnahmsweise erzielt wurde.

Wenn das späte 15. Jahrhundert und die beiden ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts vermöge der Einwirkung der schönen Formen der italienischen Renaissance aufs neue bewußt auf eine idealisierende Schönheit der äußeren Form ausgehen, so darf man in diesem Entgleiten der Eigenform in die gedanklich übernommene Formwelt einer fremden Anschauungsweise den Kreislauf der Formwandlung der mittelalterlichen Kunst als geschlossen betrachten. Wie Beginn und stärkste Anregung der mittelalterlichen Kunst mit dem unermessen großen Kunstkreis der römischen Reichskunst verwoben waren, die damals die schöpferische Kraft der germanischen Rasse ihrer Eigenart zu assimilieren vermochte, so auch war die deutsche Kunst des ausgehenden Mittelalters von ähn-



Abb. 5. Madonna. Schnütgen-Museum, Köln

lichen Mächten antifikzierender Formanschauung bedrängt. Dieses Mal aber versagt die eigene schöpferische Gestaltungsgabe. Der Wille und die Kraft des italienischen Schönheitszaubers waren größer. Deutsche Eigenart wird von ihm

überlagert und verschleiert. Es hat Jahrhunderte gewährt, bis eine neue Welle eines neuen Wirklichkeitswillens eine Grundlage schaffen konnte, auf der sich das Deutsche tatkräftig und ausdrucksstark emporzurecken vermochte.

Von der Bildung

Von Franz Anton Bechtold

(Alle Rechte vom Verfasser vorbehalten)

Unnutzung, Überhebung, Schüchternheit und Unterschätzung stehen einander im Bildungswesen gegenüber. Weil viele Menschen nicht imstande sind, das

richtige Verhältnis zu einer Sache zu gewinnen, überschätzen oder unterschätzen sie diese. Annäherung und Überhebung im Bildungswesen sind ebenso sinnwidrig wie Schüchternheit und Unterschätzung. Da ist einer, der nur die Volksschule besucht hat. Er verlangt von dem, der eine höhere Schule besucht oder eine Hochschule, daß dieser alles wisse, auf alle möglichen Fragen eine klare, zuverlässige Antwort gebe. Dort ist einer, der die Reifeprüfung einer höheren Schule oder eine akademische Prüfung bestanden hat. Er sieht mit abweisender Gebärde auf alle die herab, die keine Reife- oder Staatsprüfung bestanden haben. Und wie armselig ist oft das Wissen dieser Leute, wie wenig brauchbar sind sie im täglichen Leben. Sein Gegenstück auf der anderen Seite (einer mit weniger Klassen, ein Nichtbestandener, ein Volksschüler) ist der sich aufblühende Kraftmeier, der das Wissen und Können des Geprüften aller Arten für eitel Dunst erklärt. Von der Bildung der Geprüften hält er gar nichts, nur seine eigene gilt ihm etwas. Sie erhebt er über alles. Unter allen Bildungsstufen und unter allen Berufen gibt es Leute die sich anmaßen, nur allein etwas zu sein und zu bedeuten. Ihnen muß der Kopf geradegerichtet werden.

In der Bildungsfrage gilt:

Kein Mensch weiß alles, jeder Mensch weiß etwas. Genau so ist es mit dem Können: Kein Mensch kann alles, aber jeder Mensch kann etwas. Diese Sätze mahnen alle zur Bescheidenheit; jeder kommt sozusagen einmal in die Verlegenheit, etwas nicht zu wissen oder zu irren. Wer heute mit seinem Wissen und Können einen großen Sieg errungen hat, der kann schon morgen damit

einen Hereinfall sondergleichen erleben. Dem abgeklärten Menschen wird allerdings kaum ein solches Pech auf den Fersen folgen; denn er weiß, was er nicht weiß, und er weiß, was er nicht kann. Weil er weiß, was er nicht weiß, und weil er weiß, was er nicht kann, unternimmt er nichts, was über sein Wissen und Können hinausgeht. Verlangt man mehr von ihm, als er zu geben imstande ist, dann erwidert er offen: das weiß ich nicht, oder: das kann ich nicht beurteilen. Eine solche Antwort setzt niemand in den Augen eines vernünftigen Menschen herab, aber wer Wissen und Können heuchelt, wird bald entlarvt sein.

Unsere Gedanken drücken wir mündlich oder schriftlich aus. Je unvollkommener also unsere Fähigkeit in der Ausdrucks- oder Schreibweise ist, um so geringer ist die Möglichkeit, uns verständlich zu machen. Wenn wir Deutsch sprechen und schreiben wollen, müssen wir Deutsch lernen. Hier muß eingeschaltet werden, daß niemand glauben möge, daß er mit dem Deutsch, das er in der Schule gelernt hat, ein vollendeter Meister sei. In der Schule soll die Grundlage für die deutsche Sprache gegeben und eine gewisse Fertigkeit im Sprechen und Schreiben erzielt werden. In der mannigfachen Weise müssen diese Sprachkenntnisse später ergänzt und vervollkommen werden. Wer immer sich in der Öffentlichkeit betätigen will, der muß sich an den großen Sprachmeistern der Vergangenheit und Neuzeit

bilden. Eine flotte, klare und leichtverständliche Sprache ist für jeden nötig, der privat oder öffentlich wirken will. Ein gutes Deutsch fliegt einem aber nicht im Traum zu, sondern es muß in zäher, aufbauender Weise erworben werden. Denen, die da glauben, mit ihrem Schulwissen (wovon oft viel vergessen wird) auszukommen, sei Goethe als Muster empfohlen, der selbst im höheren Alter noch



Abb. 6. Domchor-Madonna. Köln
(Zum Aufsatze auf Seite 488 bis 492)

an seiner Ausdrucksweise feilte und sie zu vervollkommen suchte. Es ist nur jedem zu empfehlen, gute Lehrbücher und Nachschlagewerke von Zeit zu Zeit wieder in die Hand zu nehmen und durchzulesen.

Ein ausgereifter Mensch braucht sich keineswegs streng an die grammatischen Regeln zu halten. Für die Jugend ist dies aber so lange nötig, als sie selber noch kein selbständiges Urteil über das hat, was als gut und schlecht zu gelten hat. Im allgemeinen fehlt es unseren jungen Volksangehörigen an Sach- und Weltkenntnis, und über die Dinge, über die man nicht recht Bescheid weiß, wird man immer unzulänglich reden oder schreiben. Klar, packend und eindringlich zu reden und zu schreiben, ist eine Kunst, und sie erlernt der oder die dafür Begabte nur durch Übung.

Bilden kann man sich im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben an fachlicher und schöngeistiger Literatur. Gebildet kann man durch Lehrer und Selbststudium werden. Wie ein Bildungsbefflossener vorgehen soll, das hängt von seiner Bildung, seinen Anlagen, von seiner Zeit und von dem ihm dafür zur Verfügung stehenden Geld ab. Leichter und rascher kommt man im allgemeinen mit einem guten Lehrer vorwärts. Über ihn geht nichts; er bewahrt vor den vielen sich auftuenden Irrwegen, er hält seine Schüler vor der Überschätzung zurück, er muntert sie auf, er schützt sie vor der Zersplitterung, er sorgt für ihre geistige Sammlung. Aber ist der Bildungsbefflossene (ich denke hier an Erwachsene, die irgendein Bildungsbedürfnis stillen wollen) auch selber imstande, sich ein zutreffendes Urteil über einen Lehrer (einen guten oder schlechten) zu bilden? Er wird gut tun, sich darüber von einem gewissenhaften und sachkundigen Fachmann beraten zu lassen.

Schwer wird es dem, der sich selber (durch eigene Beobachtung, eigene Erfahrung, durch Bücherstudien, Zeitungen und Zeitschriften, durch eigenes Nachdenken)



Abb. 7. Verkündigung. Wallraf-Richartz-Museum, Köln
(Zum Aufsatze auf Seite 488 bis 492)



Abb. 8. Meister Franke. Frauengruppe
Kunsthalle, Hamburg
(Zum Aufsatze auf Seite 488 bis 492)

bilden möchte. Ratschläge, wie man es anfängt, um ein brauchbares und zuverlässiges Wissen zu erhalten, gibt es mancherlei, aber es wird da meist zuviel verlangt. Man soll von allem etwas wissen: die wichtigsten Ergebnisse aus allen Wissenschaften kennen. Wer darauf ausgeht, sollte aber bedenken, daß dazu die ganze Lebenszeit gehört, daß den allermeisten die Zeit, die Ausdauer und vielen auch die Begabung dazu fehlt. Es ist besser, sein Ziel zu begrenzen und es auf das Erreichbare einzustellen. Vor allem ist das eigene Bildungsbedürfnis zu prüfen, und jeder sollte sich fragen: Wozu lerne ich, wofür bilde ich mich aus?

Soll mir meine Bildung dazu dienen, mein Einkommen zu vermehren oder soll sie nur für den Hausbedarf sein. Soll sie mich oder andere glücklicher und zufriedener machen? Alle diese und ähnliche Fragen münden in diese aus: Was will ich, und wie kann ich das Gewollte am zweckmäßigsten erreichen? Bevor man sich aber mit Eifer an einen Bildungsstoff heranmacht, sollte man sich überlegen, ob die Veranlagung stark genug sein wird, es auch in dem oder jenem Bildungsfach zu etwas zu bringen. Neigung und Lust und Liebe zu einer Sache vermögen zwar mancherlei, aber sie können die fehlende Begabung nicht ersetzen. Allerdings, auch die Begabten bedürfen der Schulung und der Bildung. Sie unterscheiden sich aber von den weniger Begabten dadurch, daß sie rascher oder besser begreifen. Schließlich aber kommt es im Gesellschaftsleben und bei der Berufsausübung nicht darauf an, etwas oder viel zu wissen, sondern etwas oder viel zu können.

Auf die Urteilsfähigkeit, Urteilskraft und die erfolgreiche Anwendung des Wissens kommt es an. Im Leben der Menschen und Völker untereinander heißt es: zu



Abb. 9. Maria im Himmelsgarten — Städtisches Museum Frankfurt a. M.
(Zum Aufsatz auf Seite 488 bis 492)

irgendeiner Sache im bejahenden, verneinenden und verschiebenden Sinne Stellung nehmen. Da müssen Vorschläge gemacht und beantwortet werden, da muß untersucht werden, was richtig und was falsch ist, was zweckmäßig und unzweckmäßig ist, was durchführbar und undurchführbar ist, welche Wirkung eine Maßnahme oder eine Betätigung möglicherweise hervorrufen könnte. Unser Wille ist in allen diesen Fällen darauf eingestellt, erfolgreich zu sein: einen Gewinn zu machen oder Schaden abzuwenden. Wollen wir vorwärtstommen oder uns vor Schaden bewahren, dann müssen wir urteilsfähig sein. Schon im kleineren Kreise (in der Familie, unter Freunden oder den nächsten Arbeitsgenossen) ist die Urteilskraft wertvoll, eine viel größere Bedeutung aber hat sie im größeren Kreise, im privaten und öffentlichen Leben.

Wenn ich etwas beurteilen will, muß ich das zu Beurteilende kennen. Ich muß Menschenkenner und Sachenkenner sein, wenn ich ein vernünftiges Urteil abgeben möchte. Ich muß die wichtigsten Formen kennen, in denen man eine Beurteilung ausdrückt. Diese Formen lehrt die Logik. Die Art und Weise aber, wie die Menschen denken, wie der Bewußtseinsinhalt eines Menschen zustandekommt, lernt man in der Psychologie. Die

Logik ist die Lehre vom folgerichtigen Denken, und die Psychologie zeigt, was in den Menschen vorgeht, wenn sie denken. Die wichtigsten Ergebnisse der Logik und der Psychologie sollte sich jeder zu eigen machen, der öffentlich auftreten will. Aus den Werken der schöngeistigen Literatur (der sogenannten Belletristik) kann man die formalen Grundsätze des richtigen Denkens (also der Logik) nicht lernen, ebensowenig, wie der Bewußtseinsinhalt (Vorstellungen, Wille, Denken, Gefühle) eines Menschen zustandekommt. Auch das Studium der Geschichte, der Naturwissenschaften und der Wirtschaftswissenschaften kann uns die Logik und Psychologie nicht ersetzen. Logik und Psychologie sind Grundlagen für die anderen Wissenschaften. Jedenfalls: sie schulen die Urteilskraft und sie fördern unsere Erkenntnis im allgemeinen. Sie erleichtern die Beurteilungen.

Insbesondere der Wirtschaftswissenschaftler und der Wirtschaftspolitiker haben logische und psychologische Kenntnisse nötig. Der Wirtschaftswissenschaftler hat die Aufgabe zu erklären, wie gewirtschaftet wurde, wie die wirtschaftlichen Gebilde entstanden sind, und warum sie gerade so geworden sind, wie sie sind. Er muß aber auch die Begriffe, die er anwendet (Gut, Wert, Preis, Geld, Bedürfnis, Angebot, Nachfrage, Kredit, Güterherstellung

und Güterverbrauch, Ertrag, Einkommen, Rente, Zins u. ä.) erklären. Da es Menschen sind, die wirtschaften und für die gewirtschaftet wird, muß er wissen, wie sie denken, wie bei ihnen Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, und Wille sich bilden. Mit hausbackenen Kenntnissen dieser Art ist nichts anzufangen, der Bildungsbeflissene muß sich tief in den menschlichen Willen hineinendenken, um ihre Bedürfnisse und die Art ihrer Bedürfnisbefriedigung begreifen zu lernen. Der Wirtschaftspolitiker will die Wirtschaft gestalten, verbessern, mehr aus ihr herausholen. Er stellt sich das Ziel, den Volkswohlstand zu vermehren (wenn er wirtschaftlich denkt). Er macht Vorschläge für die Zukunft. Der Wirtschafts-Wissenschaftler sieht in die Vergangenheit und Gegenwart, der Wirtschaftspolitiker in die Gegenwart und Zukunft. Der Wirtschafts-Wissenschaftler klärt auf und erklärt, wie die Wirtschaft war und ist, und der Wirtschaftspolitiker will sie ertragreicher machen und ihren Ertrag an die oder jene Personen gehen lassen. Vorschläge, wie man im Wirtschaftsleben etwas anders oder besser macht, gehören in das Gebiet der Wirtschaftspolitik. Es kann gar kein Zweifel darüber sein, daß ein Wirtschaftspolitiker um so brauchbarere Vorschläge machen kann, je mehr er vom Wirtschaften versteht. Die Zusammenhänge in der Wirtschaftsführung wird er aber nur erkennen, wenn er sich die erforderlichen wirtschaftswissenschaftlichen Kenntnisse angeeignet hat; wenn er Land und Leute und die Mittel der Güterherstellung kennt; wenn er weiß, welches die geeignetsten Mittel der Ertragssteigerung sind, und wie sie am zweckmäßigsten zu erreichen ist.

Ein derartiges Wissen hilft auch, trübe Stunden leichter zu ertragen. Wer weiß, was zu erreichen und nicht zu erreichen ist, der bekommt jenen inneren Halt, der zum Ertragen dieses Erdendaseins nötig ist. Der Mensch mit innerem Halt ist weder vorlaut, noch duckt er sich. Inneren Halt aber schafft man nur durch Bildung, durch willensstarke Arbeit an sich selber, durch Verbesserung und Vervollkommen all der in uns vorhandenen geistigen Anlagen. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“

Bilden heißt, sich reifer, sich tüchtiger machen, um den Anstürmen des Lebens (wirtschaftlich und seelisch) besser gewachsen zu sein. Durch die Bildung sollen wir wertvoller (für uns, unsere Familie und die Gesamtheit) werden.

Bei vielen ist zuerst einmal der Wille zur Bildung zu wecken und zu heben, und dann ist stets im Auge zu be-

halten, welchen Sinn und welchen Zweck die Bildung hat. Zweck und Sinn jeder Bildung müssen Veredelung und Vervollkommen sein; der geistigen und wirtschaftlichen Stärkung soll die Bildung dienen.

*

Wissen und Können

Den letzten Ausschlag gibt nicht das Wissen. In allen Wissenschaften, im gewerblichen und kaufmännischen, im künstlerischen und gesellschaftlichen Leben hat der Könnender Vortritt vor dem Wissender. Uns allen sticht das Ergebnis in die Augen: der kleine Krämer, der in seinem Lädchen wächst, der Handlungsgehilfe, der sich mit Erfolg selbständig macht oder in die Verwaltung des größeren Unternehmens aufsteigt, der Handwerker, der über die anderen hinauswächst, der Landwirt, der besondere Ergebnisse erzielt, der Gelehrte, der uns befruchtet, der Künstler, der unsere Seele in Schwingungen setzt; eben immer der, der geistig oder wirtschaftlich merklich hinausragt, erregt unsere Aufmerksamkeit.

Ist es das Wissen, das auf uns so großen Eindruck macht? Nein! Das Wissen kann uns in Erstaunen setzen, kann uns Achtung einflößen, aber niemals solche Gefühle in uns wecken wie das sichtbare und hörbare Hinausragen eines Menschen aus seiner Umgebung und seinen Berufsgenossen. Was uns als Berufsmenschen, als Gesellschaftsmenschen so sehr packt, das ist kurz gesagt: das Ergebnis. Wir sehen die große Eiche, hören den weichen, milde und doch in das innerste

Wert der Seele eindringenden Sänger, den großen, formvollendeten und gewandten Redner, lesen mit Behagen den in sich abgerundeten, fachkundigen Aufsatz eines Schriftstellers, bewundern die technischen Errungenschaften, die Organisationsgabe der Leiter von Berufsverbänden und wirtschaftlichen Unternehmungen. Was davorliegt: das Entstehen und Werden alles dessen, das wissen wir nicht oder wir sehen darüber hinweg. Wir freuen uns über das einmal so Seiende, das uns zu packen versteht, über das Ereignis in irgendeiner Form. Wer keine offenkundigen Zeichen seines Könnens abgeben kann, der ist Durchschnitt, Mittelware, ein Kamerad der vielen, vielen, auch wenn er noch soviel weiß.

Das Wissen macht es nicht und schafft es nicht. Rosegger hat es etwa in die Worte gekleidet: Wissen ist Macht. Wie schief gedacht! Wissen ist wenig, Können ist König! Für alle Gebiete des geistigen, politischen und wirtschaftlichen Lebens gilt das.



Abb. 10. Friedr. von Saarwerden. Dom, Köln
(Zum Aufsatz auf Seite 438 bis 492)



Madonna
von Stephan Lochner (um 1450)
Wallraf-Richartz-Museum, Köln
(Abb. 11 zum Aufsatz auf Seite 488 bis 492)

Es ist kein Zweifel: wer überzeugen will, muß reden können. Ganz je nach dem Einzelfall; im großen oder kleinen Kreis. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß nur der herausragt und Ergebnisse erzielen kann, der öffentlich oder privat gut sprechen kann. In großen Reden kann viel Inhalt stecken, oft aber ist das Gegenteil der Fall. Als Ganzes genommen mag eine Rede eine Leistung sein und ihren Zweck (darauf kommt es an) erfüllen. Diese Einsicht darf uns aber nicht verleiten, über der Kunst des Sprechens den Inhalt zu übersehen. Neulich hatte ich zwei Reden zu lesen; eine dafür und eine dagegen. Den Kern der beiden Reden, den wirklichen Inhalt konnte ich in je fünf Sätzen ganz und gar ausdrücken. Wer aber macht sich die Mühe, das Wesentliche herauszuheben, das Beiwerk zu vergessen, das Wesentliche aber geistig zu verarbeiten, so daß er nicht ein Wissler bleibt, sondern ein Könnler wird? Vielleicht nicht viele. Wer es aber macht und sich darin übt, der wird Meister: Übung macht den Meister. Hätten (und das ist lehrreich) jene beiden Redner nur fünf Sätze (die Kernsätze) gesprochen, so wäre die ganze Wirkung ihrer Rede verpfuscht gewesen. Sie wären zu inhaltsreich gewesen und insolgedessen an den allermeisten Zuhörern abgeprallt wie ein Platzregen, der hart auffällt und alsbald abfließt, nicht aber in den Boden eindringt und ihn erweicht. Der Redner spricht nicht für sich, sondern für andere, meist für weniger Bewanderte. Darauf hat er sich einzustellen.

Auf das Ziel kommt es im Leben an, auf den Zweck der Übung. Wer sein Ziel erreicht, der kann eben etwas in seinem eigentlichen persönlichen Sinn. Nicht jeder kann alles. Der große Redner ist vielleicht ein mittelmäßiger oder darunterstehender Schriftsteller. Der sachkundige, gewandte und wirkungsvolle Schriftsteller bringt vielleicht keine zehn Sätze geordnet und wirkungsvoll heraus. Der Leiter eines großen Unternehmens kann als Buchhalter oder Reisender keinen Schuß Pulver taugen, der Privatsekretär, der seinem Auftraggeber die besten Schriftsätze ausgearbeitet, ihm Geist von seinem Geist gibt, würde unter Umständen versagen, wenn er das von ihm selber Ausgedachte auch selber an den Mann bringen sollte. Berechtigt uns derartiges, etwas als Unfähigkeit, oder als ein Wissen aber ein Nichtkönnen hinzustellen?

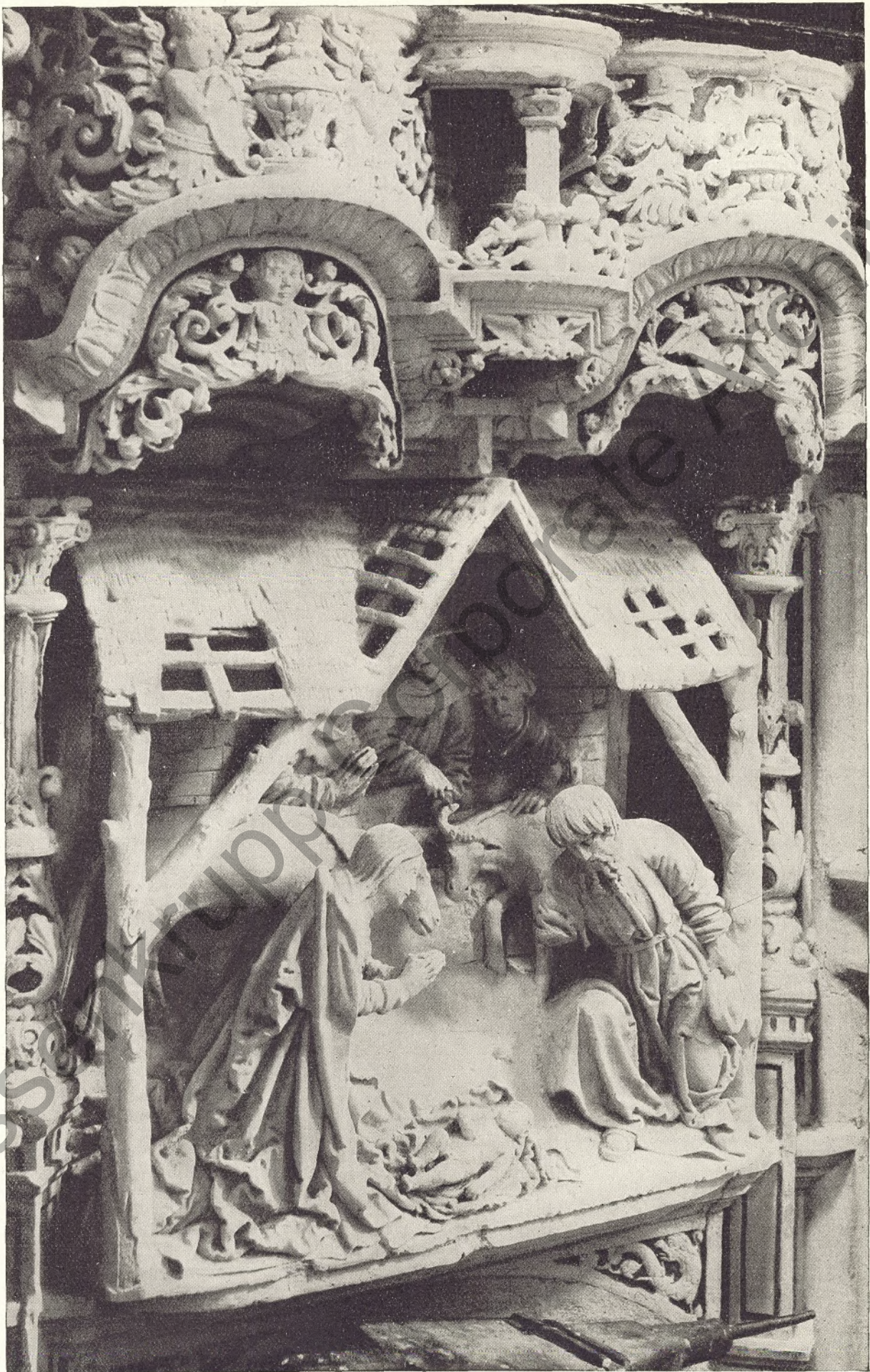
Gewiß nicht! Denn ein Können kann in den eben angeführten Fällen nicht geleugnet werden. Der große Unternehmer wäre ohne seine Angestellten ein kleiner Mann, ohne seinen Privatsekretär oft hilflos, der Redner ohne die Vorarbeit anderer ein Stümper, der Gewerbetreibende ohne die günstige Lage, die Gunst der Zeit und einen Beruf, der eben seinen Fähigkeiten zuneigt, nicht mehr, als viele andere auch sind. Alles, was zum Erfolg geführt hat, das übersehen wir leichtem Herzens, und wenn wir schon etwas sehen, dann ist es das Außergewöhnliche: das Auffallende, das Zufällige und das Glücksmäßige.

Jeder Mensch kann etwas in seiner Art. Manchmal wird ihm nur das selber nicht klar, das ihm besonders Eigene auszubilden oder anzuwenden. Daraus erwachsen für die anderen, die das sehen, ernsthaftes Pflichten: für die Ausbildung und Anwendung zu sorgen, oder wenn

man das nicht selber kann, es an den Stellen anzuregen, die dafür geeignet erscheinen.

Zu allem aber gehört Gelegenheit. Das spotthaft angewandte „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand“ ist nicht so ohne. Es bedeutet in seinem besten Sinne: die Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu offenbaren, mit seinen Aufgaben zu wachsen. In der englischen Armee sind ein Feldwebel, ein Koch und ein aus der Arbeiterschaft Hervorgegangener zu Brigadegenerälen während des Krieges aufgerückt, und sie sollen die Tüchtigsten gewesen sein. Das muß zu denken geben. Können ist ein zeitlicher Zustand, ein Ergebnis eines bestimmten Augenblicks. So fällt es auf. Wer dem Augenblick nicht standhalten kann, verschwindet hinter seinem Ergebnis, andere treten vor. Der ehemalige Könnler sinkt zu den Wisslern zurück, zu denen, die einmal etwas gekonnt haben, die aber jetzt nicht mehr können, sondern nur noch das Wissen von dem Können haben.

Können ist in hohem Maße die Beherrschung des Bedarfs, die Fähigkeit, seine Gedanken zu übersehen, zu ordnen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, die Wirkung des Kleinen zu beurteilen und all den geistigen und leiblichen Bedürfnissen zu dienen. Können ist jedenfalls immer Ergebnis, Leistung, Fortschritt. Aber ohne Wissen gibt es kein Können von Belang. Bevor jemand etwas kann, muß er etwas wissen. Er muß mancherlei und viel wissen, wenn er Erfolge erzielen will, die in der Kultur- und Wirtschaftswelt etwas gelten. Beaconsfield sagt zwar: Erfolg ist das Kind der Kühnheit, aber die Ergänzung davon darf nicht vergessen werden, daß nur ein gewisses Wissen kühn macht und die Wirkung der Kühnheit um so besser ist, auf einem je wohlbegündeteren Wissen sie ruht. Wissen als Macht ist nur schief gedacht, wenn vor den Wagen nicht die Pferde gespannt werden, wenn die Kraft des Wassers nicht ausgenutzt wird, wenn der Acker gepflügt, aber nicht besät wird. Die Unterschätzung des Wissens führt zu einem Kraftmeiertum, zur Überschätzung des äußerlich Sichtbaren und Hörbaren, zur Prahlerei, zur Überschätzung der schwierigen Faust, als dem sichtbaren Zeichen des Vollbringens. Der Wissler, der mit seinem Wissen nichts anzufangen weiß, der es nur in sich hat, aber ohne der Mitwelt etwas zu geben, sie zu bereichern, der ist nicht mächtig. Bei ihm ist Wissen wenig, und mit Recht kann man ihm entgegenhalten: Können ist König! Können ist vor allem ein Erkennen und Verstehen der Menschen, ihrer Bedürfnisse und die Anwendung dieses Erkennens und Verstehens. Die Fortsetzung der Anwendung ist Wirkksammachung, Ergebnis, Erfolg. Gerade jetzt aber gilt der Satz des großen Dichters Shakespeare: „Ich wage alles, was des Mannes wert ist, wer mehr wagt, ist kein Mann.“ „Wagen ja, verzagen nicht. Erkenne die Zeit deiner Heimsuchung und schöpfe sie aus, leide in ihr, aber zugleich handle in ihr.“ (Braubewetter.) Laufe nicht hinter der rollenden Lawine her, sondern gehe ihr voraus und setze ihr einen Damm. Das ist die Paarung des Wissens mit dem Können. Sich von den Tagesereignissen nicht unterkriegen lassen, sondern sich in sie einfühlen, sie gründlich verstehen lernen und meistern, das muß unser Ziel sein.



Im Stall zu Bethlehem
Emporenbrüstung. St. Maria im Kapitol, Köln
(Abb. 12 zum Aufsatz auf Seite 488 bis 492)

Die Eisenbahn im neuen Gewand

Nachklänge von der Eisenbahnausstellung Seddin

Von Joachim Brehmer, Berlin

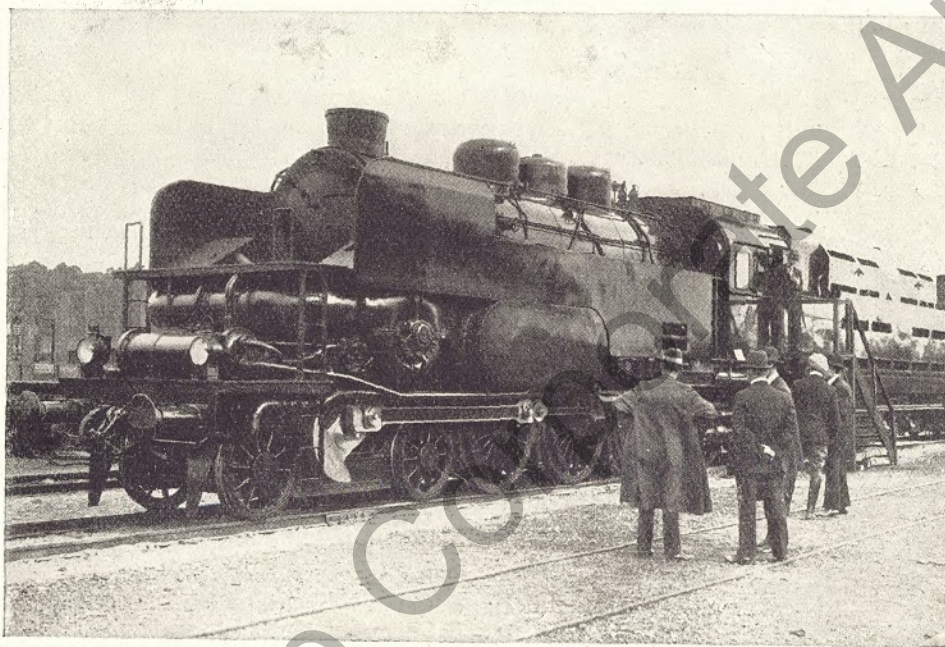
Vorbei ist das bunte Gewimmel der hin- und herflutenden Menschenmassen, die es hinauszog in den märkischen Wald, um auf der Seddiner Eisenbahnausstellung sich zu freuen über die prächtigen Lokomotiven und Wagen, über die sinnreichen Betriebshilfsmittel, die Signalanlagen, die Stellwerke und die wissenschaftlichen Prüfanlagen bei der Eisenbahn. Eine unermesslich stolze Freude stand auf all den Gesichtern der Besucher geschrieben, die die milde Herbstsonne vergoldete. Wer mit offenen Augen und mit empfänglichen Sinnen diese Musterausstellung der deutschen Reichsbahn und des Vereins deutscher Ingenieure durchwanderte, ging heim mit dem Gefühl eines unerschütterlichen Vertrauens in die Arbeitskraft und den Arbeitswillen unserer Männer der Werkstatt, voller Hoffnung auf eine bessere Zukunft unseres Vaterlandes. Was in den vergangenen Wochen draußen in Seddin auf mehr als 350 000 Besucher eingestürmt ist, wird tausendfältig widerhallen in dem hohen Lied der Arbeit, zu dessen Harmonie auch unser aller Kraft erforderlich ist.

Die Eisenbahn mit allem ihrem Zubehör gehört nicht nur zu den vollständigsten technischen Einrichtungen, sondern ist auch der Brotgeber eines hohen Prozentsatzes unseres Volkes. Was Wunder also, daß das Interesse und die Begeisterung von alt und jung für diese umfassende Übersicht über den heutigen Stand der Eisenbahntechnik unbeschreiblich groß waren. Es waren bei weitem nicht die aus allen Teilen Deutschlands und vielen fremden Ländern herbeigeeilten Fachleute, die die Hauptzahl der Besucher ausmachten, nein, es waren Arbeiter mit Frau und Kind, Studenten, Schüler und Schülerinnen, die nicht müde wurden, zwischen den kilometerlangen Gleisen hin- und herzuwandern und in diesen und jenen Wagen zu steigen, hier und dort auf eine Lokomotive zu klettern. Seddin war eine Volksausstellung, keine Veranstaltung für die Fachwelt.

Wenn man nun fragt, was es denn eigentlich Neues zu sehen gegeben habe, so wird man ebenso viele Antworten, wie man Fragen stellte, erhalten. Jeden Besucher hat etwas anderes interessiert. Und doch läßt sich beim Überblick über alles das, was in Seddin gezeigt wurde, eines klar erkennen: die Eisenbahn schickt sich an, ihr bisheriges Aussehen zu ändern und ein neues Gewand anzulegen.

Die uns vertraut gewordenen Formen und Bewegungen, ja selbst die für die Eisenbahn bisher charakteristischen Geräusche sollen verdrängt und durch andere ersetzt werden. Der Grund zu dieser Revolution liegt in dem dringenden Bedürfnis nach höchster Wirtschaftlichkeit, größter Leistung bei geringstem Kraftaufwand. Wir sind ein armes Volk geworden und müssen mit den uns von der Natur dargebotenen Schätzen haushälterischer als zu Zeiten des nationalen Wohlstandes umgehen. Der Technik liegt die Verwirklichung dieses Gedankens ob.

Diese durch die Seddiner Ausstellung versinnbildlichte technische Idee kommt am stärksten bei den Zugmaschinen zum Ausdruck. Wohl entsprachen viele der ausgestellten Lokomotiven nach Form und Arbeitsweise den bisher gebräuchlichen Maschinen, aber vereinzelte Typen deuteten auf eine neue Zukunft des Lokomotivbaues. Da ist vor allem die Turbinenlokomotive zu nennen, die als erstes deutsches derar-



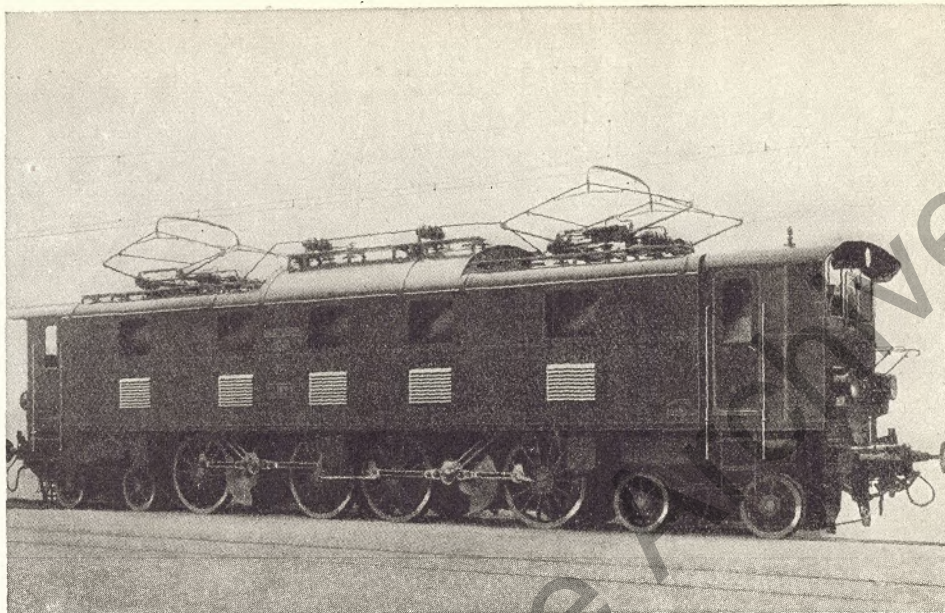
Die Kruppsche Turbinenlokomotive

tiges Erzeugnis von Krupp erbaut wurde. Ihre Verwendung ermöglicht eine Brennstoffersparnis von 30 Prozent gegenüber den Kolbenlokomotiven, ein Vorzug, der ihr in anderen Ländern bereits Eingang in die Praxis verschafft hat. Das wesentlich Neue an dieser Lokomotive ist, daß ihre Triebräder über ein Bahnradvorgelege von einer Dampfturbine angetrieben werden und der entspannte Dampf nicht ins Freie tritt, sondern wieder zu Wasser kondensiert dem Kessel zugeleitet wird. Traurigen Blickes bemerkte ein von seinem Vater über die Sonderheiten dieses Kolosses unterrichteter Knabe: „So groß, und die pufft nicht mal!“ Die Poesie der schnaufenden und dampfenden Kolbenmaschine geht allerdings mit der Einführung der Turbolokomotiven dahin, aber die Dichter werden darum nicht trauern. Eine weitere Vervollkommnung wird diese neuartige Zugmaschine durch die Einführung des Höchstdruckdampfes (60 Atmosphären) im Lokomotivbetrieb in nicht allzu ferner Zeit erfahren.

Bringt die Verwendung solcher Turbinenlokomotiven noch keine allzu große Veränderung des Eisenbahnbetriebes mit sich, so gewinnen die Strecke und der fahrende Zug ein ganz anderes Aussehen, wenn elektrische Lokomotiven den Dienst versehen. Kein Feuer, keinen Rauch noch Dampf, kein Reichen und Fauchen gibt es mehr,

ohne die weißen Wolken zieht die elektrische Zugmaschine still brummend den ratternden Zug nach sich. Die Kraft fließt ihr aus dem über dem Gleis hängenden Fahrdrabt zu, der von fernen Kohlengruben her mit elektrischem Strom gespeist wird. Bei dem Bau solcher Elektrolokomotiven reichen sich zwei verschiedenartige Industrien die Hand: Lokomotivbau und Elektromaschinenbau. So stammten die in Seddin ausgestellten elektrischen Maschinen fast ausnahmslos von zwei Herstellern: einer, der den mechanischen Teil geliefert hat (Borsig, Maffei, Schwarzkopff, Henschel & Sohn u. a. m.) und einer, der für die elektrische Ausrüstung der Maschinen, für die Motoren und Schaltanlagen gesorgt hatte (Siemens-Schuckert u. a.). Die größte elektrische Lokomotive von fast 2000 PS (Maffei und Siemens-Schuckert) war für die Reichsbahn gebaut worden und wird mit 15 gleichartigen auf den neuen elektrischen Bahnen Bayerns in Dienst gestellt werden. Für die schlesischen Bahnen sind acht elektrische Güterzuglokomotiven, deren eine in Seddin stand, von Linke-Hofmann und Siemens-Schuckert ausgeführt worden. Eine doppelte Vaterschaft hatte auch eine durch ihre gedrungene Bauart bemerkenswerte elektrische Abraumlokomotive (Henschel & Sohn, Siemens-Schuckert) aufzuweisen. Je schneller die Elektrifizierungsarbeiten auf den deutschen Bahnen werden fortgeführt werden können, um so gründlicher wird sich der bisherige Bahnbetrieb verändern. Daß hierbei die Rauch- und Rußplage verschwindet, werden die Städte und Anwohner der Eisenbahnlinien am lebhaftesten begrüßen.

Eine bemerkenswerte Neuerung im Eisenbahnbetrieb stellte auch die in mehrfachen Ausführungen gezeigte Diesellokomotive dar, die als Brennstoff Schweröle oder Mineralöle verwendet. Ähnlich wie beim Automotor erfolgt die Verbrennung des Betriebsstoffes



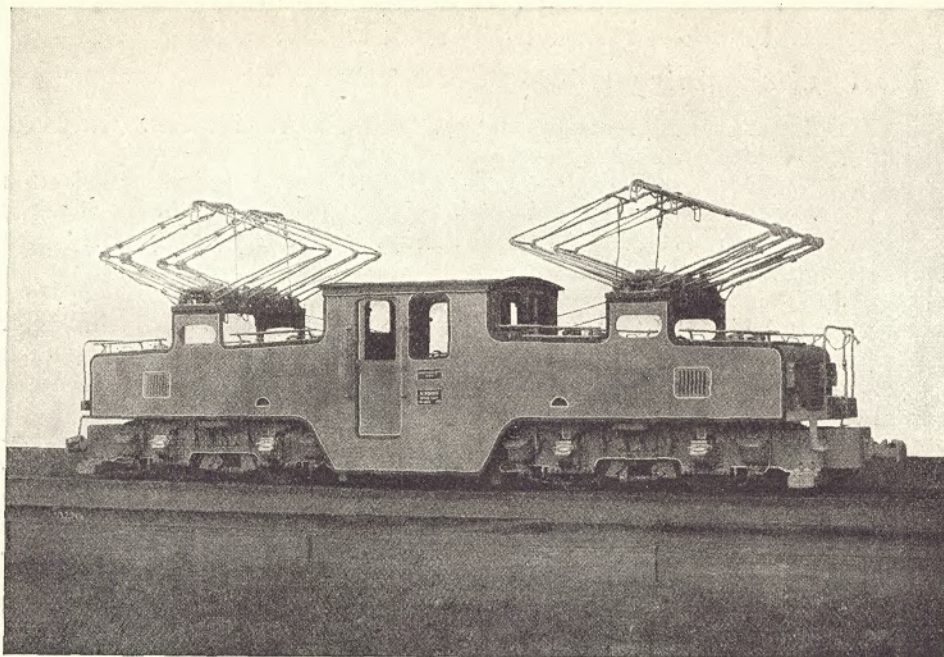
Elektrische 2BB2-Schnellzuglokomotive von Maffei und Siemens-Schuckert
Zugfähigkeit 500 Tonnen, 90 km Stundengeschwindigkeit, 17 m lang, 135 Tonnen Gewicht, 15000 Volt Einphasen-Wechselstrom, 4 Motoren zusammen 1440 kW (1960 PS)

unmittelbar im Zylinder des Motors; das Öl wird demzufolge in hohem Grade ausgenutzt. Bisher ist die Diesellokomotive erst mit verhältnismäßig kleinen Leistungen hergestellt worden, es sind jedoch genügend Erfahrungen für den Bau einer 1200 PS-Lokomotive gesammelt. Der Weiterentwicklung dieses Typs, der für Rußland bestimmt ist, stehen keine Hindernisse grundsätzlicher Art mehr entgegen. Eng verwandt mit der Diesellokomotive ist der mit Verbrennungsmotor ausgerüstete Eriebwagen, der während der Seddiner Ausstellung einen Teil des öffentlichen Verkehrs versah. Dieses „Auto auf Schienen“ ist auch ein Teil des neuen Gewandes, das sich unsere Eisenbahn anzulegen begonnen hat. Als besondere Erstkonstruktion verdient in diesem Zusammenhange auch der Eriebwagen mit Sauggasmotor der Erwähnung. Sein Verbrennungsmotor wird nicht mit Öldämpfen gespeist, sondern mit Koksgasen, die aus einem mitgeführten Generator angesaugt werden.

Nicht so sehr wie bei den Zugmaschinen treten die Neuerungen im Eisenbahnbau an den Wagen in Erscheinung. Ob das Gerippe von Personenzügen aus Eisen statt aus Holz besteht, ob die Schlafwagen Mittel- oder Seitengang haben, ist von außen nicht ohne weiteres erkennbar. Da aber die Besucher von Seddin auch die Wagen betreten konnten, blieben viele konstruktive Neuerungen ihren Blicken nicht verborgen. Am interessantesten war zweifellos ein neuartiger Schlafwagentyp, bei welchem auch der Fahrgast II. Klasse ein besonderes Schlafabteil erhält: das Bett ist über den Sitzräumen und dem Mittelgang unter dem Dache senkrecht zur Fahrtrichtung angeordnet. Weit wichtiger für die wirtschaftliche Entwicklung der Eisenbahn als die Neugestaltung der Personenzüge ist jedoch eine



Elektrische Güterzuglokomotive im Dienst
Linke-Hofmann und Siemens-Schuckert



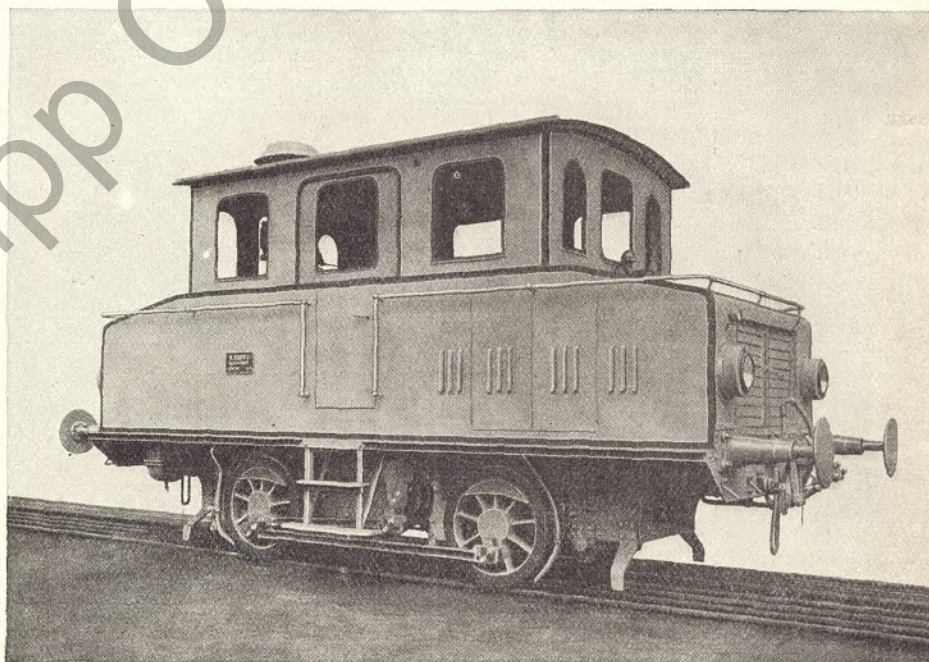
Elektrische Abraumlokomotive von Borsig und Siemens-Schuckert
Spurweite 900 mm, Höhe 2,40 m, Gewicht 46 Tonnen, Zugkraft 15 Tonnen

konstruktive Verbesserung der Güterwagen. Denn im Verkehr mit Massen- und Stückgütern auf der Eisenbahn kommt es mehr als im Personenverkehr auf die schnelle Füllung und Entleerung der Wagen und auf ihren schnellen Umlauf an. Zur Beschleunigung der Ladung und Entladung sollen die an vielen Güterwagen angebrachten selbsttätigen Ripp- oder Abrutschvorrichtungen dienen. Ein Griff genügt hier, um einen mit 50 Tonnen Kohlen, Erzen oder anderen Schüttgütern beladenen Wagen innerhalb weniger Sekunden zu entleeren. Durch die hierdurch ersparte Zeit wird automatisch der Wagenumlauf beschleunigt, des weiteren verbilligt die größere Ladefähigkeit der neuen Wagen (50 gegen 20 Tonnen) den Eisenbahnbetrieb. Wenn schließlich noch die durch Verwendung hochlastiger Wagen, durch die Benutzung einer selbsttätigen Mittelpufferkupplung (System Scharfenberg) und durch die Einführung der durchgehenden Luftdruckbremse die Wirtschaftlichkeit des Eisenbahn-Güterverkehrs gesteigert werden kann, so erhellt daraus die Bedeutung der in Seddin ausgestellten Neuerungen auf diesem Gebiet.

Unter den vielen Einzelheiten boten auch die Spezialfahrzeuge vieler Sonderindustrien manches Sehenswerte. Für die Lebens-

mittelbeförderung dienen besondere Kühlwagen mit eigener Kühlanlage, Fischtransportfahrzeuge, Bierwagen, für die chemische Industrie Kesselwagen bisher nicht bekannter Ausmaße, für die Schwerindustrie acht- und mehrachsige Wagen für mehr als 100 Tonnen Tragfähigkeit. Als einzige Beispiele für das, was hier geleistet worden ist, mögen der riesige vierachsige Großraumkesselwagen von Deutsch-Luxemburg für 45 cbm Inhalt und der aus den gleichen Werkstätten stammende Schwerlastwagen mit einer Tragfähigkeit von 85 Tonnen dienen. Andere zahlreiche Sonderfahrzeuge für den Transport von Kohlenstaub, Mörtel, sperrigen Gütern und dergleichen können hier nur genannt werden.

Wenn schon die Eisenbahn als Superlativ der Kulturentwicklung eines Landes, wie der große Dichter und Ingenieur Max Maria von Weber sich auszudrücken beliebte, eigentlich keine Steigerung mehr zuläßt, so muß das, was Seddin in den letzten Wochen zu bieten hatte, doch noch als Steigerung dieses Superlativs bezeichnet werden. Die Eisenbahn wächst und entwickelt sich nach den steigenden Anforderungen der Zeit, der Energiewirtschaft und des Verkehrs, sie wird bald ein Gewand tragen, das ihrem heutigen nicht mehr ähnelt: Seddin gewährte diesen Ausblick in die Zukunft.



Diesellokomotive von Borsig

Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten
Beethoven

Der Waggonbau in der Dortmunder Union

Von Oberingenieur Karl Julius Billinger, Waggonbauschef, Dortmund

Mit zu den Hauptposten im Erzeugungsplan der Dortmunder Union — und zwar nicht an letzter Stelle — gehören die Lieferungsergebnisse der Waggonfabrik. Hier sind Monatsumsätze von 300 Waggonneubauten nebst den laufenden Instandsetzungsarbeiten für fremde Firmen und für die eigenen Werkbahnen als Durchschnittswerte zu betrachten, die jedoch vielfach überschritten werden, so daß jährlich bis zu 4000 Stück die Werkstätten der Dortmunder Union verlassen.

Aber abgesehen von diesen Normalwagen, die Staatseigentum sind, werden dauernd, und wenn möglich unter

Verwendung der Normalien als Konstruktionselemente und im Serienbau die als Spezialwagen gestempelten und teilweise zur Beförderung auf dem Staatsgleise zugelassenen Privatwagen gebaut, so die Säure-Topfswagen, Kesselwagen, Weinwagen, Bierwagen, die Selbstentlader, Erzbeförderungs- und Muldenwagen und die Schwerlast- und Tiefladewagen. Neuerdings baut die Dortmunder Union in zeitgemäßer Anpassung an die Wünsche des Verkehrs unter anderem acht-

achsige Schwerlastwagen mit einer Tragfähigkeit von 85 Tonnen und Großraumkesselwagen mit 45 cbm Inhalt.

Auf der Eisenbahnausstellung in Seddin hatte die Dortmunder Union einen zweiachsigen Aluminium-Kesselwagen, einen vierachsigen Großkesselwagen und einen achtachsigen Schwerlastwagen ausgestellt.

Bei dem ausgestellten normalspurigen zweiachsigen Aluminium-Kesselwagen zum Transport von konzentrierter Salpetersäure ist der Kessel ganz aus Aluminiumplatten geschweißt; er hat 12,6 cbm Fassungsraum, 5924 mm Gesamtlänge, 1700 mm äußeren Durchmesser, eine Wandstärke von 10 mm und eine Bodenstärke von 12 mm.

Im Kessellinnern sind zwei Wellenbrecher angeschweißt. Der Kessel ruht lose auf vier Sätteln; er wird gehalten durch vier vertikale und zwei schräge Spannbänder. An den Stirnseiten des Kessels ist je ein kräftiger, mit Hartbleiaufgabe versehener Kesselbock angebracht, um Längsverschiebungen zu vermeiden. Die Konsolen des Laufsteges mußten auf den Spannbändern befestigt werden, da der Kessel in keiner Weise angebohrt werden durfte. Die Aluminium-Transportkessel stellen infolge Gewichts-

ersparnis und langer Lebensdauer eine bemerkenswerte Neuerung dar.

Eigengewicht des Wagens mit Aluminiumkessel etwa 10 300 kg, ein gleicher Wagen mit eisernem Kessel wiegt 12 000 kg, also beträgt die Gewichtserparnis etwa 1700 kg.

Als Untergestell des Wagens ist dasjenige des offenen 20-t-Wagens verwendet, Puffer nach Bauart Rheinmetall. Um die Runze-Knorr-Bremsgarnitur vor Beschädigungen durch Salpetersäure zu schützen, wurde dieselbe oben auf dem Untergestell angeordnet. 30 Wagen dieses Typs

wurden im Auftrage der Badischen Anilin- und Sodafabrik, Ludwigshafen, erbaut.

Als weitere Spezialwagen hatte die Dortmunder Union ausgestellt: einen vierachsigen Großkesselwagen von 45 cbm Kesselinhalt, mit dessen Bau dem neuzeitigen Wünsche entsprochen ist, größere Einheiten für das Transportwesen zu schaffen, um einerseits Kosten für das Be- und Entladen zu sparen, andererseits um geringere Zuglängen zu erhalten und die Rangier-

zeiten abzukürzen. Der Wagen besitzt Drehgestelle, was einen ruhigen Lauf, der für Kesselwagen wegen der Gefahr des Undichtwerdens durch Erschütterungen der Nähte eine Hauptbedingung ist, gewährleistet. Um eine ungehinderte Ausdehnung durch Wärme zu gestatten, ist der Kessel nicht fest mit dem Untergestell verbunden; er ruht frei auf den Sätteln und wird lediglich durch zwei Spannbänder gehalten. Verschieben in der Längs- oder Querrichtung verhindern ein starker Mitnehmer in Wagenmitte und eine Druckausgleichsvorrichtung an jedem Kesselende. Die eigenartige Lagerung des Kessels entlastet das Untergestell vollständig und ist dieses lediglich Verbindung für den Zug- und Stoßapparat. Es konnte daher leicht gehalten werden, und war bei seiner Konstruktion nur Rücksicht auf die Aufhängung der für derartige Wagen recht umfangreichen Bremsausrüstungen und auf die Mitnahme des Kessels zu nehmen.

Die Bremsung wird durch zwei Runze-Knorr-Bremszylinder „G“ betätigt, deren einer bei unbeladenem Wagen durch Drehung des Lastwechsels auf die Stellung „leer“ mittels eines Hahnes abgeschaltet wird. Jeder Zylinder wirkt für sich auf beide Drehgestelle (auf 16 Bremsklötze).

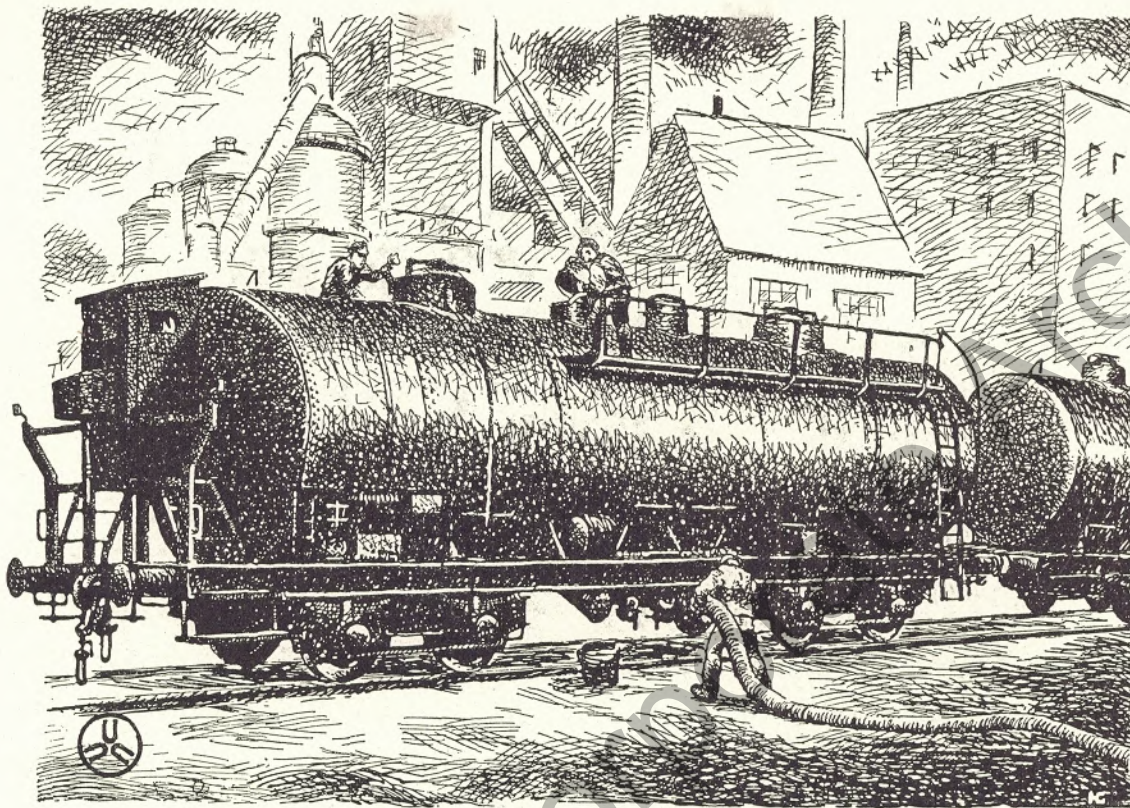


Aluminium-Kesselwagen

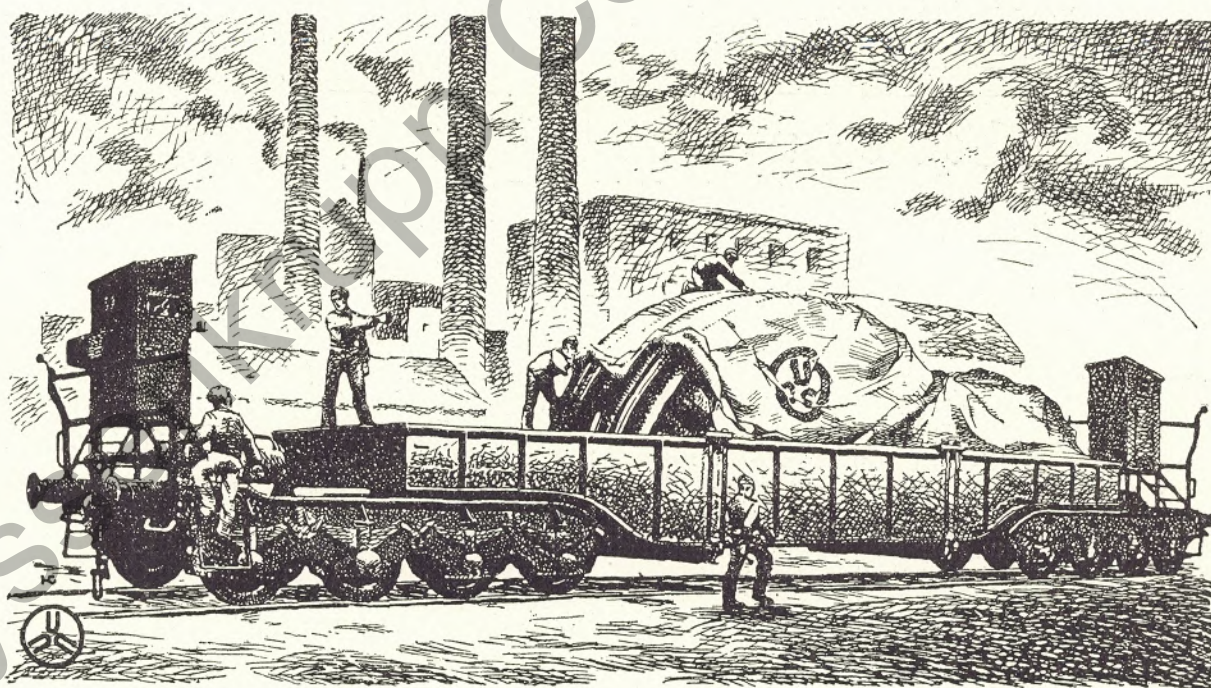
Mit der Handbremse wird nur ein Drehgestell gebremst. Der Kessel ist durch eine Trennwand in zwei Abteilungen getrennt und erhält dementsprechend zwei Abläufe, die wegen der Verschiebbarkeit des Kessels nicht am Unter-

2400 mm. Zwei Wagen dieses Typs erhielt die Gewerkschaft Lothringen in Gerthe.

Der ausgestellte achtachsige Schwerlastwagen von 85 t Tragfähigkeit, dessen Brücke nach allgemeiner Ein-



Großkesselwagen



Schwerlastwagen

gestell, sondern am Kessel selbst befestigt sind. Die Hauptabmessungen des Wagens sind folgende: Ganze Länge über Puffer 12450 mm, Abstand der Drehzapfen 6000 mm, Radstand der Drehgestelle 2000 mm, Untergestelllänge 11150 mm, Kessellänge 10200 mm, Kesseldurchmesser

2400 mm. Zwei Wagen dieses Typs erhielt die Gewerkschaft Lothringen in Gerthe. Der ausgestellte achtachsige Schwerlastwagen von 85 t Tragfähigkeit, dessen Brücke nach allgemeiner Ein-

Drehgestelle selbst auf kleinsten Drehscheiben umgestellt werden. Die Drehung wird durch besondere Konstruktion der dazu benötigten Elemente vorteilhaft erleichtert. Durch den Einbau der Runze-Knorr-Bremse mit durchgehender Bremsleistung genügt der Wagen den neuesten Vorschriften der Staatsbahn durchaus. Die Anordnung der Ladebrücken ergibt die denkbar größte freie Ladefläche. Der Wagen verfügt über eine freie Ladelänge von 7 m und eine Ladebreite von 2,2 m. Es ist damit ein bequemes Verladen schwerer sperriger Maschinenteile und durch Verstellbarkeit der Querbrücke die Übernahme von Lasten in beliebigen Formen und Ausmaßen ermöglicht. Gegenüber früheren Bauarten besitzt der Wagen einen weiteren Vorteil in den umklappbaren Bremshäusern, was ein leichtes Be- und Entladen sowohl von der Seite als auch von der Stirnfläche zuläßt. Wegen der niedrigen Bauhöhe des Wagens ist nur geringes An-



Straßenbahn-Anhängewagen

heben der Last erforderlich, so daß kleine Kranhubhöhe beim Verladen von beliebiger Seite aus kein Hindernis bildet.

Der Wagen hat Hülsenpuffer (Bauart Siegen). Die Achslager sind mit Rollenkettenfettung System Schneider-Friedrich ausgerüstet. Allgemeine Abmessungen der Brücke und des Wagens: Länge der Ladebrücke 14 000 mm, Breite der Ladebrücke 2 800 mm, Gesamtlänge des Wagens 20 000 mm.

Doch nicht allein Staats- und Privatwagen stehen im Lieferungsplan der Gesellschaft, auch Straßenbahnmotor- u. Anhängerwagen (siehe Abbildung) werden gebaut; ein dauernd gut ausgestatteter Holzlagerplatz ist mit edlen und gerade für diesen Zweig

des Wagenbaues besonders wichtigen trockenen und in jeder Hinsicht einwandfreien deutschen und überseeischen Hölzern wohl versehen. Erwähnt sei ferner der Bau von Breitspur- und Schmalspurwagen bis herab zum einfachen Erdbeförderungskarren.

Die Weltstellung der deutschen Eisenindustrie

Von Dr. Reichert, Berlin

In der Festigung, die der Verein deutscher Eisen- und Stahlindustrieller am 21. Oktober d. J. zur Feier seines 50jährigen Bestehens abhielt, hat sich der Geschäftsführer Dr. Reichert über die Weltstellung der deutschen Eisenindustrie in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wie folgt ausgesprochen:

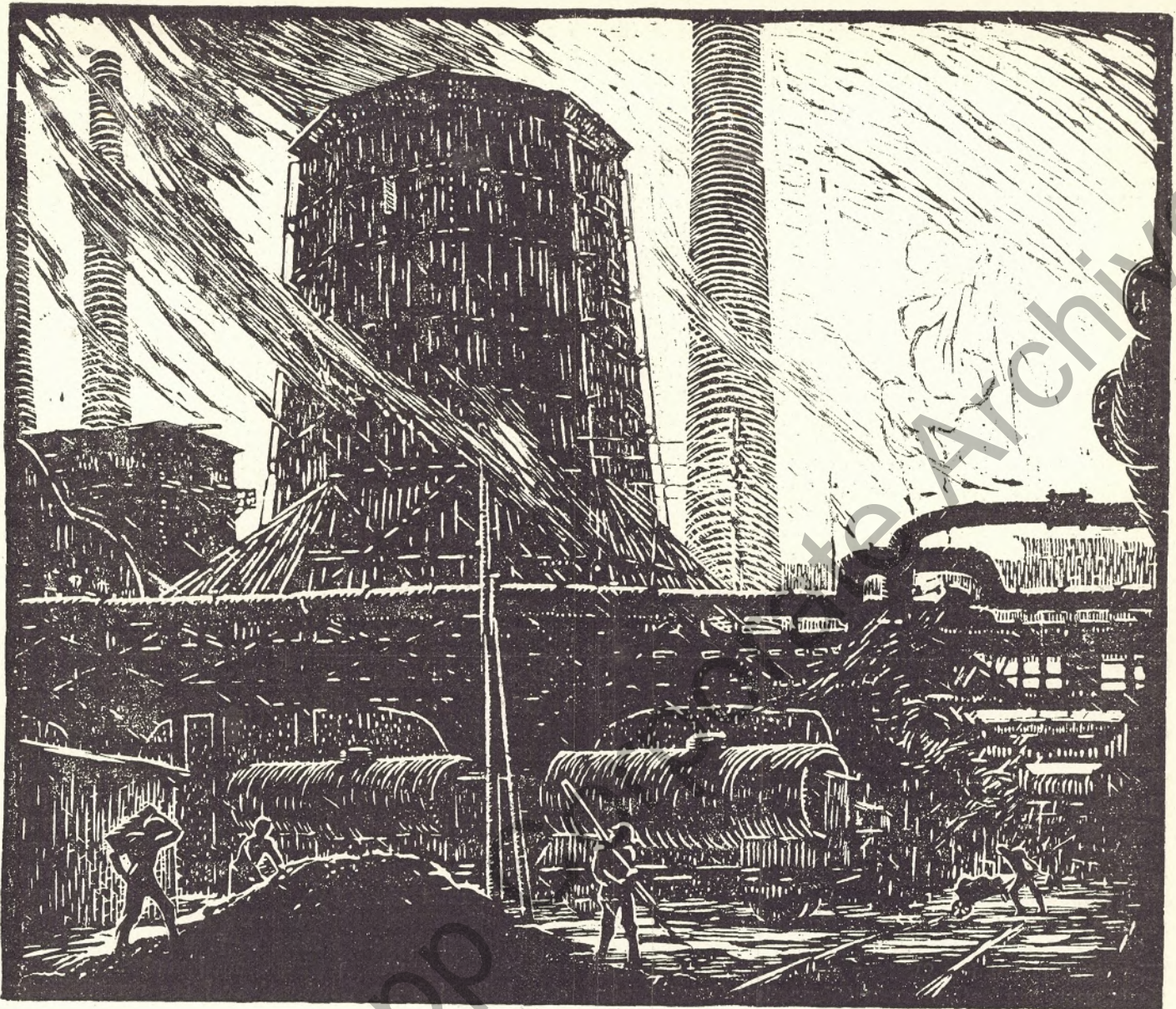
Die Stellung der deutschen Eisenwirtschaft in der Welt ist seit Jahrzehnten scharf umkämpft. Es war schwer, die anfänglich schwache Industrie stark zu machen, und es war schließlich unmöglich, die Leistungsfähigkeit auf ihrer höchsten Höhe zu halten. Als der Weltkrieg ausbrach, waren unsere Eisenkräfte so entwickelt, daß Englands, Frankreichs, Belgiens und Rußlands Leistungen zusammen genommen die 20 Mill. Tonnen Eisen und Stahl Deutschlands nicht ganz erreichten. Wir erreichten vor dem Kriege etwa 25 % der Weltleistung an Roheisen und 20 % an Flußstahl. Im Jahre 1922 kamen wir aber nur noch auf 15 % der Roheisenweltleistung. Blättert man in der Geschichte des Eisens, so überrascht die Feststellung, daß wir genau vor 50 Jahren schon 15 % der Weltleistung an Roheisen herstellten. Allerdings haben sich in diesem halben Jahrhundert die Tonnenleistungen erheblich gesteigert. Im Jahre 1874 kamen die Hochofen Europas und Amerikas auf 11 bis 12 gegen 80 Mill. Tonnen im Jahre 1913.

Die Leistungsmöglichkeit geht seit dem Kriege noch darüber hinaus, die tatsächliche Roheisengewinnung aber fiel 1922 auf 50 Mill. Tonnen.

Ungefähr ebenso ungünstig ist die Ausnutzung der Stahlwerksanlagen der Welt, die fast 100 Mill. Tonnen Jahresleistung hervorbringen könnten, 1922 aber nur 60 Mill. aufwiesen. Der Anteil Deutschlands an der Weltstahlgewinnung stand 1913 schon etwa auf 20 %, und ist auch 1922 fast so hoch gewesen. Der deutsche Anteil an der Stahlerzeugung des Erdballs erscheint mit einem Fünftel bescheiden im Vergleich zu dem Anteil, den andere deutsche Industrien an der Welterzeugung 1913 gehabt haben.

Der fünfzigjährige Kampf um den Eisenvorrang in der Weltgeltung hat sich nicht zwischen Deutschland und Amerika, sondern zwischen England und den Vereinigten Staaten abgespielt. Vor fünf Jahrzehnten hat Großbritannien allein so viel Eisen hervorgebracht, wie alle anderen Industrieländer zusammengerechnet. Während des Ruhrkampfes 1923 haben schließlich die Amerikaner mit 41 Mill. Tonnen Roheisen und 44 Mill. Tonnen Stahl zwei Drittel der Weltleistung an sich gerissen.

Deutschlands Eisenwirtschaft ist natürlich mehr von dem europäischen als von dem amerikanischen Wettbewerb berührt worden. Wenden wir uns also dem bescheideneren



Holzschnitt

Kühlwerke

Gerd Schniewind, Weimar

Aus dem Leunawerk

Schauplatz des alten Europa zu. Bei uns begann das „Eiserne Zeitalter“ mit dem Bau der Eisenbahnen 1837, also wenige Jahre nach der Gründung des Deutschen Zollvereines. Die damalige Zollpolitik war freihändlerisch. Daher konnte die ausländische Industrie mehr Aufträge vom deutschen Bahnbau an sich reißen als die inländische. Die Überflutung mit englischem Eisen hörte erst auf, als zur Steuerung unserer Notlage 1844 ein Roheisenzoll von 2 M für den Doppelzentner eingeführt worden war. Aber noch 1870 stand England fünf- bis sechsmal so stark da wie wir.

Die in den sechziger Jahren begonnene und bis zum Jahre 1873 durchgeführte Aufhebung der Eisenzölle war höchst ungünstig für unsere Industrie, zumal der „große Krach“ damit zusammentraf. Die Einfuhr vervierfachte sich damals in wenigen Jahren, und viele Eisenhütten kamen zum Stillstand. Bismarck hat sich rechtzeitig die Ansicht zu eigen gemacht, daß nicht durch blindes Gewährenlassen des Freihandels die Weltstellung verdorben werden dürfe, die im Siebziger Krieg errungen war. Er wollte Deutschland davor bewahren, daß es durch „die weit geöffneten Tore der Einfuhr“, wie er einmal sagte,

„zur Ablagerungsstätte aller Überproduktion des Auslandes wurde“. Bismarcks Berater und Helfer standen mitten in der Eisenindustrie an der Spitze unseres neugegründeten Vereins. Mit dem Schutz der nationalen Arbeit vollbrachte man eine Großtat, deren Segen für Unternehmer und Arbeiter, für Erzeuger und Verbraucher schon lange nicht mehr zu bestreiten ist. Es traf sich günstig, daß 1879 mit der Wiedereinführung der Eisenzölle die Anwendung des neuen Thomasverfahrens für die Flußeisengewinnung begann. Von da beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der deutschen Eisenwirtschaft.

Allerdings hat der Zoll allein nicht die Eisenindustriellen von ihren Existenzsorgen befreit. Die Geschäftsergebnisse blieben auch nach Beschränkung der ausländischen Konkurrenz unbefriedigend, solange der Wettbewerb der Inlandswerke unter sich keine Mäßigung erfuhr. An Kartellplänen fehlte es schon 1879 nicht. Trotzdem wollte es — vom Weißblechkontor abgesehen — bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts nicht recht glücken, zu einer festen Form zu kommen. Die wichtigsten Stützen unserer Industrie sind dann der Stahlwerks- und der Roheisen-

verband geworden. Die Kämpfe der einzelnen Unternehmungen gegeneinander, die auch durch die Kartelle beileibe nicht völlig ausgeschaltet wurden, führten zu neuen Betriebsformen und Werksorganisationen, nämlich zum gemischten Betrieb und zum Konzern.

Diese neuere Konzernbildung ist nicht der Ausdruck besonderer Stärke. Vielfach ist die Konzernbildung nur durch Besitzwechsel zustande gekommen, also ohne daß unsere Eisenkräfte, im ganzen betrachtet, zugenommen hätten. Insofern ist die neue Konzernbildung nichts anderes als eine Umgruppierung der Kräfte, aber keine neue Kraftentfaltung. Die Konzerne sind berufen, zugunsten der Arbeiterschaft für stetige Beschäftigung, zugunsten der Verbraucher für eine weitere Verbilligung der Selbstkosten und zugunsten der fortschrittlichen Entwicklung für eine Anwendung der wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Gebiet der Technik zu sorgen. Die weiterverbreiteten Vorstellungen von Riesengewinnen treffen heute ebensowenig auf die Konzerne zu wie in den achtziger und neunziger Jahren, als mangels Ausnutzung des Zollschutzes eine Aktienzusammenlegung der anderen folgte. Vergleicht man Deutschland mit seinen größten Konkurrenten, England, Frankreich und Belgien, so ist die Ungunst seiner Lage zum Seeverkehr zu beklagen. Auch die Standorte unserer Eisenindustrie sind im Vergleich zu denen der Wettbewerbsländer ungünstig gelegen. Weite Entfernungen von der Rohstoffquelle bis zur Hütte verursachen große Vorausbelastungen für die Erzeugung, und für den Absatz ist der weite Landweg bis zur See wiederum gefährlich. Haben schon die Nachbarländer durch ermäßigte Ausnahmetarife ihren Wettbewerb verschärft, so bleibt uns erst recht nichts übrig, als das gleiche zu tun. Es halfen uns früher die auf Betreiben des Vereins eingeführten Tarife zu einer planmäßigen Entwicklung unserer Industrie und zu einer billigeren Versorgung der Verbraucher. Sollen wir wieder wettbewerbsfähig werden und bleiben, dann muß die Bahn allen Industriezweigen wieder erträgliche Frachten einräumen, nicht zuletzt den für die Ausfuhr tätigen.

Den größten Rückschlag in der Weltstellung der deutschen Eisenindustrie hat der Vertrag von Versailles gebracht. Sucht man den entstandenen Eisenverlust Deutschlands zahlenmäßig zu ergründen, so kommt man im Vergleich der Vorkriegsverhältnisse zu einer Einbuße an Hochofen-, Stahlwerks- und Walzwerksleistung zwischen 34 und 44 %; bei der Eisenerzförderleistung und wohl auch bei den Erzschälen überhaupt stößt man sogar auf einen Verlust von 75 bis 80 %. Das ist ein fürchterlicher Schlag gewesen. Auch viele Zweige der Eisenverarbeitung hatten große Schäden zu beklagen. Am schlimmsten ist die Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichts Deutschlands, ja ganz Mitteleuropas. Unter Mißachtung der wirtschaftlichen Gesetze und menschlichen Vernunft zerriß man einerseits Bergbau und Hüttenbetriebe, die zusammengehörten, und suchte andererseits Gebiete und Betriebe zusammenzufügen, die nicht zusammen paßten. Die Genfer Ungerechtigkeit hat offensichtlich dazu geführt, daß Deutschland schwerer Nachteil und Polen kein Vorteil zugefügt worden ist. Der Raub Lothringens hat Frankreich, dem erreichsten Land der ganzen Welt, auch noch 75 bis 80 % unserer früheren Erzvorkommen in den Schoß geworfen und ihm das Danaergeschenk der Verdoppelung seiner Eisenkapazität gebracht. So glücklich Frankreich im allgemeinen über die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens ist, so sorgenvoll ist seine Eisenwirtschaft. Denn wie läßt sich die Eisenkraft ohne ausreichende Kohle entwickeln und wie findet man die nötigen Abnehmer? Das ist die Zukunfts-

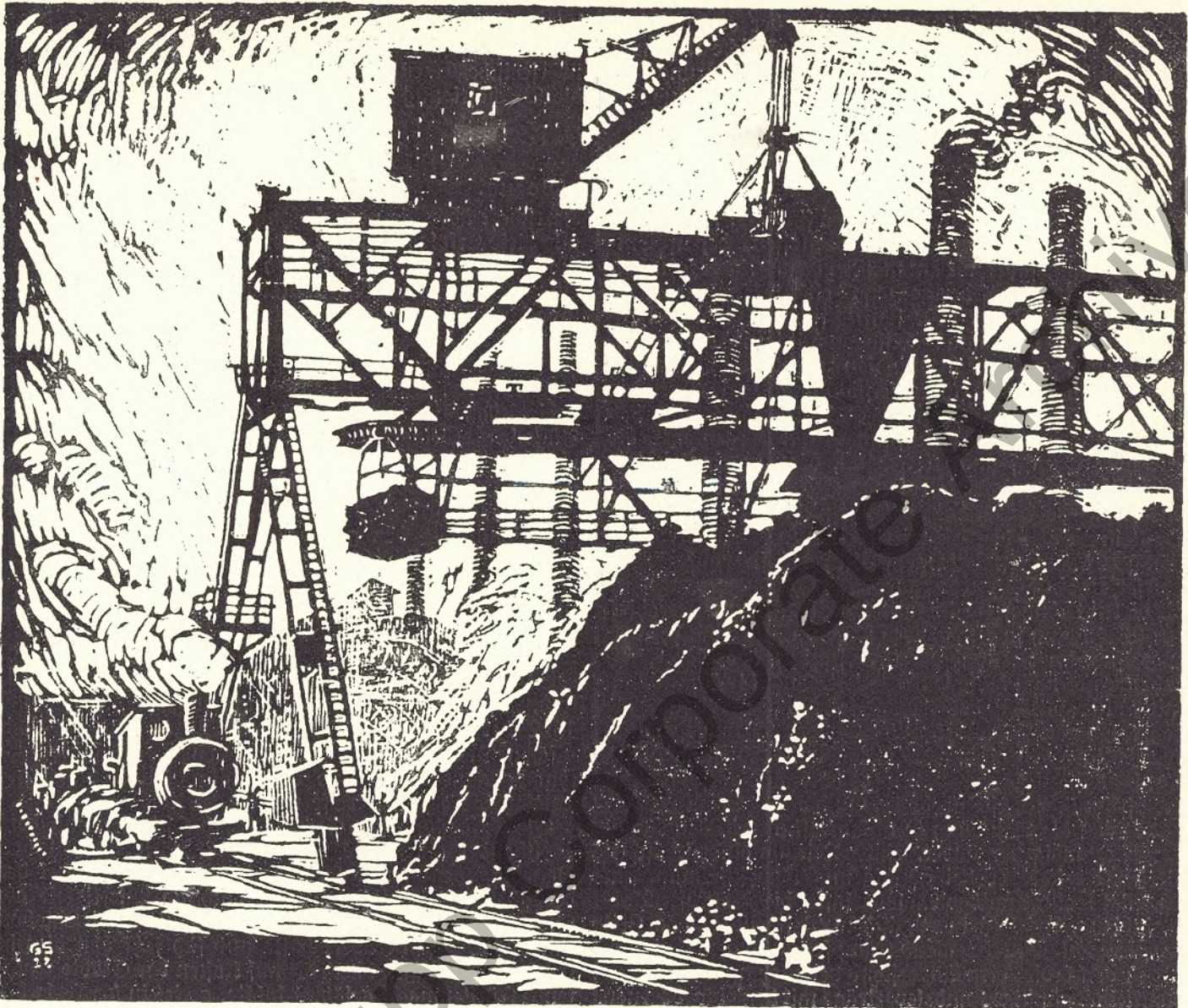
frage. Nicht gerade ein Mangel an tüchtigen Ingenieuren, Kaufleuten und Arbeitern ist Frankreich hinderlich; das haben wir beobachtet. Nein, Frankreich ist jetzt mit Eisen übersättigt, kann soviel nicht verdauen und hat dabei großen Kohlenhunger. Bisher mußte Deutschland diktatorgemäß Frankreichs Eisenlast und Kohlen Sorgen abnehmen. Das bewirkten die uns aufgezwungenen zollfreien Einfuhrkontingente und die Kohlenreparationen. So ward für Frankreich der Zufluß der nötigen Brennstoffe und der Abfluß des überschüssigen Eisens einigermaßen geregelt.

Die fünfjährige Schonfrist für die französische Volkswirtschaft läuft bekanntlich am 10. Januar 1925 ab. Die Sorge vor der ungewissen Zukunft hat wohl mit einer Veranlassung für den Einbruch ins Ruhrgebiet gebildet. Man hatte die Absicht, mit Gewalt und Zwang Deutschland eine Verlängerung und Verbesserung der bisherigen Regelung aufzunötigen. Zugleich wollte Frankreich seiner europäischen Vorherrschaft die fehlende Kohlengrundlage geben, um England gegenüber noch stärker zu werden. Frankreich hat sein Ziel nicht voll erreicht. Der entschlossene Abwehrkampf der deutschen Bevölkerung und der Unwille der Welt gegen die Gewaltpolitik haben zu einer Neuordnung der deutschen Reparationslasten geführt. Im Londoner Pakt hat Frankreich u. a. die weitere Sicherstellung seiner Koksversorgung erreicht. Sein anderes Verlangen, nämlich die zollfreie Eiseneinfuhr nach Deutschland zu verewigen, hat es dagegen zurückstellen müssen. Denn in dieser Frage gehen die Belange der Verbandsmächte nicht einig. Man hätte es natürlich ganz gerne gesehen, wenn Deutschland dauernd kein Selbstversorger mehr wäre und den Eisenüberfluß aller seiner Nachbarn von Frankreich und Belgien im Westen, von Tschechien und Polen im Osten abnehmen würde. Dann wäre England den lästigen belgischen und französischen Wettbewerb auf dem Weltmarkt losgeworden und könnte seine Industrie wieder leicht in Ordnung bringen.

Allein die deutsche Eisenwirtschaft blieb in der Nachkriegszeit nicht stillestehen. Die Umstellung der ganzen Wirtschaft vom Kriegsfuß auf den Friedensbedarf brauchte Eisen, insbesondere der Wiederaufbau der Handelsflotte und die Wiederinstandsetzung der Eisenbahn. Vor allem aber stellte sich der Friedensbedarf der verarbeitenden Industrie fürs Inland und Ausland ein, ein Geschäft, das sich infolge der Marktentwertung schnell hob. Bis zum Ende des Jahres 1922 haben die uns verbliebenen Stahlwerke fast wieder ihre volle Friedensleistung erreicht; die Hochofen allerdings litten noch stark unter dem Kohlenmangel. Neubauten und Umbauten der letzten Jahre vergrößerten die Leistungsfähigkeit. Jetzt wird es ein leichtes sein, den Inlandsbedarf fast voll zu decken.

Die Franzosen haben uns zwar der Lothringer Erz- und Eisenhilfe beraubt, aber auch zu einer Vergrößerung unserer Eisenleistungen beigetragen. Hätten die Franzosen nach dem Krieg den deutschen Belangen Rechnung getragen, dann wären wir im Besitz der Lothringer, Luxemburger und Saarlütten wie der dortigen Erz- und Kohlengruben geblieben. Dann hätte die großzügige alte Arbeitsteilung fortbestehen können: Rheinland-Westfalen hätte nach wie vor Kohle und Koks, Maschinen und Werkzeuge nach dem Südwesten geliefert und von dort Erze, Roheisen, Halbzeug, Walzeisen und Schrott weiterbezogen. Damit wäre nicht nur den deutschen Wünschen, sondern auch den Lothringer Belangen gedient gewesen.

Die Erhaltung dieses segensreichen Zustandes für Lothringen, das seine Blüte allein Deutschland verdankt, war bei den Franzosen nicht beliebt. Auf die Sequestrierung der Lothringer Gruben und Hütten folgte der



Holzschnitt

Kohlenfranz

Aus dem Leunawerk

Gerd Schniewind, Weimar

Verlauf der meisten deutschen Beteiligungen in Luxemburg, das besser im Deutschen Zollverein geblieben wäre, und im Saarland, dem ein isoliertes Wirtschaftsleben zugemutet wird. Aber weder der Erzangel noch viele andere in der Revolutionszeit besonders ungünstige Umstände können die deutschen Eisenindustriellen davon abhalten, der vollen Selbstversorgung Deutschlands wieder zuzustreben. Das ist eine Lebensnotwendigkeit. Nicht nur der Bedarf der großen heimischen Eisen verarbeitenden Industrie verlangt danach, sondern auch die Konzerne selbst bedürfen der Ergänzung oder Neuschaffung der Eisenbasis. Sonst müßten mangels Stahlwerken all die Walzwerke, und mangels Walzwerken all die zahlreichen weiterverarbeitenden Betriebe und deren Arbeiterschaft in der Luft schweben.

Wenn nun die Eisenversorgung Deutschlands mittels heimischer Werke auf die Dauer sichergestellt ist, dann ergibt sich daraus, daß dem Londoner Pakt, der uns u. a. das große Kohlenopfer aufnötigte, nicht ein Pariser Pakt folgen darf, der uns ein neues Eisenopfer aufbürdet. Jahrzehntlang ist die Eisenindustrie das Rückgrat der deutschen Volkswirtschaft gewesen; von ihrer Stärke und Unverletzlichkeit hängt auch

künftig vieles ab. Mit der Gesundung der Wirtschaft verträge es sich aber nicht, wenn der Eisenmarkt mit großen Mengen ausländischen Eisens belastet, und wenn uns vor allem die Möglichkeit genommen werden würde, unsere eisenindustriellen Verhältnisse in Ordnung zu bringen. Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß der ausländische Wettbewerb bei ungehemmter Einmischungsmöglichkeit alles zerschlagen kann, was zu planmäßigem, gemeinsamem Aufbau führen soll. Schließung der Grenzen und Sicherung durch Zölle sind die notwendigen Voraussetzungen für die Schaffung der im Allgemeinwohl liegenden Verbände, so wie ein nationales Syndikat die Voraussetzung für internationale Vereinbarungen wäre. Führen die Pariser Verhandlungen zu einem Abschluß, der das Ende der einseitigen und den Wiederbeginn der gegenseitigen vollen Meistbegünstigung bedeutet, dann wird das Jahr 1925 zu weiterer friedlicher Annäherung führen. 100 Millionen Menschen, wie sie in Deutschland und Frankreich nebeneinander wohnen, können der Wirtschaft einen anhaltenden Auftrieb geben.

Wenn wir uns aber auch der großen Schwierigkeiten bewußt sind, die einer Ordnung des Welteisenmarktes im

Wege stehen, so muß schon zugunsten der europäischen Eisenhändler versucht werden, das unerträgliche Übermaß des Wettbewerbs zu beschränken. Die Sicherung der Existenz der Eisen verarbeitenden Industrien läßt auch den

internationalen Preisausgleich wünschenswert erscheinen. Das wäre zugleich ein Schritt, der unsere Kaufkraft für überseeische Erzeugnisse wieder in die Höhe führen und die Beschäftigung unserer Arbeiterschaft sichern könnte.

Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien

Von E. von Wecus.

Am 24. Dezember dieses Jahres sind 400 Jahre über den Tod eines Mannes verflossen, dessen Entdeckungsfahrt mit am meisten dazu beigetragen hat, alle Verhältnisse auf der ganzen Welt vollkommen umzugestalten. Im Jahre 1497 schiffte sich der etwa dreißigjährige Vasco da Gama in Lissabon mit drei Schiffen ein, um einen Seeweg nach Ostindien zu finden. Nach einer Zeit, die uns heute unbegreiflich lang vorkommt, am 22. November, erreichte er die Südspitze von Afrika, das Vorgebirge der Guten Hoffnung. Die Gegenwart, die nur noch Dampf und Elektrizität, bequem eingerichtete Schnelldampfer und die rasende Schnelligkeit von Auto und Flugzeug kennt, hat vielleicht nicht mehr die richtige Vorstellung von den Schwierigkeiten und Gefahren, die sich den Männern entgegenstellten, die sich auf Segelschiffen in ein fast unbekanntes Meer hinauswagen, ohne die vielen technischen Hilfsmittel, die heute dem Seefahrer zur Verfügung stehen. Zwar war, um nur eins herauszugreifen, der Kompaß bereits erfunden, aber das Fernrohr kannte man damals noch nicht. Auch die Ausrüstung mit Lebensmitteln bot Schwierigkeiten, zumal für eine Reise von gänzlich unbekannter Dauer. Alles dieses muß zur richtigen Würdigung der Größe und Bedeutung dieser Tat berücksichtigt werden. Vasco da Gama verfolgte nun die afrikanische Küste nordwärts und erreichte am 24. Januar 1498 die Mündung des Sambesi, der in den Kanal von Mozambique mündet. Unter Leitung eines indischen Lotsen erreichte er bei günstigem Südwestmonsum am 20. Mai Kalikat an der Malabarküste, die Westküste Vorderindiens, das jetzt in englischem Besitz ist — das Ziel war erreicht. Unter tausend Kämpfen gelang es ihm auch gegen den erbitterten Widerstand der mohammedanischen Kaufleute, günstige Handelsverträge mit den eingeborenen Fürsten abzuschließen, wonach er nach Lissabon zurückkehrte. Der König erhob ihn in den Adelsstand und ernannte ihn zum Admiral von Indien. Inzwischen waren weitere Niederlassungen durch Franz von Almeida in Cochin und Canamora gegründet und mehrere indische Fürsten zur Annahme der Zinspflicht gezwungen worden. Nach einer weiteren Fahrt nach Indien kehrte Vasco da Gama mit dreizehn mit Schätzen reich beladenen Schiffen nach Portugal zurück.

Durch die Entdeckung Amerikas war vorher Spanien die größte Kolonialmacht der Welt geworden, aber die Ströme des Reichtums, die sich nun über Spanien ergossen, lockten und reizten die anderen Völker, und so beschritt zunächst auch Portugal die Bahn des Entdeckers und Eroberers. Eine Glanzzeit bewundernswerter Ruhmestaten beginnt, und die Umwälzung aller Verhältnisse bahnt sich an. Bartholomeu Dias entdeckte 1486 das Kap der Guten Hoffnung, 1494 schloß João in Tordesillas einen Vergleich mit Spanien, wonach alle zu entdeckenden Länder jenseits des 21. Grades westlich von den Kapverdischen Inseln den Spaniern, alle östlich jenes Grades den Portugiesen gehören sollten. Unter dem König Manuel (Emanuel) dem Großen (1495—1521) erblühte Portugal den Gipfel der Macht und des Reichtums. Um die gleiche Zeit, als Vasco da Gama an die Küsten Indiens gelangt war, dehnte Portugal auch seine

Herrschaft über die nordafrikanische Küste aus, und durch alle diese Erfolge kam jetzt alles in Fluß. Nach Vasco da Gama und Franz von Almeida erschien der große Alfons Albuquerque, der ganz Malabar unterwarf und darin Goa, das heute noch in portugiesischem Besitz ist, zum Mittelpunkt der Herrschaft Portugals in Ostindien machte. Er eroberte Malakka in Hinterindien und die Insel Ormus, er entriß den Arabern das ganze südost-asiatische Inselgebiet, das alle Erzeugnisse der Tropen in überreicher Fülle hervorbringt. Vasco da Gama starb in Indien, und ebenso Alfons Albuquerque als Opfer neidischer Hofleute. — Im Jahre 1500 hatten die Portugiesen durch Cabral auf einer Fahrt nach Ostindien — bei einer westlichen Abweichung — das gold- und diamantreiche Brasilien entdeckt, wo sie sich aber erst vierzig Jahre später ansiedelten. Ihre Flotten beherrschten die Meere von Westafrika bis zur Südsee; selbst bis an die Küsten von China, wo man ihnen die Insel Macao einräumte, dehnten sie ihren Besitz aus; ja selbst Japans Häfen öffneten sich ihnen. Die Schätze aller Weltteile strömten in Lissabon zusammen. Auch machte zwischen den Jahren 1519 und 1522 der Portugiese Ferdinand Magelhaens (in spanischen Diensten), dem es gelungen war, durch die nach ihm benannte Straße in das „stille Weltmeer“ zu gelangen, die erste Seereise um die Welt.

Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien gab dem Welthandel eine neue Richtung, und der Handel von Venedig, Genua und Pisa, sowie auch der Handel der deutschen Hanse nahmen allmählich an Wichtigkeit ab. Die Hanse insbesondere, die in ihrer Blütezeit Lissabon mit 100 Schiffen erobert hatte und sich jetzt ohnedies in ihren Bestrebungen durch die auf Kosten der Städte wachsende Fürstenmacht gelähmt fühlte, geriet in der Folge besonders dadurch weiter in Verfall, daß ihr Haupt, Lübeck, gegen das emporkommende Skandinavien sank, Bremen aber dem Handel der Niederlande, Hamburg dem Englands erlag, während Venedigs Sinken das von Augsburg nach sich zog. — Durch die Entdeckung Amerikas sowie durch die genauere Kenntnis Indiens wurde das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften bedeutend erweitert. Ganz besonderen Einfluß hatte die Einführung der amerikanischen und indischen Kolonialerzeugnisse (Kaffee, Tee, Kakao, Zucker, Tabak, Kartoffeln usw.) auf eine starke Veränderung der europäischen Sitte und Lebensweise. Ebenso brachten die Silber- und Goldschätze, die nun nach Europa kamen, einen wichtigen Umschwung in alle Lebensverhältnisse, der sich namentlich im Wert des Geldes und der Güter äußerte.

Aber auch die Macht und der Reichtum Portugals sanken wieder dahin. Raum 100 Jahre später nach der Tat Vasco da Gamas entstand die Englische Ostindische Kompagnie, die den Portugiesen ganz Vorder- und Hinterindien wieder entriß, während die fast gleichzeitig gegründete Holländisch-Ostindische Kompagnie ihnen das große Inselreich abnahm, wovon die Portugiesen jetzt nur noch den östlichen Teil der Insel Timor besitzen. Ich selbst habe seinerzeit noch auf Java in einem von den Portugiesen errichteten Gebäude gewohnt.



Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk. Evangelium des Lukas 1, Vers 68

Die Nacht liegt auf den Feldern, Sternennacht auf Schneegebirge, und durch die weißen Flächen steigen Reihen einzelner Menschen, jeder Hintermann die Fußspuren seines Vorgängers benutzend. Auch Frauen und größere Kinder sind in der Reihe. Eben schlägt es vier Uhr vom Turm der Kirche, und die Glocken füllen die Schneelandschaft mit heiliger Weihe: Christ ist geboren! Die Wanderer sagen nichts anderes zueinander als: Das ist schön! Aber sie empfinden, daß es nichts Größeres gibt als das „kündlich große Geheimnis“: Gott ist geoffenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt und aufgenommen in die Herrlichkeit. Es sind einfache Leute, die im Schnee zur Christmette gehen, noch einfältig im Glauben der Väter, ungebrochen durch die modernen Zweifel, Christfest feiernd mit der felsenfesten Überzeugung: Und wär' dies Kindlein nicht geboren, wir wären allesamt verloren! Sie gehen und warten vor der kalten Kirche, bis um fünf Uhr die Fenster hell werden und die Pforten sich öffnen, damit eine Menge Volks wie nie am Tage die Nachtfeier erleben könne, deren Hauptteil die „Weissagung“ ist, die ein Knabe von der Kanzel singt: Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, dessen Herrschaft ist auf seiner Schulter, und er heißt Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst! Das muß man erst gehört haben, ehe man zu Hause Weihnacht feiern kann. Ein Weihnachten ohne die ganze Wucht der alten kirchlich-biblischen, majestätischen Geheimnisse würde für diese Männer, Frauen und Kinder undenkbar sein. Einen Christbaum haben sie nicht alle, denn der Christbaum ist etwas Modernes für sie, eine Einführung vornehmer Leute, aber unbedingt fest steht ihnen im Mittelpunkt des Tags: Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Das ist echtes Weihnachten. Auch wo man so nicht feiern kann, hat man

das Gefühl, daß ein Weihnachten ohne den tiefen Hintergrund des alten Glaubens an seinem inneren Gehalte verloren hat. Je weniger man sich mit jenem alten Geist einig weiß, destomehr umgeht man die Kinderfrage: Mutter, warum feiern wir eigentlich Weihnachten?

Warum feiern moderne Menschen dieses Fest? Sie würden es aus sich heraus nicht schaffen können, denn weder der Naturfönn, der die Winterjonnennwende grüßt, noch der Heildurst, der nach der heiligen Mystik von der Menschwerdung Gottes verlangt, ist in ihnen stark genug, um ein Gebilde wie das Christfest gestalten zu können. Wir alle sind auf dem Gebiet des inneren Lebens viel zu schwach, um uns unsere eigenen Formen zu geben. Gott sei Dank, daß alte Formen da sind, in denen der Seelen atem unserer Voreltern lebt! Man streiche uns Weihnachten, Ostern, Pfingsten — wer hat auch nur entfernt etwas zu bieten, was diese Tage ersetzt? Gerade weil wir religiös nicht schaffenskäftig sind, keine Zeit von Offenbarungen und Propheten, von Psalmisten und Märtyrern haben, darum klammern wir uns an das, was wir als Erbe besitzen, um nicht ganz arm und leer durchs Leben zu gehen. Wer gibt uns inneres Genügen in allem Streit? Unsere Väter hatten etwas, das sie tröstete! Ist ihr Licht ganz verlöschen, ist ihr Trost ganz erstorben? So weit sind wir doch nicht von ihnen entfernt, daß nicht von ihrem Geist etwas in uns pulsieren sollte! Wenn Weihnachten kommt, dann wenden sich die Herzen der Kinder zu den Vätern, und sie stellen sich unter die Sterne des Christbaumes und denken an das verlorene Paradies des Glaubens. Ist es verloren? Ist nicht doch in den alten Sätzen und Formen mehr Inhalt als in allen blassen Weihnachtsbetrachtungen von heute? Wollen wir nicht lieber an diesem Tage einfach mit den steifen, ehrwürdigen Männern und Frauen gehen, die eher an sich selber zweifeln als an dem Evangelium: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab?



Hausfrauenarbeit

Von Else Birminghamhaus

Unter den zahllosen zerstörten Existenzen, die der Krieg im Gefolge gehabt, ist das Los vieler Frauen des Mittelstandes vielleicht am härtesten gefallen. Konnten sie früher ihren Haushalt bewältigen und für Mann und Kind auch noch ein wenig von dem „Glanz und Schimmer“ des Daseins schaffen, so wissen sie heute auch mit der größten Anstrengung kaum das äußerste für die Lebensnotdurft beizubringen. Auch früher war ihr Leben das der Arbeit; aber doch kannten sie nicht diese Nur-Arbeitsexistenz, wie sie bei vielen Frauen der breiten Volkskreise die Regel bildet. Wer nicht selbst in einem kinderreichen Haushalt bis zum letzten die ganze hauswirtschaftliche Arbeit geleistet hat, der kann ja gar nicht ermessen, welche Unsumme von Kleinarbeiten, von ständigem Auf-dem-Sprünge-sein, von ununterbrochenem und gleichzeitig immer wieder gestörtem Getriebe sie bedeutet; der kann auch nicht wissen, daß, wer diese Arbeit nicht von früh her gewohnt ist, vorzeitig unter ihr zusammenbrechen muß.

Eines ist wenigstens gut: die überaus schwere Lage vieler Mittelstandsfrauen hat die allgemeine Aufmerksamkeit einmal auf diese Dinge hingelenkt. In folgendem zeigen wir einen „Tag der Hausfrau und Mutter“. Er ist typisch für viele Frauen der breiten Volkskreise, wobei jedoch die Arbeit der oft noch schwerer belasteten Landfrau nicht einmal berücksichtigt worden ist. In ganz ähnlicher Lage, wie hier geschildert, werden sich heute viele Frauen des Mittelstandes befinden, nur wird sich ihre Arbeit nicht unter ganz gleiche Normen bringen lassen. Die Unterschiede im einzelnen werden aber wahrscheinlich ihre Lage noch erschweren gegenüber dem hier Geschilderten.

Wie sieht nun so ein Tag der Hausfrau und Mutter aus? Wir wollen versuchen, ihr einmal 24 Stunden lang auf ihren Arbeitswegen bis auf die Minuten nachzugehen. Es möge dazu dienen, daß wir als Außenstehende uns einmal ganz klar zu werden suchen über das Maß an Verrichtungen, das der Hausfrau und Mutter obliegt. Wir haben eine Familie von acht Menschen vor uns: Vater, Mutter und sechs Kinder im Alter von $\frac{1}{2}$ bis 9 Jahren. Die Mutter steht um 6 Uhr morgens auf. Nach eiligem Ankleiden macht sie das Feuer an und setzt das Kaffeewasser auf. Bevor sie Brot schneidet und den Tisch richtet, muß sie das Kleinste von der Nacht trockenlegen und an die Brust nehmen. Um $6\frac{3}{4}$ Uhr ist das Frühstück für den Mann fertig. Um 7 Uhr muß er das Haus verlassen, um zur Arbeit zu gehen. Inzwischen sind der Reihe nach die Kinder wach geworden. Das siebenjährige Mädchen und der neunjährige Junge gehen zur Schule; sie waschen sich selbst, ziehen sich auch allein an, nur muß die Mutter dem Mädchen die Haare flechten. Dem zwei-, vier- und fünfjährigen Kinde muß die Mutter Gesicht und Händchen waschen, beim Anziehen helfen, die Haare kämmen. Da gibt es noch einen Zwischenfall: dem großen Jungen ist ein Knopf von der Hose abgesprungen. Also rasch den Nähtorb her, die Nadel heraus, einfädeln, Fingerhut aufsetzen, annähen. Glücklicherweise — der Nähtorb war in Ordnung, die Kinder hatten ihn in Ruhe gelassen, und die Mutter bringt es bewunderungswürdigerweise trotz allem Getriebe fertig, daß sie alles Nötige gleich darin finden kann. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr bekommen die Großen ihr Frühstück; $7\frac{3}{4}$ Uhr müssen sie zur Schule gehen. Erst wenn sie

weg sind, erhalten die Kleinen das Frühstück, und endlich kann auch die Mutter ihr Butterbrot essen. Jetzt den Tisch abräumen und die Betten auseinanderlegen, dann rasch für das Kleinste einige Windeln waschen, den Wasserteßel gleich wieder füllen für Badewasser.

Nun heißt es einkaufen. Die Wohnung ist außerordentlich beschränkt, so können keinerlei Vorräte aufgehoben werden. Glücklicherweise wohnen Kolonialwarenhändler, Metzger und Gemüsehändler in ziemlicher Nähe. Es regnet draußen heftig. Einen Schirm kann die Frau aber keinesfalls halten, dazu wird sie viel zu sehr bepakt sein. Also rasch für die Straße fertigmachen, den Mantel überziehen, den großen Armtorb und die Tasche hernehmen und die Geldtasche. Die drei Kleinen müssen, weil es regnet, zu Hause bleiben. Noch eine Ermahnung, sich nicht zu zanken und das Kleinste in Ruhe zu lassen, und dann fort. Zwei von den Läden, wo die Hausfrau einkauft, sind gedrängt voll von Käuferinnen. Es wird 10 Uhr, ehe sie von ihrem äußerst mühseligen Gang wieder zu Hause ist. Hier findet sie die Zweijährige schreiend, weil die Fünfjährige sie gestoßen und sie sich beim Hinfallen sehr weh getan hat. Das Kleinste aber schreit auch. Es verlangt von der Mutter die zweite Mahlzeit und verlangt, trockengelegt zu werden. Vorher aber muß die Mutter das Kleinste noch baden. Sie ist eine gewissenhafte Frau und wird nur im äußersten Notfall von der Vorschrift des täglichen Bades abgehen. Es folgt dann eine „Pause“, während der die Mutter das Kind stillt.

Dann heißt es Gemüse putzen und Kartoffeln schälen, den Herd wieder in Gang bringen. Der Kohl braucht immerhin zwei Stunden zum Kochen. Und Kartoffeln für so viel hungrige Mäuler ist keine Kleinigkeit. Endlich ist das Gemüse auf dem Herd, es kommt ein wenig Fleisch hinein und dann viel Kartoffeln. Dann heißt es Betten machen. Es sind nur vier, denn es schlafen immer je zwei in einem Bett. Aber das Aufräumen nicht zu vergessen! Das ist in den drei Zimmern (Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer), worin so viele Menschen sich bewegen, mehrmals am Tage ein ganzes Stück Arbeit! Die Mutter ist von früher an Ordnung und Sauberkeit gewöhnt. Sie wischt also ihr Wohn- und Schlafzimmer jeden Tag naß auf, nachdem sie die Betten gemacht; auch das Staubwischen auf den wenigen Möbeln wird jeden Tag besorgt. Glaubt man aber, die Mutter hätte ihre Arbeit ungestört verrichten können? O nein, dann hatte das eine, dann das andre Kind ein Anliegen, dann galt es zu schlichten, dann das Kleinste zu beruhigen. Unter solcher mannigfaltiger „Abwechslung“ ist es Mittag geworden. Der Vater und die beiden Großen kommen heim und es geht ans Mittagessen. Den Tisch konnte gerade noch der große Junge decken; es gehört allerdings nicht viel dazu, denn Tischtuch und Servietten kennt man natürlich nicht.

Es ist ein großes Glück, daß in unserm Falle der Vater zum Mittagessen nach Hause kommen kann. Meist bleibt er ja auf der Arbeitsstätte, das Essen wird ihm gebracht vom größten Kinde oder von der Mutter. Der Leser mag sich selbst vorstellen, auf welche Weise die Hausfrau das Mittagessen so viel früher herrichten und dann womöglich noch selbst das Essen dem Manne hintragen kann. Beim Mittagessen aber wird die Mutter doch nun endlich ein wenig Ruhe finden? Nein, durchaus nicht. Sie legt ja

allen Kindern das Essen vor, sie hilft der Zweijährigen, sie hilft auch noch dem Vierjährigen, der soeben seinen Teller vom Tisch heruntergezogen hat, so daß das Essen auf dem Boden und der Teller zerbrochen daneben liegt. Erst wenn die Kleinen fast fertig sind, wird die Mutter zum Essen kommen — eiligst ist sie dann die kaltgewordene Mahlzeit herunter. Nun heißt es den Tisch abräumen, spülen, den Herd putzen, den Fußboden wischen. Die beiden Großen gehen der Mutter hierbei schon zur Hand. Doch ist es fast halb drei Uhr, wenn sie fertig sind. Und kurz nach 2 Uhr verlangt das Kleinste seine dritte Mahlzeit. Die Mutter legt es trocken und gibt ihm die Brust — das ist ihr Ausruhen nach Tisch! Denn jetzt muß sie waschen! Am Vormittag hat mit dem Kochtopf auch der Wäschetopf gekocht, wofür sie die Wäsche am Tag vorher vorbereitet hatte. Jetzt ist die Wäsche abgetücht und sie kann um 3 Uhr anfangen zu waschen. Bis 4 Uhr kann sie dabei bleiben — dann wollen die Kinder Kaffee trinken. Sie selbst gönnt sich nicht die Zeit, sich an den Tisch zu setzen. Sie wäscht weiter bis 6 Uhr — das Kleinste verlangt dann seine vierte Mahlzeit und will trockengelegt sein. Um 6½ Uhr hat sich das Vierjährige ins Bett gelegt. Es klagt über Schmerzen im Kopf und scheint Fieber zu haben. Die Mutter gibt ihm kaltes Wasser zu trinken und geht wieder an die Wäsche; die beiden Ältesten wurden inzwischen herausgeschickt, um Brot und Milch zu holen.

7 Uhr. Zeit zum Abendessen für Mann und Kinder. Es wird Kaffee getrunken, Gemüse aufgewärmt und Butterbrot gegessen. 7½ Uhr. Zeit ins Bett zu gehen für alle Kinder der Reihe nach. Die Mutter würde am liebsten jeden Abend die Kinder in der Waschbütte tüchtig abseifen. Heute ist die Bütte nicht frei. Sie begnügt sich also damit, den Kindern Gesicht und Hände zu waschen. Wer es schon kann, kämmt sich die Haare vor dem Zubettgehen. Die Mutter hat hierfür keine Zeit. Sie muß noch den Tisch abräumen und spülen und dann muß unbedingt noch einiges genäht werden. Der Mann hatte ein böses Loch in seinem Arbeitsanzug und dann muß noch an dem neuen Kleidchen für das Fünfjährige gearbeitet werden, das übermorgen die Großmutter für eine Woche lang besuchen soll. Und dafür muß es doch „ordentlich im Zeug“ sein!

10½ Uhr vorbei — schon fast zu spät für das Kleinste. Um 10 Uhr soll es seine letzte Mahlzeit bekommen und für die Nacht trockengelegt werden. 11¼ Uhr — die Mutter kann sich ins Bett legen, nachdem sie noch einmal nach allen Kindern gesehen. Endlich, endlich — wie wohl es tut, die Glieder zu strecken. Todmüde schläft sie ein.

Es ist noch keine Stunde vergangen, da wimmert es vom Bett des Vierjährigen. Er liegt mit hochrotem Kopf und wirft sich unruhig hin und her. Die Mutter gerät in Angst, das Fieber scheint fortwährend zu steigen. Am liebsten würde sie noch den Arzt rufen. Aber er wohnt so weit. Und so verbringt sie die Nacht, leistet dem kranken Kinde Hilfe und geht von einem Bett zum andern, denn auch die andern Kinder sind unruhig geworden. Was mag der Morgen bringen, wenn der Arzt zu ihrem kranken Kinde kommt? Endlich vergeht die Nacht — um 6 Uhr meldet sich das Kleinste, es verlangt seine erste Mahlzeit und es will von der Nacht trockengelegt sein — der neue Tageslauf beginnt. In welchem Zustand aber befindet sich die Mutter, wie soll sie heute das neue Tagewerk vollbringen, das einmal etwas weniger, ein andermal mehr noch an Arbeit bringt, das ihr aber nie, nie ein wirkliches Ausruhen vergönnt?

Was ist es für ein Arbeitssystem, in das die Hausfrau und Mutter großer Volkskreise hineingeschmiedet ist, das

mit ihren Kräften solch' unerhörten Raubbau treibt? Warum beschäftigt man sich bis ins kleinste mit den Vorteilen und Nachteilen in der industriellen Arbeit und kümmert sich nicht um die Arbeit der Hausfrau, die, in dieser Form geleistet, für das Volksleben, ja sogar unmittelbar für das wirtschaftliche Leben die schwersten Schädigungen bedeutet? Zu früh verbrauchte Kraft der Mutter bedeutet vielfach wirtschaftlichen Ruin der Familie, heißt aber auch eine Minderung der allgemeinen Volksgesundheit. Nicht nur, daß ihre eigne Leistungsfähigkeit verringert, ihr eignes Leben verkürzt wird, auch die Gesundheit ihrer Kinder und Kindeskinde kann dadurch schwer geschädigt werden. Und nicht nur wirtschaftlich und gesundheitlich entstehen schwere Nachteile. Wo ist denn in diesem übervollen Tagewerk die Möglichkeit, über das allernotwendigste der körperlichen Bedürfnisse hinaus den Kindern irgend etwas sein und bieten zu können? Wo bleiben die seelischen und Gemütswerte, die die Mutter ihren Kindern mit auf den Lebensweg geben sollte, und von denen man immer in so bewegenden Worten zu reden wußte?

Aber wie ist da zu helfen? Will man ernsthaft Abhilfe schaffen, so kann es nur einige wenige Wege geben: Man nimmt durch soziale Veranstaltungen die Kinder an Stelle der Mutter vollkommen in Verwahrung — dieser Weg ist bekanntlich schon vielfach beschritten, wird von manchen auch als erstrebenswert verfochten, von der Mehrzahl der Menschen aber doch, als gegen die Natur sündigend, abgelehnt — oder man schafft durch Zentralküchen und sonstige Zentralisation der hauswirtschaftlichen Arbeiten bei der Wäsche, beim Hausputz, beim Nähen eine bedeutende Entlastung der Hausfrauen-tätigkeit. Ganz gewiß wäre durch Zusammenfassung von Nachbarbezirken manches zu erreichen, indem z. B. Einkaufsgenossenschaften, Waschanstalten, Gelegenheiten zur Herstellung und Ausbesserung von Kleidung und Wäsche geschaffen würden. Es scheint, als ob man in andern Ländern in ähnlicher Richtung schon mehr als in Deutschland vorzugehen versuchte.

Woran sich aber alle, die es angeht, beteiligen müssen — die Hausfrauen selber, die deutsche Frauenbewegung, der Techniker und der Architekt — das ist die Vereinfachung und Rationalisierung des Haushalts. Das Buch einer Amerikanerin „Rationelle Haushaltsführung“, übersetzt von Irene Witte, Verlag J. Springer, Berlin, gibt in dieser Hinsicht wertvolle Hinweise. Ganz besonders handelt es sich da um eine bis zum letzten praktischen Einrichtung der Küche und Rükeneinrichtung, wodurch unendlich viel Kraft gespart werden kann. Muß die Wäsche im Haus erledigt werden — und es geschieht heute wieder viel mehr als früher —, so müssen auch dafür vereinfachte Methoden gefunden werden, durch welche die Wäsche sich selbsttätig reinigt und Menschenkraft gespart werden kann.

Und dann ein Wichtiges: Wenn die Nächstbeteiligten, wenn Mann und Kinder einsehen, welches unüberwindliche Übermaß an Arbeit der Hausfrau und Mutter auferlegt wird, dann können sie ja gar nicht anders, sie müssen ihr beistehen, um sie zu entlasten. Nirgends ist die „Arbeitsgemeinschaft“ natürlicher und selbstverständlicher als im Familienkreise. Sie allein führt zum Glück des Familienlebens, weil sie Ausdruck ist gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Anhänglichkeit.

Aber nicht allein im Kreis der Familie, nein überall im gesamten Volksleben muß erkannt werden, was die Arbeit der kinderreichen Hausfrau für unser Volk bedeutet und daß sie in ihrer Art einzig dasteht. Ist diese Erkenntnis da,

dann werden sich auch immer mehr Wege finden zur Entlastung der Hausfrau und Mutter. Hat sie doch ebenso Anspruch auf „soziale Reform“, wie der männliche und

Kapital pflegen, wenn wir der Hausfrau und Mutter, auf der sie ruht, die Erfüllung ihrer Aufgabe nicht nur erleichtern, sondern überhaupt erst möglich machen. Und da gibt



„Heilige Nacht“

Bildgemälde von Friedrich Schütz, Düsseldorf-Oberkassel

weibliche Beamte und Arbeiter. Wo ein Wille ist, findet sich endlich auch ein Weg. Er muß sich finden, weil neben der Förderung wirtschaftlicher Interessen die „Menschenpflege“ obenansteht. Es heißt unser wertvollstes

es keinen Unterschied, ob Mittelstands- oder Arbeiterfrau. Die deutsche Hausfrau und Mutter wollen wir schützen und ihr beistehen, daß ihr nicht mehr auferlegt wird, als sie leisten und tragen kann.

Es ist eine eigene Sache im Leben, daß, wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge, sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst, auch bei entbehrender, mühevoller Lebensweise einstellt.

Wilhelm v. Humboldt

Hilwa

Roman von Richard Euringer

(6. Fortsetzung und Schluß)

Ott, es ist ja auch kein Wunder!“ rief Regina. „Was Sie sich quälen!“

„Aber ich bitte Sie,“ sagte er, „so darf das einfach nicht weitergehen! Wissen Sie denn keinen Ausweg?“

„Ich?“ Sie schaute vor sich hin in den blühenden Schnee.

„Ich hatte so große Hoffnungen auf Sie gesetzt!“ sagte er warm. Doch sie sah ihm voll ins Gesicht. „Sie kennen mich doch gar nicht!“

„Doch, ich kenne Sie; lassen Sie uns jetzt nicht Zeit verlieren, sonst verpassen Sie Ihren Brief. Später, wie gesagt, will ich Ihnen alles erklären. Jetzt nur eine Frage noch: Sollte Fräulein Klinger nicht reisen? Wäre es nicht das Beste?“

„Für sie vielleicht,“ sagte Regina nachdenklich, „für ihn? Das glaube ich nicht mehr. Ich glaube, daß er sie liebt und es nur nicht zugibt seiner Mutter wegen. Kennen Sie Frau Otten?“

„Seine Mutter? Ja.“

„Genauer?“

„Ja,“ sagte er, „lassen Sie mich auf die andere Seite; Sie werden zu nah!“

„Sie geht ja nun wirklich ins Stift,“ sagte Regina.

„Ob das gut ist, ob das gut ist?“ machte der Unbekannte zweifelnd, als habe er den Fall tagelang erwogen.

„Leicht wird es ihr ja ohnehin nicht,“ meinte Regina, „aber sie geht so ja auch nur zugrunde!“

„Und das soll man untätig mit ansehen!“ Er blieb stehen. Stieß mit dem Ebenholzstock in den Schnee: „Das soll man mit ansehen! Sie muß einfach fort!“ (Er versuchte es wieder damit.)

„Sagen Sie es ihr!“ Regina lachte kurz auf. Nein, sie werde nicht reisen. Sie habe sich erst Sachen nachkommen lassen aus München, und sie werde bleiben, bleiben, bleiben und wenn er und sie darüber zerbrechen. „Oder,“ sagte sie leiser, „oder er geht mit.“

„Nach München? Ausgeschlossen!“

„Warum?“ fragte Regina rasch.

„Kennen Sie die Verhältnisse dort?“ lächelte er überlegen.

Sie sah ihn einen Augenblick an, als unterdrücke sie eine Gegenfrage, und er hatte das Gefühl, sie erwäge, ob er Fräulein Klingers Vater sei. Dann sagte sie: „Nein. Es braucht ja auch nicht München zu sein. Aber nun muß ich mich verabschieden.“ Sie standen vor dem Stift.

Er wollte sie erwarten, aber sie meinte, es könne lange dauern. Gleichviel; er sei entschlossen, noch heute etwas Entscheidendes zu tun. „Außer Sie mißtrauen mir noch immer?“

Regina gab ihm statt einer Antwort die Hand.

Es dauerte nicht allzulange. Sie hatte ja doch nur den Brief abzugeben und zu fragen, ob Frau Otten ein paar Kleinigkeiten bereits vor Neujahr abstellen könne, da man doch in den Feiertagen keine Hilfe bekomme. Da sie ihn nicht sogleich erblickte, schien sie enttäuscht. Er beobachtete es. Er hatte sich manches zurechtgelegt inzwischen.

„Ah, da sind Sie ja!“ rief er, als sie sich umwandte, zu gehen, und trat vor.

„Nun haben Sie solange gewartet!“

Dann gingen Sie zurück auf demselben Wege, den sie gekommen. Wieder wurde er begrüßt, diesmal von einem jüngeren Herrn, der sie fixierte.

„Haben Sie etwas erreicht?“ fragte er, sie abzulenken.

„Ja, nun ist es entschieden,“ sagte sie, „er weiß es übrigens noch nicht.“

„Werden Sie es ihm erzählen?“ fragte er.

„Ich?“ Wieder fragte sie dies „Ich?“ im selben Tone wie das erstemal, und dann sagte sie: „Wissen Sie, ich habe es eigentlich am schwersten! Sie weint sich bei mir aus...“

„Fräulein Klinger?“

„Fräulein Klinger? Bei mir? Das doch nicht; nein, Frau Otten! Sehen Sie, früher durfte ich kein Wort erfahren, und jetzt soll ich immer helfen! Und ich kann doch auch nicht! Jetzt schon gar nicht mehr!“ Und nun erzählte sie, wie er sie auspieler gegen seine Braut, sie, die er nicht angesehen habe bis zu dem Augenblick, da Fräulein Klinger kam, und die nun gut genug sei, die andere mit ihr zu quälen!

„Ein Teufel von einem Menschen!“ fluchte der Unbekannte, seiner Sache sicher genug, den Ausbruch zu wagen. Aber da geriet sie ins Feuer. Er ein...? Nein, sie wolle etwas so Abscheuliches nicht wiederholen. Er tue doch alles nur aus Liebe zu seiner Mutter, er bringe es eben nicht übers Herz, weil er wisse, wie sie unter der

Trennung leide. Und er sei doch krank, er sei doch armseelig elend und könne so ja nie zur Ruhe kommen. Und sie kenne ihn besser als alle anderen, oh, er sei gut, unbegreiflich gut sei er, aber es ist eben alles so furchtbar verworren!

Er wollte sagen, sie sehe ihn mit Augen der Liebe, aber er besann sich, sie nicht zurückzuschrecken. So sagte er — das Wort „Braut“ war ja gefallen. „Ein Mann muß wissen, was er auf sich nimmt! Warum hat er sich dann verlobt!“

Ah, es sei doch damals alles so ganz anders gewesen. Und dann vertraute sie ihm an (nach wiederholter Frage, ob er Frau Otten wirklich genauer kenne), was ihr Frau Otten anvertraut, als sie um ihre Hilfe flehte: daß sie eigentlich des Geldes wegen ihn verlassen. Das wollte er nicht verstehen.

„Doch,“ sagte Regina, „die Klinger sollen doch so reich sein.“

„Was heißt heute ‚reich‘? Aber,“ sagte er, „vermögend sind sie, über den Durchschnitt vermögend.“

Nun hatte er, was er gewollt. Nun hatte er ein, nun erfuhr er spielend, daß Otten Offizier gewesen, daß die Pension nun angewiesen werden solle, wenigstens ein zweiter Vorschuß, daß er nichts, nicht das geringste von seiner Braut annehme, und daß Fräulein Klinger sogar zu ihr einmal gesagt habe: „Kaufen doch Sie den Sessel und verraten Sie mich nicht!“ Aber dann sei der Sessel gekommen, und er habe ihn bis heute nicht ein einziges Mal benutzt!

„Fräulein Klinger ist wohl eiferfüchtig auf Sie?“ fragte der Fremde. Das wisse sie nicht. Aber sie sei häßlich zu ihr, besonders jetzt, seitdem sie Frau Otten besser leiden möge.

„Weiß sie denn, daß die Otten ins Stift geht?“

„Ja, seit ein paar Tagen.“

„Und was wird er dazu sagen?“

„Nichts, er sagt doch überhaupt nichts mehr. Außer etwa, daß er mir schön tut, um sie zu quälen, freilich nur, wenn seine Mutter nicht da ist.“ Und dann sagte sie, als er fragte: „Warum laßt ihr euch das alles bieten, warum?“ „Er hat eine furchtbare Waffe, seine Krankheit!“

„Und was will er denn, um Himmels willen, was will er denn mit aller Quälerei erreichen? Was denn nur?“

„Daß sie geht, und seine Mutter ihn behält.“ „Sehen Sie,“ sagte er, nun standen sie wieder unter dem Hause Bleichenstraße 7, „das glaube ich nun eben nicht!“

„Aber was glauben Sie denn?“ fragte Regina, wie in Angst.

Wieder lächelte er überlegen, die unzähligen Fältchen um seine braunen Augen legend, und sah sie an, sah sie freundlich an, bis sie errötete: „Wir alle müssen opfern. Aber es gibt Opfer, liebes Fräulein, die vergebens sind. Vielleicht...“

Regina fühlte, wie ihr Puls zu jagen anfing. „Nein,“ sagte sie, „nein.“ „Ich habe nichts behauptet,“ lächelte er, und zog seinen Blick nicht ab von ihren gesenkten Lidern, „aber haben Sie nicht selbst gesagt, daß er kein Teufel ist?“

„Er wird mit ihr gehen,“ sagte Fräulein Bahrdt, „und Mama und ich übernehmen die Wohnung und machen die Pension, und...“

Er ließ sie reden, aber er schüttelte den Kopf. In einer gewissen Sicherheit schüttelte er den Kopf, daß sie plötzlich fragte: „Aber wer sind Sie denn nun?“

„Das will ich Ihnen gerne ein andermal erzählen,“ sagte er, „wollen wir uns wieder treffen? Morgen? Nein, morgen geht es nicht. Lassen Sie mich überdenken. Aber wir sehen uns ja wohl wieder einmal.“

Plötzlich entschloß er sich, es dem Zufall anheimzugeben. Er hatte ja auch wirklich nicht auf sie gewartet. Fürs erste wußte er genug. Und er hummelte nach der Weinstraße und fand ihre Fenster dunkel.

Sie ist beim Essen, dachte er, und fuhr mit der Tram in sein Restaurant.

*

Emil kam nicht dazu, aus seiner Wissenschaft, Frau Mimi gehöre zum Sommertyp, Nutzen zu ziehen den Rest der Tage über, ehe der Winter ihn entrechtete. So lange Lisa München und Umgebung unsicher machte, verstand er sich zu glänzend mit ihr, um die Frau Mama nicht zu benachteiligen. Heiliger Strohsack, endlich einmal Vollblut! Straß, elegant, Großstadt, Stil! Dabei sexualfrei bis in die Knochen, unweiblich auf hinreißende Art, Kameraderesak in Form, ehesfromm bis zur Abfuhr, gattentreu bis unter den Pantoffel! Mit einem Wort, sie imponierte ihm als erste Frau unterm Monde! Er begehrte nicht sie, sondern ihre Gesellschaft, weil ihr ganzes Drum und Dran (es war nicht viel drum und dran) als dekoratives Phänomen erster Ordnung seiner Eitelkeit schmeichelte, mehr aber, weil ihn dies auf hunderttausend Atmosphären tom-

primierte und konzentrierte Nichts, das Lisa von Plessen hieß (so nämlich dachte er) mit Energien bis zum Bersten lade! Nun verstehe er, daß Wolf in holländischer Valuta mache, Herr von Plessen senior seinen, wie er höre, gewaltigen Kopf als alldeutscher Putzschini in die Schlinge fiede, und eine vielbesagte Pommeranze Zwillinge ansehe! Skrafitpupperl nannte er sie; sie, die ewig kühle, unfofette, beinahe schnippsche! Eine ganze Stadt könne sie zu Schiebern, ein todmüdes Adelsgeschlecht von zweiundsiebzig Ahnen zu einem Musterklub von Leichtathleten, ja selbst einen alten Münchener Bürger in der patriarchalischen Abergewand irre machen „vierprozentige Staatspapiere kaufen, heiße Wucher treiben! Der Staat schulde ihr einen Hahn und eine echte Straußenfeder. Sie sei die Vorwegnahme des kommenden Jahrhunderts, der personifizierte Wiederaufbau, das unsentimentale Sentiment, flüssige Luft, der Frauentyp der Zukunft! Er nannte sie Gassenjunge, Pitzbube, Pips, Piccolomini (lauter Aufreizwörter, weil sie „Pinscher“, als Reservatrecht ihres Gatten, sich verbat — war und blieb sie doch rettungslos unterm Pantoffel, und zwar in eifersüchtigem Stolz auf dieses Recht —, und bedauerte, kein Backfisch zu sein; er würde sich sonst hoffnungslos in sie verlieben!

Nun sollten sie was erleben! Meier hätte sechs Hände haben können, nachzukommen!

Die Firma „Chaem“, Emil Hellwig-Meier, überfchwemmte ganz Süddeutschland mit Wolf von Plessens erstem Plakat, den drei faszinierend stilisierten und gruppierten Buchstaben E H M, deren unverschämtes Rot auf zitronengelbem Grunde von allen Litzfahäulen, Anschlagstafeln, Trambahnenfenstern und gekalkten Bauernhäusern angriffsflüchtig in die Augen sprang und neben Telephonnummer und Adresse den unverfrostenen Text „Im- und andere Mobilien“ über Nacht zum Witzwort Tausender, und zum Stichwort Duzender von Spekulant, Häuserfuchern, Gutsveräußern machte. Alles, was aus der Fürstnerischen Brauerei an Geschäftsbeziehungen, vom Regiment her an Condissancen, aus der Gesellschaft an Konnexionen irgend existierte, wurde systematisch ausgeboten, ausgebeutet. In drei Tagen verkaufte Emil, ohne einen Scheck gezückt zu haben, drei Villen, eine in Pöding, eine in Bogenhausen, eine bei Oberstdorf mit gesamtem Reingewinn von zweimal Hunderttausend einschließlich des Realwerts eines ihm verbliebenen Terrains. Meier erhielt für Schreiberei und Schererei, da ihm die eigentliche Geschäftsführung und kaufmännische Oberleitung oblag, seine vertraglichen 25 Prozent und einen Sachauftrag von rund Siebzehntausend. Dieses war der erste Streich. Dann kamen zwei Autos, ein Motorrad, Schreibmaschinen, die bis zu drei Duzend angekauft und en bloc zu Neujahr (bis auf zwei) wieder losgeschlagen wurden. Bei Eis und Schnee eine Razzia auf segellahne Bootsbesitzer mit verblüffendem Erfolg. Vermittlung von bibliophilen Ankäufen monumentaler Werke in Pergament und Leder, wobei der Versuch, eine kühne Kombination Emils, Wolf von Plessen, Kurt Hellwig und die Chaem großzügig zusammenzulassen, zu einem neuen, tieferen Riß zwischen den Brüdern Hellwig führte, da Kurt sich nicht „dazu hergeben“ wollte, seinen künftigen „Archäologie-Doktor“ zu „Schiebereien“ mißbrauchen zu lassen. Emil sagte „Idiot!“ Wenn er nun doch mal aus borniertem Eigensinn, den er „Charakter“ nenne, als „Abschluß“ seinen Doktor mache, um dann auf Konzertplakaten Rehlöne damit auszugleichen, so solle er doch nicht auch noch der Egel sein, die Butter auf das Brot auszuschielen, das er sich noch in zehn Jahren mit seinem „Schnabelcello“ — so hieß Emil den Bariton des Bruders — nicht mal stückweise verdienen werde!

Statt eines Mittagsschlafens kaufte er telephonisch von einem „Journalemerisflieger“ einen Lagerschuppen und sechs hundertsechzigpferdige Flugzeugmotoren der Bayerischen Motorenwerke zum Um- und Einbau in zum Teil bereits erworbene Boote auf dem Würm- und Ammersee. Alles mit Kommerzienrat Hellwig seniors Moneten, die er zinsfrei zum Verdrusse Kurts vorgeschossen kriegte, da er Stammfisch-Ehrenstammgast wurde, in welchem Amt er freilich sich zumeist von seinem Kompagnon Meier-Nachts vertreten ließ. Meier fluchte manchmal nicht grad darüber, aber das Geschäft gedieh.

Im Frühjahr pouffierte Emil, während er Meier mit Hausaufgeschichten und Einrichtungsaufträgen für den verlorenen Sportswinter entschädigte und mit teilweise blendenden Kunstgewerblichen Einfällen und Ideen überschüttete, die meist schlechten Wiken entsprachen (wie z. B. der siebenarmige Kasanienferzenleuchter, eine zu geschicktem Schutze angemeldete Dafenneuheit, die lächerlich einschlug), seine alte Liebhaberei für Pferde, fing sich paar ehemalige Herrenreiter ein, und plante einen kleinen Stall, zückte dann aber rechtzeitig zurück, als er merkte, daß er erhebliche Teile des verfügbaren Kapitals über Gebühr festlege, gewann nach einer schweren Viertelstunde einen noch „schwereren“ Geschäftsfreund seines Vaters durch den Nachweis, erstens: nicht Ruhe, sondern sich rühren sei des Bürgers erste Pflicht, zweitens: die Zusammenwerfung des rüprigen, modernen „nachwüchselmännischen Kaufmanns“ mit dem schieberischen Schädling entspringe vorsintflutlicher Begriffsverwirrung,

und Mitarbeit an der „volkswirtschaftlichen Erstarkung“ Deutschlands sei vaterländisch vornehmste Verpflichtung, und machte bei dem ganzen Handel noch seinen Schnitt. Angebote von stillosen Kavaliereien, die sich bei der ständigen Verteuerung der Lebenshaltung um eine diskrete oder indiskrete Verdienstmöglichkeit umsehen mußten, hagelte es natürlich, und wenn etwa ein Graf so und so seinem Freunde Hellwig einen Dierzigtausendmarkauftrag für dessen Freund von Plessen im Schloß der Grafen so und so diskret vermittelte und dafür ein paar blaue Lappen einstrich, während Emil nicht dran dachte, von Herrn von Plessen auch nur eine Bohne anzunehmen, so waren alle drei zufrieden, und Hellwig hatte wieder jemand „an der Hand“ — sein neues Zauberwort. Und wenn er dann nach Berlin rutschte, so wußte er, wohin, und durfte eines Tages vielleicht doch noch versuchen, Gut Röhren, diese „lächerliche Klitsche“ gegen „respektablen Grundbesitz“ umzutauschen, wenn schon seine erste Anpassung, Meier den Auftrag einer Neuaufmachung der Interieurs zu verschaffen, als Naivität aufgenommen worden war. Einen Aufenthalt in Dresden benutzte er zur persönlichen Fühlungnahme mit Eva Klingers Mann, dem Bankier, den er demnächst einzuspannen dachte. Als Rechtsbeistand fungierte seit Februar Dr. Krüger, den er sich durch ehrenwörtliche „Desinteressementerklärung“ an Frau Sibyl Dorner, nunmehr Krüger, menschlich verpflichtet hatte. Direktor Klinger, der schon einen vorzüglich verlässigen Buchhalter beigeleitet hatte, sagte, den heißbegehrten Teppichfachmann aufzutreiben, zu, und fand ihn mit Hilfe seines türkischen Geschäftsfreundes — nicht etwa in Damaskus, sondern in Prinz-Ludwigshöhe, München — in der Person eines „eventuell erbötigen“ Exdiplomaten, der lange im Orient gefessen hatte. So gliederte sich denn eine Abteilung F den fünf bisherigen an, in der Hellwig sogar eine Startalbekanntschaft aus seiner Realpennalzeit als nunmehr gesehete, sprachbewanderte „Cheffnotypistin“ unterbrachte. Ein Abkommen mit der PZAG-Pasing vergab an Meier den Entwurf sämtlicher Packungen und Signets auf die Dauer von vorläufig drei Jahren gegen ein Fixum, das ihn wieder auf ein paar Tage damit ausföhnte, daß er Hellwigs Hausknecht sei.

„Emil Hellwig ist ein Genie“, sagte Herr Albert Waderle zu Fräulein Ebersbuch — er gab ihr seit Ende Oktober Klavierstunden — an jenem Samstagnachmittag im März, da Hilwas Telegramm aus Hannover in Villa Mimi anlangte:

„kommen montag abend 7 uhr 22 bitte wagen
grüße von uns beiden hilwa.“

Dorle fragte: „Hat er Ihnen jetzt einen Verleger für Ihre Lieder verschafft?“

„Das nicht“, sagte Albert Waderle, „damit kann er sich wohl nicht befassen.“

„Aber er hat es mir doch versprochen!“ sagte Dorle empört.

„Das ist genug für mich“, sagte Albert Waderle und meinte es irgendwie. Und es rieselte ihm wohligh den Rücken hinunter, daß Dorle Ebersbuch mit den zusammengewachsenen Augenbrauen für Albert Waderle gebeten hatte. Und er ließ sie die zweite, prachtvoll instruktive Variation von Albert Waderle über ein Thema von Reger wiederholen, damit sie recht, recht sauber und klar und mit dem spezifisch waderleschen Anschlag waderlesche Lieder spielen und Herrn Kurt, den Bariton, begleiten lerne.

Bis zum äußersten trieb er's. Bis zum äußersten, und ein kurzes Stück darüber hinaus. Wenn sie glaubten, den Krüppel mübe zu machen! Nun, sie sollten sich täuschen! Seitdem er seines Willens sicher geworden, unterstellten sich ihm wieder Kräfte, Fähigkeiten des Leibes und Geistes, diesen Willen zu behaupten, wie versprengte Häuflein ungebrochener Soldaten, die man nur zusammenraffen muß, neu und endgültig den Feind zu bezwingen.

Sie war sein Feind geworden, und war es geworden in der Stunde, da er genug erstarrt, sie noch einmal zu lieben. Wie klar sein Kopf arbeitete! Wie er nun all die Gespinnste durchschaute, hinter denen er sich eingesponnen, solange seine Kraft nicht reichte, sich offen einem Ansturm auszufehen! Und baute er nun wieder Hindernisse um sich her, camouflierte abgefeimt die Versammlung seiner Stoßkraft, so geschah es zu dem würdigeren Zweck, nach Monaten der Aufreibung und Zermahlung gegnerischer Kräfte, die Vorbereitung eines letzten Ausfalls zu verschleiern.

Im ersten Stadium nach dem Zusammenbruch hatte lebenserhaltend ihn die gütige Natur in Dämmerung getaucht, und den um sich Tastenden der glückliche Instinkt irgendeiner Selbstbehauptung davor bewahrt, klar zu erfassen, daß der Trümmerhaufen auch das Liebste unter sich begrub, Ziel, Sinn und Summe seines Erdenbaisens, seitdem er in der hellen Offenbarung einer Stunde sie dazu erhoben und erwählt. Dann aber, als immer deutlicher und unabweisbarer gegen vorgeschobene Dämme zähen Selbst-erhaltungstrieb züngelnde, drängende, anprallende Brandung Zeichen auspie, erschreckende Zeichen irgendeiner Katastrophe, die nach Deutung, die vielleicht nach Rettung schrien, da toste plötzlich,

alles selbstisch Kleinere ersäufend, die fessellose Sturmflut des ungeheuren Wissens um des Vaterlandes Untergang über alle Rützen und riß noch einmal, was dem Wad des eigenen Glückes gleichen mochte, unerbittlich in den Strudel einer Sintflut. Dieser Anprall brach zu früh herein, fand ihn widerstandslos, wurzel-, haltlos, und als er selber sich zerpeitscht in seinem Wüten, und eine große Stille über die Wasserwüste sank, lockte, zog, spülte es ihn mit hinaus ins Uferlose, Pflichtlose, Willenlose einer letzten Hoffnung: zu versinken im Vergessen. Damals, so schien es ihm jetzt, habe er tage-, nächte-, wochenlang geschlafen mit offenen und mit geschlossenen Augen. Dann fühlte er die Pflege, die Mutter, eine nahe Pflicht, sich zu erinnern. Als aber erste Willensregungen am Widerwillen des geborstenen Leibs zerschellten, da packte ihn der Ekel an sich selbst und spie ihn weit zurück in graue Oede. Und wenn Feuer aufleuchteten irgendwo, tröstliche Boten einer Menschennähe, Ahnungen, daß irgendwoher Rettung winke, so zuckten dazwischen gresse Blitze: Sehnsucht nach Wahnsinn oder Wahnsinn selbst. Ach nein da ließ sie ihn nicht untergehen, und er fühlte deutlicher und wärmer ihre Nähe, ihre Sorge, ihre Liebe: Mutter! Und nun seine Lippen diesen Laut geformt und das Ohr willig Echo gab, und seine Hand sich gezogen fühlte von dieser Hand, die selbst erlahmte, endlich selbst erlahmen mußte, trieb es ihn zurück, zurück zu seiner Kraft, zurück zu seinem Willen, zurück zu seinem Wissen um sich selbst. Und um sie, die ihn gerettet ins Leben, die Mutter, und um jene andere, die er zum Tabernakel seines Heiligsten gemacht, die Braut. Und da gewahrte er, wie grau sie geworden war, die Mutter, und wie blond sie geblieben, jene andere, die Braut. Und spürte sein Herz erzittern in der wehen Ahnung, daß sie litten umeinander, daß sie leiden mußten. Und in jener Schwarzwaldchristnacht, der ersten seines neuen Lebens, da er selber neu geboren wurde wie ein Kind, da wagte er es nicht —, das war's: er wagte es noch nicht! — den Treuering zu nehmen, den ihm eine Hand aus weiter Ferne bot, sondern er hob das blonde Jesuskind aus seinem Kripplein, hilflos, bloß und kindlich wie er selbst, und spielte damit, spielte, spielte . . .

Warum ließen sie ihn nun nicht weiterspielen? Warum, da er neugeboren als ein Kind im Arme seiner Mutter lag, neugeboren wie das junge Jahr, von dem ihm sein Kalenderchen erzählte, drängten sie ihn, Mann zu sein, sich zu ermannen, der doch noch solange friedlich wachsen mußte! Wie lange wuchs solch eine Schwarzwaldtanne? Jahr für Jahr ein Stückchen, friedlich unter vielen, die auch wachsen mußten! Warum ließen sie ihn nicht von dem blonden, blonden Kinde träumen, wenn die Schwester an der Orgel saß, und sich, wie draußen vor dem Krüppelheim auf der Frühlingswiese, Blumenkeime regten auch in seinem Herzen? Warum kam ein fremder Mann aus einer fremden Stadt, ungeduldig, drängend, wie ein Rundschafter in das Lager seines Feindes schleicht? Sahen sie denn nicht, daß er noch nicht wieder kämpfen dürfe, scheiden und entscheiden? Dürften sie denn klagen, wenn so früh im Jahre noch nichts reifte? Und wenn er das erste, einzige hinbot, austrieb aus seinem Herzen, was kaum gegrünt, durften sie sich wundern, daß er nun erst wieder mühsam säen mußte? Ah, heute durchschaute er auch dies: nicht der klare Wille, sie frei zu wissen, sie loszutupfen von seinem Elend, vermochte damals ihn, in Herrenalb, dazu, dem Vater ihren Treuering zurückzugeben, sondern sein Recht auf Unklarheit, das dem Dränger irgend etwas hinwirft, freizutommen, Zeit zu gewinnen, Atemfreier. Er löste sie, die Lichte, Leichte von seinem schweren Schicksal, damit er, der sie sich retten wollte, nicht zuvor rettungslos versinke.

Wie gut doch, wie wohlthuend gut verstand doch seine Mutter, nur sie ganz allein, was ihm frommte. Sie wiegte ihn, sie ließ ihn wachsen, wie der Gärtner draußen seine Blumen wachsen ließ und im Treibhaus schützte, was der rauhen Luft noch nicht gewachsen war, was vor spätem Frost und jähem Reif noch bangte. Es kam die Zeit, da er ahnte, wie sie ihm so manches vorenthielt: das tat Liebe. Das allein tat Liebe. Sie schonte ihn. Sie rüttelte und riß nicht herum an dem jungen Stämmchen, das sich kaum zu halten wußte trotz des Stäbchens, behängte es nicht mit gleißenden Kugeln und lodenden Sternen, sondern umgab es mit Stille, glättete und glich wieder, was die von draußen aufgewühlt. Es kam die Zeit, da er ihren Kummer spürte, körperlich spürte, um das bißchen Geld und Existenz, aber er spürte auch, wenn sie so hinhumpelten auf hellem Ries, daß sie ihn noch nicht damit belud, daß sie alles trug auf ihren armen Schultern, bis er auch ein bißchen helfen könne, ohne zu zerbrechen. Und er legte seinen Arm auf ihren Arm, seine ganze Last zuweilen auf die ihre häufend, damit er rascher vorwärts komme und dem Ziel sich nähere. Dann würde er ihr eine Raft bereiten, weiche Abendraht im Frieden seines Schattens. Und wenn er sah, wie eifersüchtig sie auch dort ihr Pflegekind umtreute, wo kein Lüftchen blies, so lächelte er in sich hinein und dachte: „Sieh, das ist die Liebe!“ Er dachte nicht: . . . „die Mutterliebe“, nein nur das: „So ist die Liebe; die macht alles wieder gut.“ Und er hörte sein Blut freisen, heller, lebendiger, und wie dort am Rhein

jezt die Trauben reifen mochten, so glühte wieder auch in ihm das ewige Licht des Lebens, begierig zu leuchten, zu wärmen.

Sah sie es nicht? Durchdrang es nicht das bißchen Ferne? Das bißchen Dämmer, das er gern um sich geduldet, das bißchen Dunkel der schwarzen Zeit! Blieb seinen Worten nicht Leuchtkraft genug, auch wenn er ihre Wahl und Fügung der lieben Eifersucht einer lieben Mutter überließ, daß ihm in ihrem Widerschein ein blondes Mädchenangeficht entgegenschimmern mußte? Nichts. Worauf wartete sie? Sagte nicht Bericht um Bericht, es gehe besser allmählich? Es gehe gut? Worauf wartete sie? Aber da gab es ja einen Ring, einen Treuering in einem Schächtelchen, das er ihrem Vater hingeschoben? Konnte er darauf vergessen? Hatte er darauf vergessen? Das nicht, bei Gott, das nicht, aber daß Treu und Lieb an einem Ringe hängen, das hatte er vergessen. Vergessen, ehe er es gelernt. Ja, gab er sie nicht frei in jener Stunde, da er den Ring, den unerlangten Ring vergab?

Ah, sein Kopf mußte geklitten haben trotz allem! Wie mochte er denken, daß sie ihm Treue hielt durch Jahre, ihm, dem Krüppel, dem Angehörigen des geächteten Standes einer geachteten Vergangenheit (die sich Herrlichkeit des Reiches dünkte), nun, da die Herrlichkeit zerfallen war ins Nichts! Er verstand wohl von Frauen nicht viel? Er hatte wohl über ehregeiziger Arbeit veräuert, sich ein bißchen umzutun bei jungen Mädchen, hatte trotz manchem, was er in den Arm gerissen, über Taktik, Waffenlehre und Kommiß die Kunst verlernt, festzuhalten, was entschlossenes Zugreifen an Köstlichem gewonnen! Oder hinderte der fehlende Arm, die geopferte Hand! Nun, er wollte sich beweisen, daß ein Wille gilt für tausend Hände. Sieh! Denn wieder schob er den Gedanken, den einzigen stündlichen Gedanken an die Braut, zur Seite, als er Sehnsucht und Enttäuschung werden wollte. Er wollte nicht weiterdenken jetzt, er wollte nicht in Sehnsucht die verjüngte Kraft aufzehren, er wollte . . . ja, sie schone wollte er, sie schone, die ihn allzulange schonte, sie nicht verdächtigen, ihr keinen Vorwurf machen, sondern stärker, immer stärker werden, um auch dies, wenn es eines Tages zur Gewissheit würde, zu ertragen. Gern, freudig folgte er seiner Mutter in die Heimatsstadt. Nun durfte er arbeiten, nun durfte ihn niemand mehr stören, wenn er seinen Willen zwang, aus den Krieseleien einer unbeholfenen Linken Lettern, Sätze, Bragungen, Verkörperungen seines Selbstbewusstseins zu gestalten. Nun durfte weder Schlampelei noch empörende Schifane widriger Behörden und „Volks“vertretungen es fürder wagen, den Krüppel um den Krüppelstolz zu pressen und die Witwe auszulachen: ja, die ersten seien nun mit einem Schlag die letzten! Ohne zu erfahren, daß auch der Invalide nicht ganz wehrlos ist! Aber als er dann unter Aufregungen und Zweifeln neu zusammenkrachte, ihn die Sorge um der Mutter Kummernis, die wirtschaftliche Not, die Erschütterungen Deutschlands unter Haß, Zwierrat und Geschwätz noch einmal überwältigten, da wurde er im Bewußtsein seiner Ohnmacht zynisch. Nun verdächtigte er seine Mutter innerlich der Selbstsucht der Erwählten gegenüber, nun heuchelte er ihr, aus Mitleid halb, halb aus Gewohnheit eine Liebe, die höchstens noch Verstehen war; nun haßte er, da er die Christkindblonde immer noch nicht hassen konnte — hatte er sie nicht von sich gestossen, ehe sie gegangen war? vielleicht Regina, die Frau in ihr, das Mädchen, das junge Weib in ihr, auf jeden Fall sich selbst!

Und nun tat sich die Türe auf, und Hilwa trat herein!

Hilwa!

Aufspringen hätte er mögen, aufschreien vor Jubel, daß sie kam, daß sie trotz allem kam, daß sie kam in ihrer ganzen Süße!

Warum sprang er nicht auf, warum schrie er nicht auf, warum flutete ihr nicht eine Woge seiner grenzenlosen Dankbarkeit entgegen?

Der Anfall gab Antwort genug: so überstürzter Umschwung ließ ihn taumeln, und was ihn lähmte, was seinen bebenden Lippen konventionelle Silben zubüffelte, an denen keine Faser in ihm Anteil hatte, war nichts als namenloser Schrecken. Schrecken, der irgend etwas stammelt, nicht zu ersticken.

Aber nun begab sich in der Folge etwas, das er heute noch nicht ganz verstand, und das ihn jetzt noch manchmal ängstigte: als habe er seinen freien Willen eingebüßt, so drängte ihn etwas ab von seiner Bahn. Er durfte nun ja nicht mehr zweifeln an ihr, er brauchte ja nicht mehr zu fürchten, mußte nur sagen: „Du Treue, du Gute, du Einzige!“ Und er wollte es sagen, aber seine Lippen sagten: „Gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, daß ich gestern Sie nicht anders empfangen konnte. Es wird nichts mehr mit mir, wie Sie sehen. Aber ich danke Ihnen, daß Sie einmal nach dem Krüppel schauten!“ Und wenn sie tat, als hörte sie nicht, was er redete, und seine Hand nahm, warum erwiderte er nicht den Druck, sondern entzog sie ihr? Und später, als sie seine weißen Locken strich, warum humpelte er zum Friseur und ließ sie herunterscheren? Warum quälte er sie durch die Nachricht, er fühle sich zu erschöpft von ihrem letzten Besuch, als daß er sie empfangen dürfe, wenn er indes an seinem Schreibtisch saß und sein Russisch wieder aufnahm?

An Erklärungen, sich selber zu beschwichtigen, fehlte es ihm ja nicht immer: Mitleid wollte er heraushören aus jedem Laut, den Hilwa sprach, aus jedem Wort, das sie verschwieg, ein Mitleid, das brutaler als das Gaffen der Passanten den Krüppel auf den Krüppel nicht vergessen ließ. Almosen sehen in jeder Wohltat, die sie ihm zugebracht, dem Bettler. Ihre offene Feindschaft gegen seine Mutter erfüllte ihn mit Bitterkeit, um so tiefer, als ihm deren offenkundiger Verzicht nicht ganz entging. Verglich er dann die beiden Frauen, dies abgehärmte, weißgraue Haupt mit den eingefallenen Wangen und das simpelfranzige Kindergesicht seiner späteren Pflegerin, so mochte er fragen: „Wo warst du, als diese nächtelang an meinem Bett kein Auge zugetan? Hast du nie von Dankbarkeit gehört? Wenn du einst so viel gelitten hast wie sie, dann komm und hasse sie.“ Und er stellte sich vor seine Mutter, und wenn Hilwa nach ihr zielte, so traf sie ihn. Und er nahm seine Rache und sagte: „Meine Mutter hat es so gemacht!“ oder: „Sie müssen sich das einmal von meiner Mutter zeigen lassen.“ Und als ihn die Mutter entwarfnete und selbst zu Hilwa überließ, da fing er sich Regina ein und schob sie vor. Warum? Warum auch dies noch? Aus Rache gegen seiner Mutter Fahnenflucht? Oder sah er Gift in ihm, das um sich fressen mußte, damit es ihn nicht selbst zerfress? Er sagte damals zu sich: „Regina ist arm, auch du bist arm. Hier ist deine Welt. Du bist frei, und sie ist frei; hast du doch den Ring zurückgegeben, und sie hat keinen je getragen. Hier wirst du glücklich machen, dort drückst du wie ein Alp!“ Aber seltsam, in jener Stunde, da Hilwa schwur, sie werde nie von seiner Seite weichen, nein, sie werde ihn von heute ab auch nicht mehr schonen — es war in jener leidenschaftlichen Stunde, da sie endlich Liebe forderte, und war es nur ein brüderliches „Du!“ — da versagte sein Wille noch einmal, und seine Lippen, denen er ein „Geh doch! Geh doch nur!“ erpressen wollte, stammelten: „Hilwa!“ Und er belog sich noch einmal und immer wieder in der langen Zeit, seitdem die Mutter ins Stifft gezogen, und Regina auch noch zu Hilwa überließ, und sagte sich: „du“ oder „Sie“, daran liegt wohl nicht viel. Aber dann kam die Klarheit über seinen Geist und er wußte, daß er krank gewesen und nun endlich gesunde. Und daß er sie liebe wider seinen Willen, machtlos, hoffnungslos, hingegeben in einer maßlosen Sehnsucht, vor der alles hinschmolz, was er aufgerichtet, zerflatterte, was er geplant, zerbrach, was er errechnete. Und daß er sie hasse, weil sie ihn heraustreibe aus ihm selber und sich an seine Stelle drängte, Schritt um Schritt, Handbreit um Handbreit, siegesicher wie ein Gott, unerbittlich wie ein Dämon. Und nun galt es eine andere Selbstbehauptung, einen letzten Kampf. Seine Waffe war — Regina wußte es, verriet es wohl auch — war sein Krüppeltum. Nun liebte er seine Anfälle, wie Wälle, hinter die er sich zurückzog, in der Stille neu und immer neu zu rüsten. Nun rieb er sie auf, Tag und Nacht, täuschte sie über seine Kräfte. Mißbrauchte Frau Bahrdts materielle Interessen zu ihrer Verwirrung, streute durch geheuchelte Geständnisse, der Mutter gegenüber, falsche Gerüchte in den Feind, und wiegte alles rings in Sicherheit. Zu den rätselhaften Blumentränen von damals, von denen ihm Hilwa spät erzählte, bekannte er sich, errötend wie ein virtuoser Schauspieler, und als Regina, ein letztes Opfer der neuen Freundin bringend, mit weiß Gott welchem Gelde die Pension Bahrdt, Bleichenstraße 7, III, eröffnete und ihn eine förmliche Verschönerung aus Heim und Haus vertrieb, willigte er lächelnd ein in Hilwas Verschlag, Frühjahr und Sommer in der elterlichen Villa zu verleben. Er? Ja! Ja doch!

Und nun neigte sich der März dem Ende zu, und nun saß er auf der Roseninsel auf der Bank, wo er sie damals beinahe geküßt, saß einsam, blickte hinaus auf die weichen blauen Wasser, sah die Berge schimmern, die sachten Ufer ineinandergleiten, hörte, wie ein Vogel um sein Weibchen rief, klagend und froh zugleich, immerzu, immer gleich, blickte zuweilen hinauf nach jener weißen Villa, deren Gastlichkeit er stolz verschmäht, und ließ den alten Kastellan erzählen, der ein herrenloses Schloßchen betreute, erzählte von einem König, der sich selbst verlor, weil er die Frau nicht lieben durfte, die einzig er geliebt.

Und alles ging nach Wunsch. — Und wußte er nun auch ein letztes, daß er sich noch immer belogen, und daß er sie nur liebte, liebte wie sich selbst, mehr als sich selbst, daß er sie nie gehaßt, immer geliebt, und sie nur von sich befreien hatte wollen, sie ihrem Glück widerschenken, das er lang genug getrübt, so wollte er es jetzt nicht mehr zerstoren; es gesichert sehen — nur noch dies — und dann . . . verschwinden.

„. . . Ja, wissens“, erzählte der Kastellan, „mer sagt ja allerhand. Aber ich laß mers nicht nehmen, er hat nur überschwimmen wollen aufs andere Ufer! I bin herüber gholt und hab nix denkt! Wie leicht hätt mer'm helfen können! Aber mer weiß ja nie nix voneinand, und amal laßt eben d' Kraft aus, und da is er verfunken. Da wenns sich herstellen, nachher sehn's tadellos die Stell, wo's gewesen sein muß. . .“

Einmal läßt die Kraft aus, und . . .

Für den Direktor bedeutete es allerdings eine Enttäuschung, daß der Major — Klinger blieb bei dem Titel trotz Ottens Widerwillen — schon den Empfang „des Brautpaares“ am Münchener Hauptbahnhof durch schrillen Miston vergallte. Er schückte totale Erschöpfung vor, drängte sofort in ein Hotel und weigerte sich im Interesse seiner Gesundheit erschreckend heftig, die Autofahrt nach Villa Mimi mitzumachen. Hilwa ergab sich zuletzt der mütterlichen Meinung — so schien es Klinger —, es sei einfach unpassend, daß sie auch im Erzstift logiere, und fuhr mit ihren Eltern heim, während Otten, der gerne sein damaliges Zimmer gehabt hätte, triumphierte: „Erste Position genommen!“ Klingers Enttäuschung stieg, als Otten nächsten Tags im Kurheim Feldafing ein Zimmer mietete und alles ausschlug, was in Villa Mimi vorbereitet war: kleine Diele und Wintergarten waren für ihn zu einem stillen, abseits behaglichen Ruheplätzchen mit eigenem Eingang vom Garten her durch Meiers Freundlichkeit improvisiert, mit den bequemsten Möbeln des ganzen Hauses versehen und mit Willkommengrüßen geschmückt; das Saalzimmer hatte eine kleine auserlesene Bibliothek erhalten, die unter anderem die neueste Militärliteratur aufwies, auf der Terrasse lockte Meiers raffiniertes „Strandliegeformmodell für Kriegsbeschädigte“. Meier nämlich benahm sich fürchtbar nett seit Hilwa in Hannover weilte, ließ sich sogar öfters in Feldafing sehen, behauptete, etwas anmaßend vielleicht, er fühle sich nur behaglich in Villen, deren heiratsfähige Damen unter oder so gut wie unter der Haube seien, und machte seine desinteressierte Bemerkung über eines vielbesagten Herrn Otten Hohenzollernhausorden, er sei ja mehr für Innendekoration, durch handgreifliche Hilfsbereitschaft wett. Er gab Klinger den Rat, die verfluchte Westseite, deren Anwurf den Winter über schon wieder gelitten hatte, endlich mal mit Schiefer zu beden, der zwar einiges Graue in die „weiße Villa“ bringe, aber in Gottes Namen haltbar sei. Und Klinger fügte sich nicht nur dem Rat des Mannes, der so allmählich fast eine Art Familienfreund zu werden schien, sondern erinnerte seine liebe Frau zuweilen lächelnd an dies „Meier meint . . .“, wenn man, wie das manchmal nun geschah, Kompromisse schloß. Herrgott ja, man kann auch noch in Fried und Freuden miteinander hausen, wenn man langsam zu den älteren Semestern zählt! Lisa hatte die Lösung des späten Ehekräftels gebracht, damals im Herbst. Und zwar merkwürdigerweise durch eine kleine Frechheit. Klinger stellte ihr, bei aller Anerkennung ihres Haushalts, einmal die „behäbige“ Eva als fruchtbar mütterliches Vorbild hin, da meinte Lisa in ihrer knappen Art: „Solange die Eltern noch so tüchtig sind . . .“ Donnerwetter ja, da trumpfte der alte Herr aber auf! Ihm seinen Franzl neiden, seinen Stammhalter und Sakraweltser! Er lasse sich noch nicht zum alten Eisen werfen, und es solle ihn nicht wundern, wenn sein Franzl statt den Sultan zu kuranzien nächstens mal mit einem kleinen Bruder spiele! Da hielt es Frau Mimi, die Matrone, doch für endlich an der Zeit, ihrem törichtem Gatten die Augen zu öffnen.

Aber er fiel nicht um, sondern erfüllte sie mit heller Dankbarkeit durch seinen eleganten Rückzug, dergleichen seien Frauenangelegenheiten, die „mich nichts angehen und von denen ich auch nichts verstehe!“ Und als sie ihn bat, ihr zu erleichtern, seine „Dreißigerin“ zu bleiben: eine Tür zwischen ihrem Boudoir und seiner Lagerstatt auch weiterhin zu dulden, da kam er ihr mit einem „Meier meint“, das keinen Widerspruch mehr zuließ. „Meine liebe Mimi“, sagte er, „ein bißchen Glätte ist noch keine Frau, und um ein Fältchen weniger — wenns mal soweit kommt — schenk ich nicht den Menschen her, der mir in Jahrzehnten menschlichster Gemeinlichkeit das Liebste auf der Welt geworden ist!“ Und dann schickte er sie mit Lisa vier Wochen nach Berlin, daß sie so recht sähen in der Trennung, was sie einander seien, und dann feierten sie Wiedersehen für den Abend ihres Lebens. Wie froh er nun war, daß er Runi nicht erlegen! Runi, die es halt doch noch durchgeseht, in die Garage zu kommen, wo sie als Frau Walzel eines Tages Windeln wusch. Nun hätte alles gut sein und bleiben können, wenn nur Otten über sein bißchen Invalidentum weggekommen wäre! Aber er machte es einem schwer! Im Großen wie im Kleinen. Alle wiegelte er auf gegen sich durch die abweisende Schroffheit, mit der er seinen „Bettlerstolz“ und sein „Krüppeltum“ unterstrich, ob er die Erörterung einer künftigen Stellung höhnisch mit seinem „Recht auf Nichtstun“ abschnitt oder — Klinger wußte doch von Hilwa, daß er auch jetzt noch hier und da mal ein paar Züge rauchte — kleinlich eine Zigarette abwie! Irgendwo mußte doch die Menschlichkeit des Mannes brüchig sein, den ein Unglück zynisch machte, und zweifellos hatte Emil recht, der selbst zu Hilwa einmal sagte: „Heiliger Ernst in Ehren. Aber dein heiliger Ernst ist . . . übertrieben!“ (Sie wurde knallrot, nicht weil sie sich Ottens schämte, wie es aussah, sondern weil sie die Anspielung Emils verstand auf ihr eigenes Kinderlieblingsurteil und . . . auf jenen Kindertag, da sie beide sich geküßt.)

Am Karfreitagmorgen — die Anlagen rochen noch nach dem Mahregen der Nacht — wanderte Direktor Klinger, da er den Major im Kurheim trotz der frühen Stunde nicht angetroffen hatte, hinunter zum See. Wahrscheinlich saß er, wie gewöhnlich, drunten auf der Insel wie immer.

„Hollah! Eisenberger, setzen Sie mich rasch mal über!“ rief er den Fischer an, der trotz des Feiertags seine Netze trocknete.

„Gut Morgen, Herr Direktor!“ sagte Eisenberger, und zog den Rahn noch ein wenig näher in den Ries. Dann ruderte er die paar Schläge bis zur Insel. „Bissel Luft schnappen?“ fragte er, um doch irgend was zu sagen, und als der Direktor, irgend etwas auf der Insel suchend, schwieg: „No, heut machts schön! Der Reg'n hot gut tan!“

„Ja ja . . .“
Klinger fand seinen . . . Schwiegersohn auf der Bank dicht am Wasser, gegen die freie Seeseite hinaus, unter der alten Eiche. Er sah ein wenig gebeugt, den Arm auf seinen Stock gestützt, im alltäglichen blauen Anzug, unbeweglich. Nur der Seewind blies leicht in das neuwuchernde Greisenhaar.

Er erschrak nicht, denn er hatte Klinger kommen hören. Aber er heuchelte Erschrecken. Und es dauerte eine Weile, ehe Klinger nach Worten, die von Herzlichkeit und irgendeinem Schuldbewußtsein zitterten, ihm ein weißes Schächtelchen in die Finger drücken konnte.

Otten sagte: „Es ist gut, daß Sie nicht davon gesprochen haben. Ihre Tochter und ich auch nicht. Und nun wollen wir erst recht nicht mehr darüber sprechen. Jetzt nicht mehr.“ Und er lächelte und dachte: „Eins ums andere, nun geht es rasch zu Ende.“

Und Klinger sagte: „Sehen wir Sie denn gar nicht bei uns? Kommen Sie doch! Wir rechnen für die Feiertage doch bestimmt auf Sie!“ Und Otten sagte: „Zu liebenswürdig, aber ich habe Pflichten gegen meinen Freund, den Krüppel!“ Und Klinger nahm sich zusammen und blieb gut — er hatte ja auch etwas gut zu machen — und sagte: „Ist es Ihnen denn recht, daß Hilwa Sie jetzt soviel sich selber überläßt? Sie sagt . . .“

Da wurde Otten lebendig und versicherte, er habe sie darum gebeten und es sei nach den Monaten ständigen Zusammenseins für ihn geradezu Lebensbedürfnis.

„Ja, ja,“ sagte Klinger und es klang seltsam weich aus seinem Munde, „ihr müßt euch beide noch ein bißchen erholen, ehe . . .“

Er sprach nicht weiter, aber er drückte ihm die Hand, in der Otten noch immer das Schächtelchen hielt. Im Gehen entdeckte Vater Klinger zu seinem Erstaunen in zitronengelbem Frühjahrskleid Fräulein Heidenreich, die gar nicht fern von Ottens Bank durch Gesträuch verdedet gestanden hatte und offenbar seit neuestem malte.

Klinger grüßte betreten, und vergaß über der peinlichen Möglichkeit, daß sie Teile des Gespräches mitangehört haben könne, fast, daß er Eisenberger mit dem Rahn zu Otten schicken solle.

Und der Krüppel humpelte ins Boot und fragte: „Haben Sie ein bißchen Zeit?“ und: „Wo ist die tiefste Stelle des Sees?“ Und er erfuhr, na, da hätten sie nicht weit, die sei doch gleich da draußen, gradaus von der Insel. Da ruderte der braune Bursch hinaus, und der Krüppel öffnete heimlich ein weißes Schächtelchen und entnahm ihm den Ring, und ließ seine Hand übers Wasser gleiten und biß sich die Lippe wund. Und dann kam eine wunderbare Ruhe über ihn, als sei er selbst der Ring, wohligh sinkend, sinkend durch kühle Flut bis auf den Grund. Und dann sagte er: „Haben Sie noch ein wenig Zeit?“

Eisenberger verwunderte sich; sie waren doch grad eben losgegendelt. Und dann glitten sie weiter hinaus in den kaskadestillen See . . .

Wenn Hilwa sich der Mutter fügte, damals, spät abends, und im Hotel „Erzelsior“ verblieb, so geschah es einfach und alleinig deshalb, weil sie die Grenze seelischer und körperlicher Leistungsfähigkeit überschritten hatte und im Angesicht des Ziels zusammenklappte. „Ja, ich bin tot,“ gab sie ihren Eltern zu, die fanden, sie sehe elend aus, und innerlich jubelte sie weiter: „Er aber lebt!“ Oh, sie wollte rasch wieder auf die Füße springen! Auschlafen, ausschlafen, sich rote Backen anschauen wie ein Kind, sich von Minna die Schokolade ans Bett bringen lassen, und nochmal Badfisch sein. Nichts erzählen, nur jetzt nicht viel erzählen. Und herumpritscheln in der Badewanne, unter der kalten Dusche blau frieren und gänsehäutig erschauern und heiß werden, ganz heiß, das Blut hämmern hören, und die blonden Haare ausschüttend vor dem großen geschliffenen Spiegel, eine dumme Melodie nicht aus den Ohren bringen, irgendein törichtes Volkslied:

. . . ist ja doch alles nicht mein allein,
ist ja doch alles nur sein allein,
ist ja doch alles dein eigen!

Mein Gott, mein Gott! Nur gut, daß er noch immer Dornenkronen legte um sein Herz, sonst konnte weiß Gott was geschehen! Vielleicht, vielleicht blieb er doch besser noch im Kurheim die kurze Zeit bis zur Trauung! Und nun in das helle Mädchenkleid hinein! Wie sie das braune Kostüm satt hatte mit seinem langen Rock! Frühling, Frühling! rufts aus dem Wald! Und nachmittags flüht Mil daher, und nimmt sie mit auf dem Motorrad nach Pasing,

damit nur die Wohnungsgeschichte in Ordnung kommt! Und wenn sich die alte Jungfer Heidenreich mit ihrem Malkasten die Augen auslutscht, und Mama zehnmal meint, es schide sich im Auto besser! Was wissen sie, was sich schickt! Nur eines schickt sich jetzt nicht mehr, seit . . . seit . . . seit heute früh vorm Spiegel, daß sie mit ihm ganz allein, mein Gott, mutterseelenallein auf der Roseninsel sitzt! Hilwa, Hilwa! Nur jetzt noch die paar Tage den Kopf zusammennehmen und . . . das Herz! Es gab ja noch so viel zu tun.

Wenn sie Emil nicht hätte, sie brächte es nie zu gutem End! Vielleicht kriegt er doch noch irgendwo ein kleines Häusel her, irgendein kleines eigenes Häusel mit drei, vier Zimmern, Küche, Mädchentammer und Keller! Daß er ihr die Pagodenburg noch einmal abklatschen lassen wollte, verziehe sie ihm, dem bösen Mil, und daß man im schlimmsten Fall was bauen könnte, hielt sie in Reserve, aber eigentlich müßte er doch jetzt, heute, morgen, übermorgen, fertig sein, beziehbar, schüssel- und schlüsselfertig!

Warum, mein Gott, warum?! Und Pasing, dabei blieb sie! Den guten Papa hatte sie natürlich um den kleinen Finger gewickelt und er versprach ihr jeden Posten in der Fabrik für ihn, wenn er nur wirklich wollte. Und daß er ihn ausfüllen, seinen Mann stellen werde . . .! Ja, dummer, dummer, böser, böser Mann, glaubst du, ich wüßte nicht mehr, als du weißt! Und wenn Regina nicht geplaudert hätte, so konnte ich dich doch und fühle dich und ahnte dich und spürte dich doch durch lauter Dornen und Stacheln und Gäune hindurch! Daß ich's nur nicht vergesse; Georg soll in die Güterhalle und nachschauen, ob alles gut angekommen ist, was Regina geschickt hat, die Koffer und die drei Kisten und sein Schrank und sein eigener Schreibtisch! Und zum Spediteur muß ich auch noch, und alles vor Ostern, sonst klappt es wieder nicht! „Er soll seinen eigenen Schreibtisch haben,“ hat Mutter Otten gesagt, und Mutter Otten hat recht. Und ob er hereinpaßt oder nicht, ist zunächst einmal ganz gleich. Und ich will mein eigenes Häusel haben, wo ich weiß, „nun guck uns keiner zu!“ Und wo's nach unserem Kopfe geht! Und ich setz ihn einfach hinein und schieb den Riegel vor und sag ihm was ins Ohr, und dann wollen wir mal sehen, ob er mit wieder davonläuft, wenn ich sage: „So, nun ist es schon vorbei, mehr weiß ich nicht!“

Nun, das geträumte Häusel existierte vorerst nur im Monde. Oder etwa in Allach, oder in Deisenhofen, jedenfalls in Pasing nicht. Und in acht Tagen es bauen, wie sie Emil zumutete, das vermochte nicht mal die Chaem blüdig zu versprechen. Da blieb es denn bei dem oberen Stockwerk im alten Klingerschen Landhaus, wo sie ihre Mädchenzeit verlebte, und das zurzeit der PZAG gehörte. Nun, Direktor Klinger glaubte doch, soviel noch zu vermögen, wenn nur der Major . . .! „Er heißt doch Otten!“ sagte Hilwa. Und dann lachte sie, und trallerte im Haus herum und dachte: „Nun, er wird bald noch ganz anders heißen!“ Und sie nahm der Mama das Versprechen ab, Minna ziehen zu lassen, wenn Minna mit nach Pasing wolle in das alte Haus, und lief zu Minna hinauf und sagte: „Minna, Minna, abgemacht!“ Sie hatte ja doch längst Minnas freudiges Versprechen in der Tasche. Und dann hieß es wieder ausschauen und futtern, futtern, futtern und schlafen und einkaufen und das neue Sommerkleid probieren und Eis essen mit Mil zusammen im Hofgartenkaffee, und Lisas Brief beantworten und in der Hängematte liegen ein weiches, molliges Viertelstündchen, und die Zeit verträumen, bis er von seiner Insel kam, aus seiner Ruhe, die auch ihm so wohl tun mußte, bis er sich richtig eingewöhnt.

Warum er die Pistole in seinen Koffer gepackt, das wußte er nicht so recht. Eine alte Soldatengewohnheit vielleicht vom Kriege her, und man fühlt sich doch nicht ganz so wehrlos als einarmiges Individuum, wenn man eine Waffe mit sich führt. Und dann sollte es ja da irgendwo einen alten Hund geben, der vielleicht unappetitlich wurde, und den man ein bißchen aus dem Wege schaffte. Das hatte sie ihm doch erzählt, und dabei gesagt, das würde sie nie dulden. Aber wenn nun eines Morgens irgend jemand in aller Stille das gute Werk vollbrachte?

Ja, was man so alles wußte! Wieviel man doch erfuhr aus einem naiven Mädchenmund, wenn er ein paar Monate plappert, und scharf hinhört! Er kannte sie alle, ohne daß man sich mit ihnen herumjuchelte, diese Plessen, Ebersbusch, Georgs, Emils . . .! Emils!!!

Und alles ging nach Wunsch. Der alte Schlieffen hätte seine Freude dran haben mögen, so klappte eins ins andere; der Feldzugsplan bewährte sich, die Schwäche des Gegners war erkannt, das Gelände günstig. Nicht, als ob er etwas auf anonyme Briefe gäbe! Er hatte ihn zerrissen, ungelesen vernichtet. Was ein Hirn, ein geschultes Generalstabshirn errechnen kann, läßt man sich nicht durch Verräter hinterbringen. Die Rechnung stimmte. Und wenn er den Sicherheitskoeffizienten, das sinnigewackte Weib im ahnungslosen Rind, zum Temperament Emil Hellwig schlug, so war sie eingekreist und abgeschnitten. „Die operative Studie ist beendet,“ sagte er sich, „triumphieren will ich nicht, die Aufgabe gelöst und morgen räum ich, als Sieger, das Feld. Leb' wohl, Hilwa, werde glücklich

und bereue es nie; denn nicht du hast mich verraten, sondern ich dich! Ein Kopf freilich, der noch so arbeitet, ist für die Kugel zu schade. Deutschland braucht Männer auch dann noch, wenn sie Krüppel sind!“

Es war am dritten April neunzehnhundertzwanzig, Karfreitag abend um halb sieben. Die Kirchenglocken läuteten zur Auferstehung des Herrn, und als sie schwiegen, sang die Stille weiter über den atemlosen See. Und ein Ruder plätscherte irgendwo, und ein Boot legte an, und den Kies der Insel trat ein Frauenschuh. Und der Krüppel auf der Roseninsel wußte: „Es ist die Malerin.“ Sie wird ihre Staffelei aufstellen, die Palette zünden und Farben auf die Leinwand streichen. Und zuweilen wird sie herüberschielern nach dir und warten, daß du sagst: „Darf man ein bißchen zusehn?“

Aber nein, er fühlte, daß er sich noch ein letztes Mal belog, es war nicht die Malerin, die war eine andere. Und er besann sich und erinnerte sich all dessen, was er zu sagen hatte: „Es war am besten so, und alles ist gut. Und nun wollen wir nicht viel Worte machen. Und da ich Ihnen eine Antwort schuldig bin, so seien Sie ganz beruhigt wegen des Ringes; der wird Sie niemals Lügen strafen. Vielleicht ist er einer romantischen Anwandlung zum Opfer gefallen, wie seine Inschrift etwas gar romantisch schien. Und nun danke ich noch für alles...“

Aber da riß er sie an seine Brust, an seinen Mund, in sein Herz hinein, die er nicht aus seinem Herzen reißen konnte. Die Rechnung zerschellte am ewig Unberechenbaren, das kommt wie Sturm,

da niemand weiß, von wannen er fährt! Und es blieben keine Dornen zwischen ihren Seelen, sondern sie ergaben sich in ihr Geschick, das stärker ist, als Menschenwille sich vermiszt; und wuchsen ineinander.

Und als die Sonne Purpursadeln schleuderte über See und Bergeshäupter, da wußten sie, daß Ostern angebrochen sei.

*

Im Magdalenenstift zu Hannover saß Mutter Otten in ihrem sauberen Stübchen und las seinen Osterbrief. Immer wieder und immer wieder; denn noch durfte sie es ja nicht glauben. Und durch feuchte Zwickergläser ließt sich ja nicht leicht. Aber nun kannte sie ja bald jede Silbe auswendig! Ein Satz vor allem aber wurde ihr zum Bibelspruch: „Und so wird auch Deutschland eines Morgens aus dem Grab erstehen!“

Und wenn er sich auch nicht erinnern konnte, daß er je, warum er je verklärt in seinem Jammer „Ostern!“ stammelte, nun brauchte sie ihn nie mehr darum fragen, sondern gab dem Worte, tröstlich und erhebend, diese Deutung: „Und so wird auch Deutschland eines Morgens aus dem Grab erstehen.“ Zu Weihnachten aber, als in Pasing ein blondes Knäblein Helmut Hermann Heinrich Otten zum erstenmal die blauen Augen aufschlug, geschah das Wunder, daß die alte Frau, die seit vierzig Jahren nicht den Bannkreis ihrer Vaterstadt verlassen, auszog, um es anzubeten. Schluß.

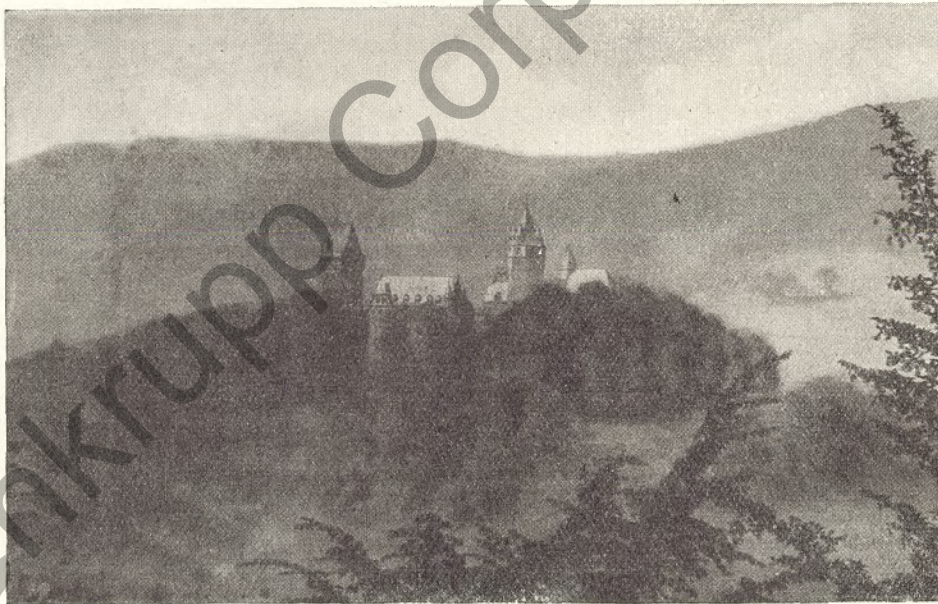
Die Bühnenfestspiele auf Burg Altena i. B. Es war ein glücklicher Gedanke, den vor einigen Jahrzehnten die Bürgerschaft von Altena im Tal der Lenne faßte, die alte Stammburg der Grafen von der Mark, oder von Altena, wie sie sich auch nannten, vor dem gänzlichen Verfall zu retten und durch eine vollständige Erneuerung dem vaterländischen Sinn und der Liebe zur Heimat ein äußeres machtvolles Denkmal zu errichten. Der Plan fand damals außerhalb des Kreises starke Gegnerschaft, aber die Altenaer ließen sich unter Führung der Herren Gustav Selve und des damaligen Landrats Dr. Thomé nicht beirren, und so grüßt denn die herrliche Burg Einheimischen und Fremden zur Freude weithin über die Lande. Schon bald nach der Vollendung des Wertes bewies der regelmäßige starke Besuch, wie sehr man damit den Wünschen und Gefühlen weiter Kreise des westfälischen Volkes entgegengekommen war, und nie werde ich jenen Abend des Jahres 1915 bei Errichtung des „eiserne Zögers“ vergessen, als die auf dem großen Burgplatz dicht gedrängte Menge von Männern und Frauen jeden Standes und Alters unter dem Sternenhimmel begeistert „O Deutschland hoch in Ehren“ erschallen ließ. Damals dachte man noch nicht daran, welche glückliche Bestimmung dieser Schauplatz noch einmal finden sollte, wie er geradezu ein Musterplatz für Heimatkunst werden sollte, so daß wir auf neue dankbar der Männer gedenken, die den Wiederaufbau in die Wege leiteten. Unter den wenigen Blüten, die in der Nachkriegszeit in der Seele des deutschen Volkes gereift sind, steht glücklicherweise die Heimatkunst mehr als je im Vordergrund, und so ist der mauer- und hausschlossene Burghof von Altena, auch vermöge seiner prachtvollen Schallverteilung, wie geschaffen für eine Freilichtbühne. Eine solche Bühne muß für die Schauspielkunst geradezu als eine Notwendigkeit bezeichnet werden, weil Gefahr im Verzug war, daß die Leistung des

darstellenden Künstlers selbst allmählich in den Hintergrund trat und die äußere Aufmachung alles bedeutete. Die Freilichtbühne hat den Darsteller wieder in den Vordergrund gestellt und die Verbindung zwischen Bühne und Zuschauer wieder zu ihrem Recht kommen lassen. In der einzigartigen Umrahmung des Burghofes von Altena wurde den Zuschauern ein Kunstgenuß geboten, der völlig abweicht von dem, was sonst ein Theater bietet. Die Freilichtspiele auf der Burg Altena sind im Sommer 1919 als erste Freilichtbühne ins Leben gerufen worden, um die beste dramatische Kunst, die im Freilicht zum Zuschauer viel unmittelbarer spricht, auch den breiten Schichten zugänglich zu machen.

Der Ausschuh faßte den Entschluß, mit Berufsschauspielern an die wertvollen dramatischen Werke der Klassik und der Gegenwart heranzugehen, und so kamen „Die Rabensteinerin“, „Die Räuber“, „Götz von Berlichingen“, „Goldene Eva“, „Hans-Sachs-Spiele“, „Ophigenie“, „Tasso“, „Egmont“, „Verjüngene Glode“ und mehrere Stücke von Grillparzer zur Ausführung. „König Lear“, „Hamlet“, „Der Widerspenstigen Zähmung“ und „Wilhelm Tell“ erwiesen sich als Höhepunkte der Darstellungen. Es spricht von selbst, daß auch das heimatische Schauspiel „Der Zöger von Altena“ in Mundart nicht fehlen durfte.

In diesem Jahr hat man zum erstenmal mit dem „Waffenschmied von Worms“ den Versuch einer Opernaufführung gemacht, der glänzend gelungen ist. Der immer stärker, teilweise überwältigend werdende Besuch und der begeisterte, brausende Beifall, den diese Darbietungen brachten, bewiesen zur Genüge, daß man auf dem richtigen Wege und einem tiefgefühlten Bedürfnis entgegengekommen ist. Der Raum verbietet uns, näher auf einzelne, ganz vorzügliche Leistungen einzugehen, aber die beigelegten Bilder mögen dem Leser die weitere Anschaulichkeit vermitteln. Wir wünschen von Herzen Glück zu weiteren Erfolgen.

v. W.



Burg Altena

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Das Stadttheater brachte bisher als Höhepunkt eine in allen Teilen wundervoll ausgeglichene Ausführung der Gluckschen „Alkestis“. Diese Tat ist um so wichtiger zu werten, da das breitere Publikum den Werken dieses ersten Reformators zu allen Zeiten nur sehr wenig Liebe entgegengebracht hat. Die Schlichtheit der Tonsprache und der Bühnenvorgänge, gepaart mit edelster Menschlichkeit, geben seinen Schöpfungen stets den vornehmen Charakter eines tiefergreifenden Kultes. Stunden weisevoller Schönheit, deren reiner Zauber auch heute noch auf ernster Empfindende mit unverminderter Kraft wirkt. Szene und Musik finden in Dr. Willy Becker und Erich Orthmann feinsinnige Ausdeuter. Auf der Bühne herrscht Julie Schützendorf-Roerner mit ihrer reifen Kunst durch die abgeklärte Verkörperung der edlen Frauengestalt. Daß das Stadttheater außerdem u. a. auch Eugen d'Alberts „Tote Augen“ wieder ausgegraben hat, soll ihm deshalb gerne verziehen werden. Michael Bohnen, der als Hans Sachs und als Mephistopheles gastierte, ist ein derart starker Gestalter, daß man ihn trotz all seiner Freiheiten immer wieder lieb gewinnen muß.

Eine entzückende heitere Oper „Kleider machen Leute“ von Alexander Zemlinsky erlebte ihre reichsdeutsche Uraufführung. Das Textbuch ist von Leo Feld nach der bekannten Novelle von Gottfried Keller geschickt geformt. Ein armes Schneiderlein wird von kleinbürgerlichen Leuten wegen seines vornehmen Sonntagshabits für einen polnischen Grafen gehalten. Der Versuch eines Neiders, ihn bloßzustellen, mißlingt. Denn das vorher so schlichte Männlein zeigt sich nun als aufrechter und ehrlicher Burche, der den Philisterseelen nachweist, daß man die Sache nicht für wichtiger ansehen darf als die Person. So glückt es ihm denn doch, die ihm urplötzlich vom Schicksal zuge dachte Braut heimzuführen. — Der Komponist wirkt in Prag als tatkräftiger Vertreter des künstlerischen Deutschtums. Die Musik ist im Lyrischen wie im Humoristischen gleichköstlich. Einige altertümliche Walzer lassen jedes Herz höher schlagen. Ein entzückendes Werk, das regste Förderung verdient hat. Die Regie Dr. Willy Beckers gab der Oper behaglich-humorrovolle Spitzweg-Stimmung. Die hübschen Bühnenbilder von Theo Schlonski unterstützten ihn hierbei recht glücklich. Erich Orthmann beherrschte die Partitur, die von echter Geberlaune erfüllt ist, meisterhaft. Auf der Bühne überragte der famose Schneidergeselle von Josef Kalenberg. Die reizende Neuheit wurde mit herzlichem Beifall aufgenommen.

Nachdem Prof. Georg Schneewigt in einem Beethoven-Abend den Beweis schuldig blieb, daß er der gesuchte Mann sei, enttäuschte er mit der lieblosen Wiedergabe Mozartscher Sinfonien. Die von ihm aufgestellten Programme bringen an klassischen Werken fast nur die bekanntesten: die Auslese aus der zeitgenössischen Literatur läßt manchen Wunsch unerfüllt. Wenn Düsseldorf mit den Nachbarstädten in einen erfolgreichen künstlerischen Wettstreit treten will, so muß mit möglichster Beschleunigung nach einer anderen Lösung dieser so überaus schwierigen Frage gesucht werden. Denn unser öffentliches Musikleben erfordert als Führer einen warmblütigen Künstler. Einen kurzen Lichtblick bereitete Emil

Temperament Haydns „Schöpfung“ dirigierte. — Ein Schubert-Abend unter Leitung des begabten Dr. Hans Paulig bewies, mit wieviel Ernst und Liebe auch in Arbeitergesangsvereinen musiziert wird. Aus der großen Zahl der Solisten sind besonders der (diesmal nicht sonderlich gut disponierte) Meistersänger Heinrich Schlusnus und der zu vornehmer Künstlerschaft herangereifte ehemalige Wunderknabe Franz von Vecsey zu nennen. Ein Abend von Hedwig Hedler-Krihler und Egbert Tobi darf nicht unerwähnt bleiben, weil er sich durch die feinsinnige Programmgestaltung — Wechselgesänge von Hugo Wolf — über den gewohnten Konzertbetrieb erhob. Kammermusik wird mit ersichtlichster Liebe gepflegt. Die Stadt gibt in einem vierzehn Abende umfassenden Collegium musicum (im Rahmen der Akademischen Kurse) breiten Kreisen Gelegenheit, mit dem

kammermusikalischen Schaffen Beethovens vertraut zu werden. Besonders begütigenswert ist, daß zu diesem Zwecke hervorragende Vereinigungen gewonnen wurden. Der Immermannbund veranstaltete bereits ein fünfzigiges Brahmsfest, bei dem sich vor allem das Wiener Quartett und der famose Pianist Georg Széll auszeichneten. Außerdem will der Immermannbund noch sieben Abende der Pflege zeitgenössischer Kammermusik einräumen. Er hat durch seinen Mut in künstlerischen Dingen unserem Musikleben in den letzten Jahren ein bestimmtes Gepräge gegeben. In einer Busoni-Gedächtnisfeier der Gesellschaft der Musikfreunde warben zwei hervorragende Künstler — der Violinist Georg Post-Kulenkampff und der Pianist Edward Weiß — erfolgreich für das Schaffen dieses vor einigen Monaten verstorbenen Pioniers der Jungen. Ein Konzert der Sixtinischen Kapelle sei noch als krönender Beschluß erwähnt. Es war ein ungetrübter Genuß, den herrlichen alten Weisen und der vorzüglichen Wiedergabe zu lauschen. — e —



Burg Altena — Malerischer Winkel im Burghof

stätte. Nach der grellen Unbarmherzigkeit des Wedekindschen „Erdgeistes“ und nach Strindbergs schaurig-phantastischer „Gespenster-sonate“, dessen vereinzelte Lyrismen in der lauten Schwere und düsteren Hoffnungslosigkeit untergehen, gab es eine Uraufführung: Otto Ernst Hesses „Janusopfer“. Ein gewagtes Problem, die heikle Frage der unfruchtbaren Ehe, wird in noch gewagteren Konstruktionen zu behandeln versucht. Aber trotz der starken philosophischen Untermuerung, trotz des reichen Arabeskenwerkes von schönen Menschheitsreden — das Gebäude kracht in allen Fugen. Hebbels Wort: „Darüber kann kein Mann weg“, läßt sich nun einmal nicht wegdisputieren. Aber wenn es nur dabei bliebe! Daß der Mann aber noch — in seltener Selbstentäußerung — mit Hilfe seines verstehenden und willfährigen Freundes und obendrein mit Selbstmordandrohungen seiner Frau die Erfüllung des heißersehten Weibums aufzwingen will, das ist eine starke Zumutung, an der nicht nur diese Ehe nach vielem Hin und Her, sondern auch unser Verständnis zerbricht. Gleichwohl darf man die volltönige, gepflegte Sprache sowie die ernsthafteste Art der dramatischen Anlage und Durchführung vermerken.

Schönherr's Zweipersonenspiel „Es“ mit seiner Auseinandersetzung über Vererbung und Verantwortung für das werdende Geschlecht bewegt sich auf ähnlichem Stoffgebiete. Auch hier geht der Kampf um das Kind, auch hier zerschellt eine Ehe, weil der Arzt und Forscher in kaltem Verstande, mit gewaltigem Zugriff die Erfüllung inbrünstiger Mutterhoffnung vereitelt. Die Bedeutung dieser Frage sowie der wissenschaftliche Ernst des Dichter-Arztes, der hier offen die Aufhebung des § 218 vertritt, mag unbestritten sein. Aber starke Zweifel sind berechtigt, ob die brutale Hervorzerrung und Zurschaustellung physiologischer Geburtsvorgänge bis zu diesem Grade nötig war.

Heiterer und leichtbeschwingter geht's im Burgwalltheater zu. Dort feiern Operette und Schwank ihre lustigen Feste. Im „Silbernen Ränchen“, seines Zeichens ein vergnügliches Hotel mit verschwiegene Ecken, wirbelt ein buntes Spiel ehelicher Wirrungen, aber wohl-gemerkt — ohne Irrungen, in toller Situationssatire durcheinander, bis der Verfasser Alfred Möller es für geraten hält, seine gehezten Paare zur üblichen Schluß- und Versöhnungsfeier zu vereinen. Ein handfest gezimmelter Schwank, der trotz herkömmlicher Tricks und nicht immer grade neuer Witz ein nicht zu anspruchsvolles Publikum in guter Laune hält. Dr. Risse.

Dortmund. Wohl noch unter dem Druck der Verhältnisse brachte unsere Oper nach der „Bohème“ und der „Margarethe“ als weitere Erzeugnisse ausländischer Komponisten „Die Hugenotten“ von Meyerbeer und „Tosca“ von Puccini. „Die Hugenotten“ sind, gemessen an seinem „Propheten“ und seiner „Afrikanerin“, immerhin noch Meyerbeers bestes Werk, mit dem er zeitweise sogar hervorragende Wirkungen erzielt. Besonders der vierte Akt ist ein Meisterstück dramatischer Komposition, das sogar Richard Wagner, dem musikalischen Antipoden Meyerbeers, eine Anerkennung abrang. Der Choral „Ein feste Burg ist unser Gott“ gibt der Ouvertüre das Rückgrat und ist auch im weiteren Verlaufe häufig leitmotivisch verwandt. Im übrigen sind seine Melodien reichlich trivial, man merkt allenthalben die Konzession an die große Masse. — Die Aufführung konnte nur teilweise mit diesen Mängeln versöhnen. Die Ausstattung Max Camphausens war zwar glänzend. Abgesehen von den beiden Damen Pfahl-Wallerstein und Fuchs, welche die ungemein schwierigen Koloraturen spielend bewältigten, ist nicht viel Erfreuliches zu berichten. Die Herren konnten sich scheinbar in die geschaubte, unnatürliche Musik nicht recht hineinfinden. Zu loben ist das ausgezeichnete Ballett unter Ritta Roloff.

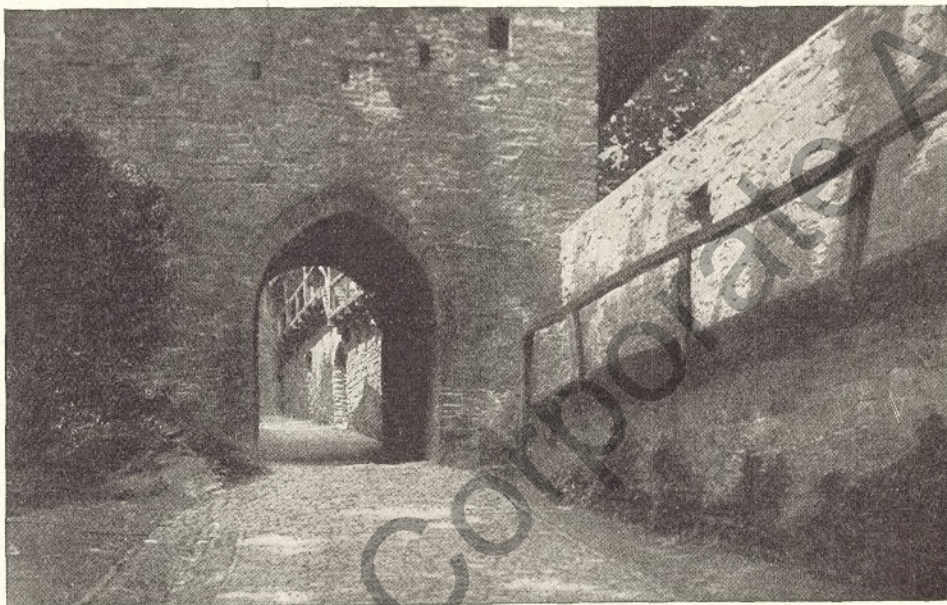
Puccinis Ruhm gründet sich auf seine drei Werke: „Bohème“, „Butterfly“ und „Tosca“, der Reichtum seiner melodischen Erfindung, Charakteristik und Abwechslung, stete Gespanntheit, vor allem seine Fähigkeit, die musikalischen Sprechmittel der Singstimme anzupassen, das alles ist so unbestreitbar, daß Widerspruch als böswillige Herabsetzung anzusehen wäre. Dennoch bleibt dem Italiener die Auffassung der Musik als Mittel zum Drama etwa im Sinne Wagners fremd. Ihm gibt das Libretto lediglich Veranlassung, die Musik klingen zu machen. Und dieses ist in „Tosca“ mit allen Mitteln gewaltiger Erregung erreicht. Eine ganze Kette von Genüßlichkeiten, die an sich widerlich wirken, ist erfunden, den Komponisten zu reizen. Der Italiener lächelt dazu, während der Deutsche sich schwer ergriffen fühlt, wie denn überhaupt die italienische Bühne den Unterhaltungszweck weit stärker betont als die deutsche. Wir tun gut, die Erzeugnisse Puccinis ebenfalls von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten. — Die Spielleitung Camphausens hatte zu vermitteln gesucht und so kam eine Aufführung zustande, die hohen Lobes würdig ist. Rita von Hartungens „Tosca“ konnte darstellerisch wohl gefallen, auch ihr Gesang zeigt stark ansteigende Linie.

Die Operettenbühne im Burgwalltheater brachte uns als Neuheit „Mädi“ von Albert Stolz. Der recht verbrauchte Gedanke einer Schein-ehe, um aus ihr Vorteile zu erzielen, erscheint hier modern zurecht-friert. Dazu hat Stolz eine Musik geschrieben, die in zwar ausgefahre-

nen Gleisen doch allerlei geschickte und hübsche Wendungen zeigt mit neuen Lichtern. Herr Meiß, der am Vult saß, wußte sie zu entdecken und zum Klingen zu bringen. Der Schlafwagen im dritten Akt war eine Glatzleistung der Regiekunst Roland Millers. Der stürmische Beifall erzwang die Wiederholung sämtlicher Schlager. Ruhring.

Dortmund. Im Dortmunder Konzertleben machte sich eine überaus rege Tätigkeit bemerkbar. So fand hier die diesjährige Hauptversammlung des Reichsverbandes deutscher Tonkünstler und Musiklehrer statt. Man hörte bei dieser Gelegenheit durchweg moderne Musik, die schließlich durch ihre Atonalität und allerhand dissonante Extravaganzen auf die Nerven fiel. Man hörte im ersten Kammermusik-Konzert die Sonate für Violine und Klavier in D (op. 11 Nr. 2) von Paul Hindemith, die Klaviersonate in A-Dur (op. 23) von Karl Ansförge, Hugo Rauns Trio für Pianoforte, Geige und Cello in C-Moll (op. 58) und Lieder von A. Beer-Walbrunn, H. C. Schmidt und Ernst G. Elsaesser. Ausführende waren das Berliner Deman-Quartett, Prof. Kurt Schubert und der hiesige Madrigalchor unter Karl Holtschneider.

Ein Orgelkonzert bescherte neben der Einleitung, den Variationen und der Fuge über ein altniederländisches Volkslied von Gerard Bunk, vier Liedern von Richard Weg und der Suite in G-Moll von Walter Courvoisier eine Ur-aufführung: Die Pas-sacaglia und Fuge (op. 26) von Adolf Busch, ein großes erhabenes Werk voll prächtiger Steigerungen und musikalischer Feinheiten. Für abgerundete Wieder-gaben setzten sich ein: Minna Ebel-Wilde (Sopran) Konzertmeister Deman (Geige), Fritz Heitmann und Gerard Bunk (Orgel). Das zweite Kammermusik-Konzert begann mit einem Quintett von Kurt Schubert. Es



Burg Altena — Eingang

folgten zwei Lieder von Arnold Ebel und das Streichquartett in A-Dur (op. 50) von Joseph Haas. Weiter ging ein großes Chor- und Orchesterkonzert unter Karl Holtschneider vor sich. Es begann mit A. v. Othegravens Oratorium „Marienleben“. Weiter folgte Georg Schumanns „Sehnsucht“ (op. 40) und Arnold Ebels Kantate „Weihe der Nacht“. Chor und Orchester hielten sich gut. Als Mitwirkende waren gewonnen: Minna Ebel-Wilde, Prof. Albert Fischer und Gerard Bunk. Die Tagung schloß ein Sinfoniekonzert des städtischen Orchesters unter Wilhelm Sieben. Als Einleitung spielte man Heinz Tieffens „Hamlet-Suite“. Emilie Stammschulte war dann einigen Liedern nach Dichtungen von Ricarda Huch des Komponisten Albert Weda auf eine eifrige Vorkämpferin. Dr. W. Georgii (Köln) war dem Klavierkonzert in G-Moll (op. 48) von August Reuß ein glänzender Interpret. Endlich erklang noch Prof. H. W. v. Walterhausens „Apokalypstische Sinfonie“.

Weitere Sinfoniekonzerte unter Sieben brachten Hans Pfihners Ouvertüre zu Kleists „Räthchen von Heilbronn“, die „Legende“ von Karl Bleyke, die „Waldbmusik“ von Paul Graener, Bruckners 4. Sinfonie, die „Romantische“, Smetanas Ouvertüre zur „Verkauften Braut“, Beethovens Klavierkonzert Nr. 4 in G-Dur, das Karola Lorey-Mikorey künstlerisch reif gestaltete, Schumanns 3. Sinfonie in Es-Dur, die „Rheinische“, die „Serenade“ von Walter Braunsfels, der sich die „Chinesischen Gefänge“ desselben Dichters angeschlossen und für die Amalie Merz-Sunner sieghaft eintrat, sowie Kurt Atterbergs „Meeresinfonie“. Das städtische Orchester sorgte für meist wunder-voll abgeklärte Darbietung.

Das neugegründete „Kronenburg-Orchester“ trat mit sogenannten Volks-Sinfonie-Konzerten vorteilhaft hervor. Ein „Strauß-Abend“ sah Johann Strauß an der Spitze des vielversprechenden Klangkörpers. Weiter gab es einen Mozartabend unter der etwas temperamentlosen Leitung Max Spindlers und eine dritte derartige Veranstaltung. Man hörte hier in sauberer Abtönung die Ouvertüren zu „Don Juan“ und „Figaros Hochzeit“, die Sinfonie Nr. 41 in E-Dur (Jupiter), das Klavierkonzert in A-Moll, das Spindler feinsinnig spielte,

ferner Schuberts Sinfonie in H-Moll, die „Unvollendete“ und Webers Ouvertüre zum „Oberon“. Als Solist überraschte der erst fünfzehnjährige Dortmunder Geiger Albert Lombrodt mit der künstlerisch hochstehenden Auslegung von Beethovens Romanze in F-Dur, der „Klage“ von J. S. Bach und eines Mozartschen Menuettes.

Der Dortmunder Musikverein hatte seine Anhänger zu einer nachträglichen Richard-Strauß-Feier geladen. Es wurden hier „Also sprach Zarathustra“, „Heldenleben“ und „Wanderers Sturmlied“ geboten. Unter Siebens energischer Stabführung kamen die Werke zu prachtvoller Auswirkung. Nicht vergessen sei Konzertmeister Heinz Schmidt-Reincke, der die Violinsoli reif und tief, verinnerlicht spielte.

An Kammermusik-Konzerten gab es nur eines. Zu ihm war auf Veranlassung des Philharmonischen Vereins das „Busch-Quartett“ erschienen. Die Künstler spendeten in sensiblen Zusammen spiel und prachtvoll abgeklärt die Beethovenschen Werke 95, 132 und 18 Nr. 1.

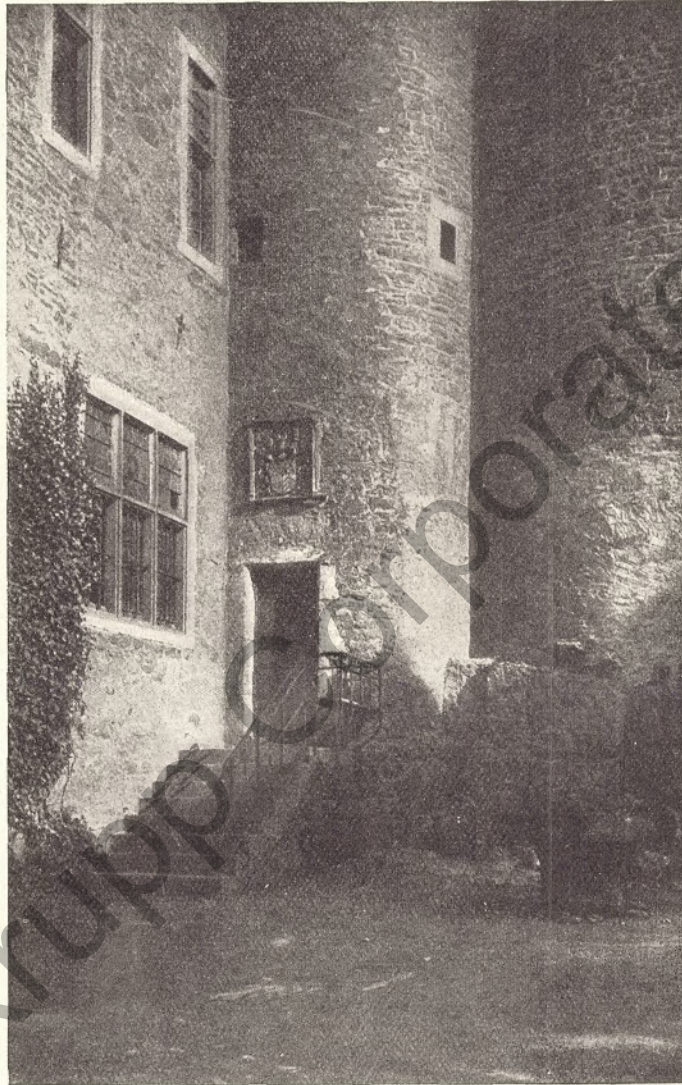
In meist halbleeren Sälen rangen sodann auswärtige und einheimische Künstler um Erfolg und Anerkennung. So hörte man den neuesten Meister der Geige Franz von Vecsey, Eugen d'Albert, dessen Spiel merkwürdig kalt ließ, und den Helden tenor der Kopenhagener Staatsoper Laurentz Melchior, der stürmisch gefeiert wurde. Von Dortmunder Künstlern beteiligten sich an dem Wettstreit Thusewida Erdmann-Gehler mit einem Arien- und Liederabend, Magdalene Reitemeier vom hiesigen Stadttheater und Gerhard Bunk mit einem Lieder- und Klavierabend sowie Martha Reents und Friedrich Wilhelm Scheis im ersten Lehrerkonzert des städtischen Hüttnerkonservatoriums mit einem Beethoven-Brahms-Abend.

Eine andere Note brachten die Lieder zur Laute von Gustav Gottschall und Karl Blume. Auch Dr. Swerkoffs russische Truppe konnte sich mit ihrem Balalaika-Orchester, dem Männerchor und Tänzen sehen lassen. Großen Beifall fand auch Ruth Schwarzkopf mit ihrem Partner Feery Dworak.

Nun zu den literarischen Ereignissen. Universitätsprofessor Dr. Oskar Walzel sprach über „Jüngste deutsche Dichtung“, die Literarische Gesellschaft hatte Dr. Erich Drach zu einer Klopstockfeier herangezogen und Paul Keller las aus eigenen Werken. Überfüllung gab es nur einmal, als Graf von Luckner, der Kommandant des „Seeadler“, seine Erlebnisse im Weltkrieg schilderte. Erik Reuter.

Die Dortmunder Werbewoche. Nachdem Dortmund von der 21monatigen Besetzung freigeworden ist, und auch Oberbürgermeister Dr. Eichhoff die Amtsgeschäfte wieder übernehmen konnte, ging es sofort mit dem alten Hanseatengeist, der seit Jahrhunderten die Bürgerschaft der Stadt befeuert, frisch an Wert, um die durch die Abschnürung entstandenen Schäden wieder auszugleichen und die Besetzungswunden wieder zu heilen. Um die nähere und weitere Umgebung allmählich wieder an den Wirkungskreis der wirtschaftlich mächtigen Großstadt und des geschichtlich anerkannten kulturellen Mittelpunkts zu ziehen, eröffnete die befreite Stadt Dortmund eine Werbewoche, die vom 9. bis zum 16. November dauerte. Das Programm war sehr reichhaltig. Die Presse bekam bei einer Rundfahrt in Autobussen, die die Oberpostdirektion zur Verfügung gestellt hatte, ein Bild von der großzügigen kommunalpolitischen Arbeit Groß-Dortmunds. Auf der Rennbahn fand ein großer Flugtag statt und gleichzeitig veranstalteten die Dortmunder Kraftfahrer eine Werbefahrt über Hörde, Schwerte, Unna, Ramen, Hamm nach Dortmund. Die Architekturausstellung in der Handwerker- und Kunstgewerbeschule, die Ausstellung des Ruhr-

künstlerbundes und weitere Ausstellungen der modernen Malerei, Plastik und Graphik im Kunst- und Gewerbemuseum gaben einen umfassenden Überblick über Dortmunds künstlerisches Schaffen. Nebenher gingen ein großer Schaufenster-Wettbewerb, eine Modenschau, Festvorstellungen in den Theatern, musikalische Darbietungen, Rundfunkstunden usw. Die Stadt Dortmund besitzt drei Theater, die der Intendant Schaeffer leitet. Das Vorhandensein der drei Bühnen spricht am besten für die große kulturelle Bedeutung der Industrie- und Handelsstadt Dortmund. Die klassische Oper und das klassische Schauspiel werden im Stadttheater, das gleich nach Duisburg in bezug auf mustergültige technische Einrichtung kommt, gepflegt. Der heitere Muse, der Operette, dient das Burgwalltheater, während das Kammerspielhaus Stücke aufführt, die geeignet sind, ein Bild von den Neuererscheinungen auf dem Gebiet der Literatur zu geben. H. A.

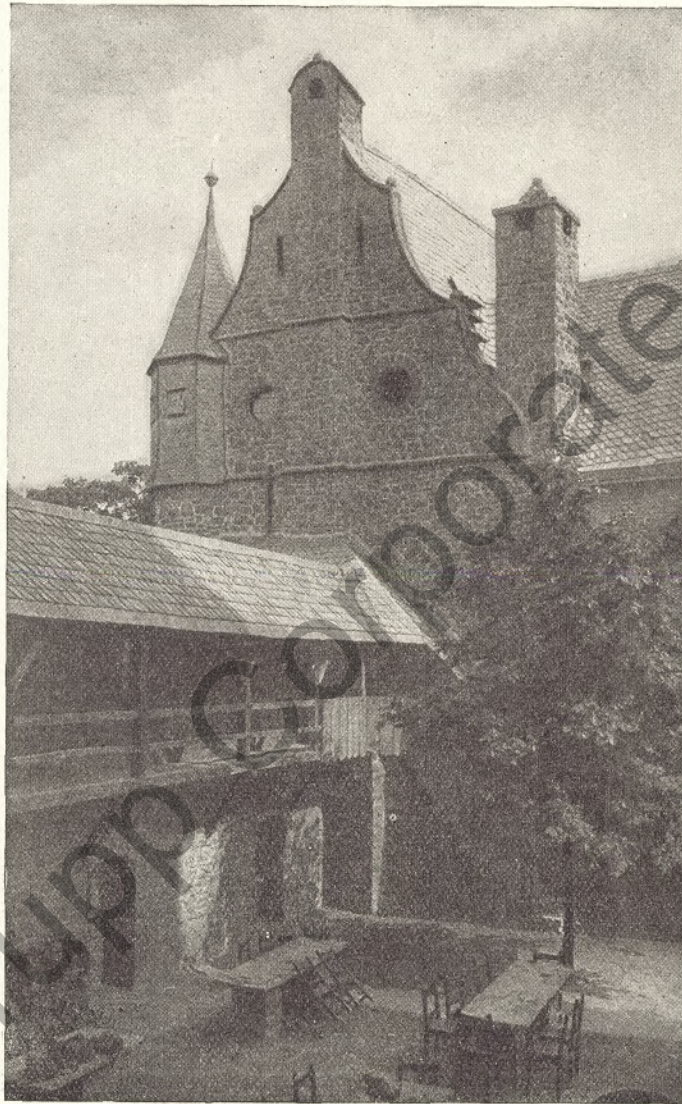


Burg Altena — Burghof, Dicker Turm

Hans Thoma, der deutscheste Maler unserer Tage, ist am 7. November in Karlsruhe im Alter von 85 Jahren gestorben. Er genoss in den letzten 30 Jahren seines Lebens — nachdem er vorher schwer hat ringen müssen, um seine Kunst zur Geltung zu bringen — allenthalben im deutschen Land größte Verehrung, so daß selbst die Vertreter und Verherrlicher junger und jüngster Kunst sich nicht an diesen ehrwürdigen Patriarchen heranwagten. Thoma stammte aus einem kleinen Bauerndorf im Schwarzwald und lernte, der Schule entwachsen, als Steinbildhauer und Ahrenschildmaler. Mit 17 Jahren begann er aus sich und für sich zu malen, besuchte dann mit Hilfe eines Stipendiums die Karlsruher Akademie, ging für eine kurze Zeit nach Düsseldorf und konnte von da aus mit bescheidenen Mitteln, die ihm ein günstiger Bildverkauf gewährt hatte, nach Paris gehen. Dort vertiefte er sich mit Begeisterung in die Schätze des Louvre und studierte auch die Werke der damals lebenden Maler, von denen Courbet und Manet den nachhaltigsten Eindruck auf ihn machten. Ein nochmaliger Aufenthalt in München, eine Reise nach Italien bildeten ihn weiter. In den neunziger Jahren — er war schon über die 50 hinaus — erst wurde er durch seine Werke bekannt, berühmt und beliebt, und wurde als Galeriedirektor nach Karlsruhe berufen. Für seine Bilder wurden die höchsten Preise gezahlt, Orden und Würden regneten auf ihn nieder, er wurde zum Ehrendoktor verschiedener Universitäten ernannt — und blieb doch immer der bescheidene, treue, deutsche Maler.

Aus allen Gemälden Thomas leuchtet die deutsche Seele. Seine Bildnisse — das seiner Mutter und Schwester, das seiner Frau, sein Selbstbildnis — können nur deutsche Menschen, von einem deutschen Maler gemalt sein. Seine verträumten Landschaften — klar und doch liebevoll gesehen, mit einem starken Einschlag von romantischen Gefühlen wiedergegeben — können nur deutsche Landschaften sein und seine vielen Figuren und Gruppenbilder stellen nur deutsche Menschen in heimischer Landschaft dar, selbst dann, wenn sie — wie in seinen Weihnachtsbildern — fremdländische Geschehnisse schildern. Wie sonnig sind seine Schwarzwaldlandschaften, in die man von oben, vom Berge her hineinschaut, wie innig ist das Gefühl, mit dem er einen Bauernjungen schildert, der vom Silberlicht des Mondes umflossen seiner Geige süße Lieder entlockt, wie märchenhaft der Wächter des Tales, ein deutscher Ritter, der deutsches Land behütet. So war Thoma ein Rührer der deutschen Seele, deutschen Fühlens, deutschen Denkens, ein Meister, der in vielem, auch in der kräftigen Technik, an einen Dürer sich anlehnte. Er wird der Maler des deutschen Volkes bleiben, das seinen Werken ein tiefes inneres Verständnis entgegenbringt. L. B.

Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. d. Ruhr. Am 6. November fand unter dem Vorsitz von Geheimrat Rirdorf im Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. d. Ruhr eine Versammlung der Ausschuhmitglieder des Instituts statt, in der vor einer zahlreich erschienenen Zuhörerschaft folgende Vorträge gehalten wurden: Dr. Tropf: „Wie weit sind wir in den letzten zehn Jahren in das Wesen der Kohle eingedrungen?“ Dr. Broche: „Überblick über die modernen Methoden zur Untersuchung und Beurteilung von Kohlen.“ Geheimrat Franz Fischer: „Gelöste und ungelöste Probleme der Kohlenveredlung.“ Die geschäftliche Sitzung hatte das erfreuliche Ergebnis, daß in ihr das Weiterbestehen des Instituts in finanzieller Beziehung gesichert wurde. Die drei westdeutschen Kohlen syndikate, nämlich das Rheinisch-Westfälische Kohlen syndikat, das Rheinische Braunkohlen syndikat und das Aachener Steinkohlen syndikat, haben für sich oder für die in ihnen vereinigten Mitglieder erhebliche Beiträge zur Erhaltung des Instituts zugesagt. Für die außerhalb der drei Syndikate stehenden Mitglieder wurde einstimmig beschlossen, den jährlichen Mindestbeitrag auf 500 Goldmark festzusetzen. Auf dem an die Sitzung anschließenden Beisammensein wies der Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Erzellenz v. Harnack, darauf hin, daß das Mülheimer Institut das älteste außerhalb Berlin gegründete Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft sei, das auch seinem Freund, dem verstorbenen Chemiker Emil Fischer, besonders am Herzen gelegen hätte, der es als seine ureigenste Gründung betrachtet habe. Besonders dankte der Redner den Mitgliedern, daß sie nunmehr die finanzielle Zukunft des Instituts gesichert hätten. Mit Freude und Dank begrüßte er es aber auch, daß das Institut zu einer Gesellschaft gehört, die durch staatliche und industrielle Unterstützung fest fundiert ist und das Vertrauen der Allgemeinheit genießt. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hatte vor dem Kriege neun bis zehn Institute, heute sind es 22, und fünf weitere sind geplant. Wichtige Arbeiten sind in den einzelnen Instituten im Gange, manche Probleme sind auch gelöst. So verweist der Redner besonders auf die Arbeiten des von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unterhaltenen aerodynamischen Instituts in Göttingen, in dem über die in den letzten Tagen bekannt gewordene Erfindung über die neue Art der Windbenutzung bei der Segelschifffahrt gearbeitet worden ist. Das Kohlenforschungsinstitut wird seinen Platz in der Zukunft behaupten.

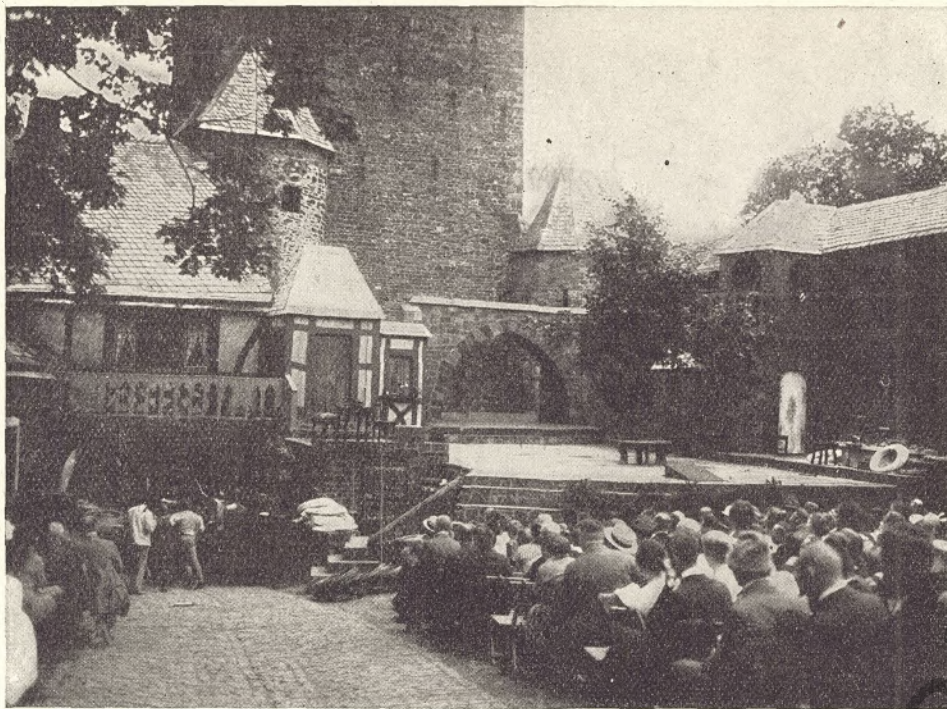


Burg Altena — Blick auf die Bühne

Der Sternhimmel im Dezember 1924. Zu Beginn des Monats um 10 Uhr abends sind die prächtigen Wintersternbilder im Südostquadranten zu beobachten. Am tiefsten gegen den Horizont hin funktelt Sirius, der hellste Fixstern des ganzen Himmels. Unter dem Großen Hunde etwas mehr nach Westen baut sich das große Sternbild des Orion auf, das Siebengestirn (Mejaden) im Stier steht bereits hoch im Süden. Im Osten ist auch der Kleine Hund mit Prokyon bereits aufgegangen; nördlich davon finden wir die Zwillinge mit Castor und Pollux, noch höher den Fuhrmann, dessen Hauptstern Capella sich anscheinend in demselben Entwicklungsstadium wie unsere Sonne befindet. Der Perseus ist inzwischen bis zum Scheitelpunkt emporgeklettert. Im Westen leuchten die Sterne der Andromeda und des Pegasus auf, im Nordwesten rücken Leier und Schwan immer mehr gegen den Horizont. Der Südwesten und der Süden sind um 10 Uhr abends noch sternarm. Das einzige beachtenswerte Objekt ist dort der Planet Mars. Die Deichsel des Großen Bären zeigt genau Norden;

wir sehen ihn in der charakteristischen Winterstellung. — Von den Planeten ist Merkur in der ersten Hälfte des Monats nach Sonnenuntergang im Südwesten zu sehen. Venus bleibt Morgenstern, die Dauer ihrer Sichtbarkeit nimmt indes ab. Am 5. Dezember geht der Planet in einer Entfernung von nur zwei Drittel Mondbreiten südlich an Saturn vorüber. Mars rückt mehr und mehr auf den Abendhimmel. Gegen Ende des Jahres steht er bereits um 6 Uhr abends im Meridian. Die Helligkeit des Planeten nimmt weiter ab. Am 1. Dezember leuchtet er als Stern — 0,1. Größe, am 11. ist er + 0,1., am 21. + 0,3. und am 31. + 0,5. Größe. Am 20. Dezember etwa passiert Mars den Äquator in nördlicher Richtung. Jupiter kommt am 23. Dezember in Konjunktion zur Sonne und kann nicht beobachtet werden. Saturn geht zunächst drei, schließlich fünf Stunden vor der Sonne auf. Die Sonne erreicht am 22. vorm. 4 Uhr beim Eintritt in das Zeichen des Steinbocks ihre größte südliche Abweichung vom Äquator.

Die Kenntnis der Frostgrenzen, das heißt des ersten Eintritts der Herbstfröste und des letzten Eintritts der Frühjahrsfröste in einem bestimmten Klimabereich, spielt für das Wirtschaftsleben eine nicht unbedeutende Rolle, insbesondere für die Landwirtschaft, Bauindustrie und das Transportwesen. Die meteorologischen Untersuchungen darüber unterscheiden zwischen dem Datum des mittleren Eintritts der letzten bzw. ersten Fröste und dem Datum des absolut spätesten, bzw. absolut frühesten Frostes für ein bestimmtes Gebiet. Neuerdings hat Professor Polis in Aachen die Frostgrenzen für das Gebiet von Rheinland und Westfalen auf Grund der 25jährigen Beobachtungsreihe 1888 bis 1912 eingehend bearbeitet. Für die Herbstfröste hat sich dabei ergeben, daß im allgemeinen der erste Frost um so früher eintritt, je weiter der Ort nach Osten liegt und je größer seine Erhebung über dem Meerespiegel ist. Von dieser Regel weichen lediglich gewisse Teile der südlichen Rheinprovinz ab (Gebiete im Moseltal, im Rheingau und im Naheetal), wo der Frost verhältnismäßig früh eintritt. Es sind dies dieselben Gegenden, deren Klima sich auch sonst infolge des mehr kontinentalen Charakters von dem Klima des übrigen Westdeutschlands abhebt. Einige Daten mögen das Vorstehende erläutern: Als Datum des mittlern Eintritts des ersten Frostes im Herbst wurde gefunden für Marburg der 13. Oktober, für Herford der 14. Oktober, für die Berglagen der 15. Oktober, für Lönningen der 17. Oktober, für die Gegend Geisenheim-Neuwied der 22. bis 24. Oktober, für das Münsterland der 26. bis 29. Oktober, für den Niederrhein der 30. Oktober, für Krefeld der 1. November und für Köln der 11. November. Die auffallende Verspätung in Köln rührt zum Teil jedenfalls daher, daß die Beobachtungsstation mitten in der Stadt liegt und daher stets etwas zu hohe Temperaturen aufweist. Als absolut frühester Termin für den ersten Herbstfrost konnte festgestellt werden für die Berglagen, Marburg und Rassel der 16. September resp. der 23. bis 26. September, für Herford, Lönningen und Geisenheim der 23. September, für Trier der 26. September, für den Niederrhein der 6. bis 7. Oktober, für den oberen Rheingau der 20. bis 23. Oktober. Alle diese Angaben beziehen sich auf die Lufttemperatur in etwa 1 bis 2 Meter über dem Erdboden. Am Erdboden selbst sind die tiefsten Temperaturen im Durchschnitt um 1 bis 3 Grad niedriger als in der Luft; Bodenfröste treten daher fast stets schon wesentlich früher ein, als es den obigen Daten entspricht.



Burg Altena — „Der Böger von Altena“, im Hintergrunde der „Dide Turm“

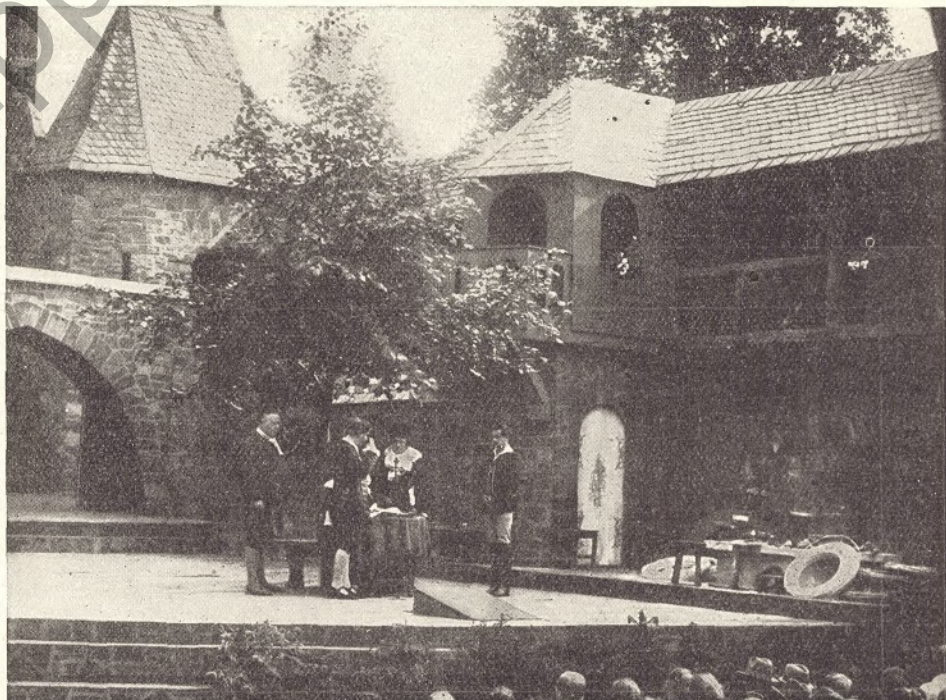
Wie Jean Paul Märchen erzählte. Am die Weihnachtszeit erzählte Jean Paul seinen Kindern immer die schönsten Märchen. Wie seine Tochter in ihren Erinnerungen mitteilt, lag er dann in der Dämmerstunde mit seiner langen Pfeife auf dem Kanapee, und kaum hatte er zu dem erschnittenen Fest gerufen, da stürzten die Kinder die Treppe herauf, da jedes als das erste neben dem Papa Platz nehmen wollte. Das war sehr mühselig zwischen Tisch und Büchergefell, die das Sofa verbarrikadierten. Mit Hilfe einer hohen Kutsche stiegen sie über die Kanapeelehne und drängten sich alle drei zwischen die Sofawand und die Beine des liegenden Vaters. Den besten Platz auf seiner Brust hatte der schlafende Hund eingenommen. Wenn sich schließlich alle möglichst eng zusammengeschoben und in die unbequemste Stellung gebracht hatten, dann war die richtige Stimmung da, in der der Dichter seine Phantasie ihre leuchtenden Flügel ausbreiten ließ und die schönsten Weihnachtsmärchen vom Himmel herunterholte.

Der Knabenbischof, ein Weihnachtsbrauch. Einer der merkwürdigsten mittelalterlichen Weihnachtsbräuche war die Einsetzung eines Knabenbischofs. Ursprünglich wählten die Knaben am St. Nikolaustage einen Bischof aus ihrer Mitte, der, von als Ritter und Landsknechte verkleideten Knaben begleitet, einen feierlichen Ritt durch die Stadt unternahm, wobei das junge Volk von den Bürgern reichlich beschenkt wurde. Diese Sitte bürgerte sich dann aber auch am Tage nach Weihnachten, am Feste der unschuldigen Kinder, ein. An diesem Tage ging die bischöfliche Amtsgewalt zu Ende, und es kam nicht selten vor, daß sich die Geistlichkeit an diesem Tage dem Knabenbischof unterordnete. Die Schüler der Stiftsschule von Münster zelebrierten z. B. mit ihrem jungen Bischof an der Spitze eine Vesper und sangen bei der hohen Messe, wobei ihr Bischof das Gloria und Credo anstimmte.

Wie es nur allzu begreiflich ist, kam freilich unter der ausgelassenen Jugend allerlei Mutwillen und Ungehörigkeit vor, so daß verschiedenlich strenge Verbote gegen die Sitte des Knabenbischofs erlassen wurden. Im Jahre 1573 wurde aber in Münster die Kinderbischofsfeier wieder eingeführt, und zwar scheint dies aus pädagogischen Gründen geschehen zu sein, indem man dadurch die Schulzucht heben wollte und das Zeremoniell unter die strenge Aufsicht des Kapitels der Martinskirche stellte.

Dieser Brauch des Knabenbischofs geht wohl letzten Endes auf die römischen Saturnalien zurück, bei denen Herren und Sklaven ihre Rollen tauschten. Im Mittelalter war es nichts Seltenes, daß sich selbst Kanoniker einen Bischof wählten, der dann die hohe Ehre durch ein reichliches Festmahl feiern mußte. Nah verwandt ist der Knabenbischof mit dem Bohnenkönig, der am Fest der Heiligen Drei Könige gewählt wurde. Die Sitte lebt noch heute in manchen Gegenden in der Vorschrift fort, daß am Tage der unschuldigen Kinder die sämtlichen Schlüssel des Hauses dem jüngsten Kinde gehören sollen.

Was ein Junge von seinem Weihnachtsbuch verlangt. Daß der Geschmack der lieben Jugend an Büchern gar häufig mit dem der Erwachsenen nicht übereinstimmt, zeigt in lustiger Weise ein Brief, den ein zwölfjähriger Schulfürst Norman A. Shepherd an ein Londoner Blatt geschrieben hat, um die Eltern über die besten Weihnachtsbücher „aufzuklären“. „Ich kenne eine Knabenbibliothek“, schreibt er, „die voll von den stattlichsten Büchern ist; aber sie sind alle ganz sauber und die Seiten kleben noch zusammen, weil sie niemand liest. Die Bücher sind unserer Schule von einem gelehrten Herrn geschenkt worden, der uns damit wohl Wunder was antun wollte. Die Jungen in unserer Schule dürfen diese Bücher nach Belieben lesen, aber keiner tut es. Denn der Herr hatte keine Ahnung davon, was Jungens für Bücher mögen; seine Bücher sind alle so sehr „erwachsen“ und schwer zu verstehen. Wir haben aber auch noch eine andere Bibliothek, unsere Klassenbücherei, die sieht ganz anders aus. Die Bücher sind alle schmutzig und zerlesen; die Seiten kleben auch zusammen, aber von der Butter und Marmelade, die beim Lesen verpeist wurden. Jeder Junge will eins von den Büchern haben, und jeder ist von ihnen entzückt, denn das sind richtige Jugendbücher. Wie sind die nun? Wir Jungens wissen, daß wir unsern Geschmack ändern werden, wenn wir groß sind, und daß wir dann alle die dicken Bücher lesen werden, die wir jetzt nicht mögen, wie z. B. die Romane von Scott, in denen es so ellenlange Beschreibungen gibt, oder die „Dickwicker“ von Dickens, die so lustig sein sollen, an denen wir aber nichts Lustiges finden als die Bilder. Wir wollen Geschichten haben, die sofort mitten in die Handlung hineingehen und für uns leicht verständlich sind. Sie brauchen



Burg Altena — „Der Böger von Altena“

durchaus nicht besonders spannend und aufregend zu sein, sondern nur unterhaltsam und natürlich. Unser Lehrer läßt uns lesen, was wir wollen, nur den „Robinson“ müssen wir lesen, aber der gefällt uns nur, wenn er ihn uns vorliest.“

Zur Geschichte des Schlittens. Die häufigen Schneefälle in Stadt und Land haben in den letzten Jahren die Schlitten auch wieder austauschen lassen. In seiner Eigenschaft als Beförderungsmittel für Lasten ist der Schlitten wohl als das älteste und primitivste Fuhrwerk zu betrachten, das der Mensch benutzt. Die ersten Schlitten waren wahrscheinlich nur aus zweigleisig nebeneinander laufenden und durch Querböhlen verbundenen, glatt entrinndeten Bäumen zusammengefügt, mochten aber gleichwohl ihren Zweck ganz gut erfüllen; denn man fuhr mit ihnen nicht auf weicher Schneeeunterlage, sondern auch auf dem bloßen Erdboden. Erst später scheint man die Schlitten ausschließlich zum Fahren auf Schneeflächen verwendet zu haben, aber wohl selten genug, da, wie Feldhaus berichtet, der im 13. Jahrhundert lebende Reisende Marco Polo die Schlitten der Tartaren noch als „besonders merkwürdige Einrichtung“, als „eine Art Fuhrwerk, um über gefrorene Flächen des Bodens zu kommen“, erwähnt. Als im 15. Jahrhundert das Schlittensfahren ein beliebtes Vergnügen zu werden begann, versuchte alsbald die Geistlichkeit dagegen einzuschreiten, und im Jahre 1452 wurden, auf eine Busspredigt des berühmten Predigers Johannes Capistrano hin, in Nürnberg tatsächlich einmal nicht weniger als 72 Schlitten, die zu dem „unrechten Vergnügen“ gedient hatten, feierlich verbrannt.

Trotz dieser strengen Maßregeln nahm die Freude am Schlittensfahren immer mehr zu, und die winterlichen Schlittensfahrten kamen zuletzt förmlich in die Mode. Mit der Zeit legte man auch auf die äußere Gestalt des Schlittens immer mehr Wert. Namentlich im 16. und 17. Jahrhundert baute man sehr schöne Prunkschlitten, die, mit reicher Vergoldung und Bemalung und kunstfertigen Schnitzereien geschmückt, sowie mit feurigen Pferden bespannt, beim Dahinfahren einen prächtigen Anblick boten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde der Schlitten-



Burg Altena — Burghof, Bild auf das Festspiel

bau noch sehr vervollkommenet, und es wurde auch in Bezug auf die Fortbewegungsart der Schlitten mancher interessante Versuch mit Dampf- und Gaskraft angestellt. Als rein sportliches Vergnügen ist das Schlittensfahren, besonders soweit es sich auf die Rutschschlitten bezieht, verhältnismäßig jungen Datums. Zum Teil aus Nordamerika und Skandinavien und zum anderen Teil aus der Schweiz und Tirol zu uns gelangt, wo das Rutschschlittensfahren ursprünglich übrigens nur für praktische Zwecke ausgeübt und erst viel später zum Sport wurde, hat sich das gesunde und reizvolle Wintersportvergnügen indessen bald bei uns eingebürgert. Unsere neuzeitlichen Sportschlitten werden denn auch trotz aller technischen Vervollkommenung noch immer den ursprünglichen Schlittenmodellen der genannten Länder nachgebildet, so die Kodel den Tiroler Bauernrutschschlitten und verschiedene sehr gute amerikanische und skandinavische Marken den einfachen, aber umso leistungsfähigeren Indianerschlitten und den Kälke der norwegischen Landleute.

Unsere Kunstbeilage ist nach einer von Bruno Süverkrüp in Düsseldorf für „Das Werk“ geschaffenen Originalzeichnung hergestellt: „Feierabend“ ist's — der Fuhrmann reitet auf seinem schweren Grubenpferd durch den Winterabend nach seinem Heim. Ein kleines Christbäumchen bringt er mit, das am Heiligabend im Schmuck der Kerzen erstrahlen und in die Augen und Herzen glücklicher und zufriedener Menschen hineinleuchten wird. — Außer der Kunstbeilage haben wir diesem Heft — dem Weihnachtsheft — eine Musikbeilage beigelegt, das Lied „Die Hirten“ aus den „Weihnachtsliedern“ von Peter Cornelius, über den unsere Leser im gleichen Heft (S. 61) einen Aufsatz von Carl Heinzen finden. Das Titelblatt der Musikbeilage ist von dem Düsseldorfer Graphiker Frik Höhle für „Das Werk“ gezeichnet. Das Bild, die Botschaft des Engels an die Hirten darstellend, gibt ein im Besitz der Städtischen Galerie in Düsseldorf befindliches Ölgemälde von Joh. Ph. Hackert (1737—1807) wieder. Von Höhle ist auch der graphische Schmuck auf den Seiten 33 u. 51 dieses Heftes gezeichnet.

Das wahre Glück, du Menschenkind,
O wähne doch mitnichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind. —
Es sind erfüllte Pflichten!

Karl Gerok.

Gedanken über den Siegesflug des Z R III

Ein Teil der Kraft, die stets das
Böse will und stets das Gute schafft!
(Mephisto.)

Am 12. Oktober, am gleichen Tage, an dem Columbus das amerikanische Festland entdeckte, machte Z R III — LZ 126 ist sein deutscher Name — klar zu seiner Amerikafahrt. Der dicke Nebel machte den Abschied schnell, und kaum gesehen nahm das stolze Schiff den Weg auf Basel, zwischen Rheintal und Schwarzwald durch, verließ vielleicht für immer, nur an dem dumpfen Knattern der Motoren bemerkbar, sein Heimatland und fuhr in schneller Fahrt über Basel, Belfort hinweg in einen sonnigen Sonntagmorgen hinein. Mitten über Frankreich über die Côte d'Or hinweg in gerader, schneller, stolzer Fahrt strebte der Luftkreuzer der Gironde-Mündung zu, verließ hier das europäische Festland, berührte die Nordküste Spaniens und steuerte die Azoren an. In die hereinbrechende Nacht hinein ging die Fahrt über das Weltmeer. Nur wenigen Dampfzügen kam das Schiff zu Gesicht, das während der nächsten zwei Tage nur allein auf funktelegraphischem Wege mit der Welt in Verbindung stand, und zwar bisweilen mehr als ihm lieb war. Das Kreuzfeuer der von den einzelnen Funkstationen der alten und besonders der neuen Welt losgelassenen Wellen verstärkte sich mit jeder Stunde, in der Z R III der amerikanischen Küste nähertam. Nach rund 62stündiger Fahrt über den Ozean fuhr das Schiff bei Kap Sable über das erste amerikanische Land hinweg, um in wenigen Stunden in eleganten Schleifen

Neuyork und Boston zu überfliegen und nach einem kurzen, überaus geschickten Landungsmanöver die Seile vor seinem neuen Heimathafen herunterzuwerfen.

Tagelang hat die gesamte Presse des In- und Auslandes im Banne des Z R III gestanden. Die Menschen der alten und neuen Welt haben drei Tage lang begierig nach jeder kleinen neuen Meldung über den

Verlauf der Fahrt gegriffen. Das Schiff selbst, die einzelnen Führer und Teilnehmer an der Fahrt, der Luftschiffbau Friedrichshafen sind tagelang mit einer Flut von Glückwunschtelegrammen aus aller Welt überschüttet worden. Der Präsident des Deutschen Reiches, die Präsidenten der Bundesstaaten, Parlamente, Wirtschaftsverbände und Arbeitnehmerorganisationen brachten Führern und Erbauern des Z R III ihre Anerkennung und ihre stolze Freude zum Gelingen des Werkes zum Ausdruck. Der Präsident der Vereinigten Staaten Amerikas tat das gleiche in einer offiziellen Botschaft an den Führer Dr. Eckener. Ohne Unterschied der politischen Gesinnung feierte ganz Amerika die deutschen Führer, deutsche Technik und deutschen Geist. Ironie des Schicksals, daß ausgerechnet der Versailler Vertrag diese neue deutsche Welttat veranlaßte! Der Gewaltfriede nahm uns alle Luftschiffe, beschloß die Zerstörung der Hallen, wollte die schon vor dem Kriege führende deutsche Luftschiffahrt ein für allemal an der Wurzel tödlich treffen. Wer von den Männern, die seinerzeit nur an Zerstörung und Demütigungen dachten, hätte es vorausgesehen, daß ihre Absichten auch einmal etwas für Deutsch-



Phot. R. Sennedee

Am 12. Oktober 1924 in Friedrichshafen
Z R III verschwindet in der Nebelwand kurz nach dem Start



Phot. A. Groß

Z R III über dem Ozean

land Vorteilhaftes hätten hervor-
rufen können, daß das Verlangen
Amerikas, auf Reparationskosten
einen Zeppelin von bisher nicht ge-
kannten Ausmaßen zu erhalten, zu
einem Werk deutscher Technik führen
sollte, das die ganze Welt auf-
horchen läßt.

Eine Begeisterung, ein so freudi-
ges Hoffen und Sehnen, wie wäh-
rend der drei Fahrttage, hat unser
deutsches Vaterland seit Jahren nicht
mehr gesehen. In diesen Tagen war
Deutschland einig und unterschied-
los hatte der alte vaterländische
Geist von der deutschen Volksseele
wieder Besitz ergriffen. Das Bangen
und Sorgen um den Verlauf der
Fahrt entsprang diesen Gefühlen,
ganz gleichgültig ob ein Mißerfolg
dem deutschen Volke weitere 10 oder
20 Millionen Reparationsgelder ge-
kostet hätte. Glück auf die Fahrt
war der einzige Gedanke! Die ein-
zige Hoffnung, das Können deutschen
Schaffens möge der Welt zeigen,
daß Deutschland noch nicht zer-
brochen ist, daß deutscher Geist allem
trogt, allen Versuchen widersteht,
sein Können auszurotten. Tagelang
verstumte der politische Kampf, ob
Hitler, Hergt, Stresemann, ob Marx,
Breitscheid oder Iwan Rak. Deutsch-
land war einig! Und diese Tat-
sache stellte die uns auch heute noch
feindlich gesinnte Auslandspresse teils mit Besorgnis, teils in herab-
setzenden, hämischen Bemerkungen fest. Das Ausland horchte auf, als
auch hier die deutsche Arbeiterschaft ebenso wie jede andere Schicht
des deutschen Volkes die gemeinsame Freude über diese deutsche Tat
mitempfand und deutlich zu verstehen gab, daß auch dort, wo inter-
nationale Gesinnung noch herrscht, diese die Genugtuung über die Er-
folge des eigenen Volkes nicht ausschließen kann. Zum ersten Male



Z R III über Neuyork

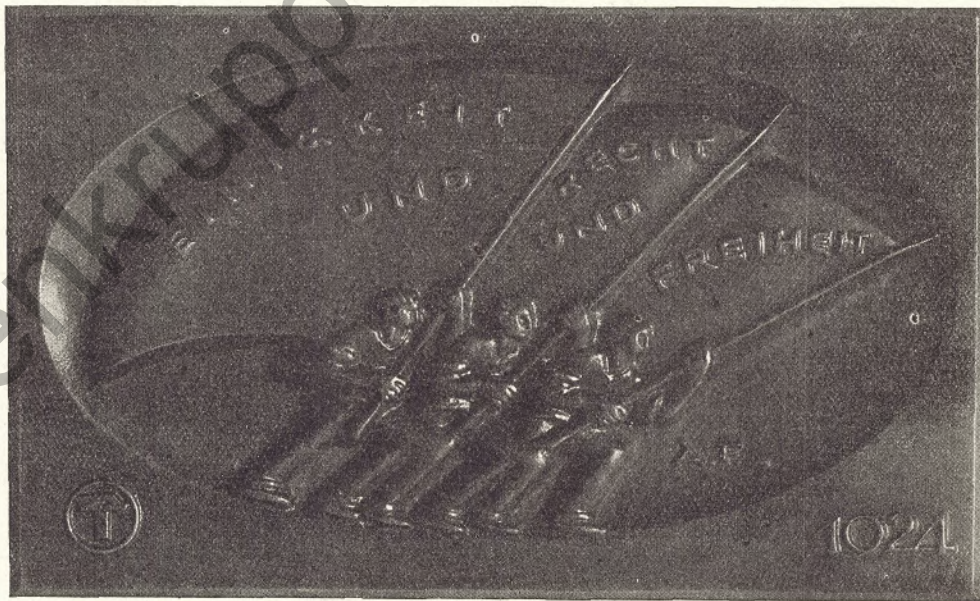
Das Luftschiff hat die gewaltige Strecke von 8600 Kilometern
in rund 81 Stunden zurückgelegt

Goldakkuell

nach trüben Jahren innerer Zer-
rissenheit und Ohnmacht war es
die Technik, die unsere Herzen als
Deutsche wieder höher schlagen und
uns einen Platz unter den führenden
Nationen wieder einnehmen ließ.
Aus einer Zeit tiefsten Falles und
größter Demütigung heraus erstand
das wieder neu erwachte Bewußt-
sein, zu einem einheitlichen Volk zu
gehören. Das Luftschiff, das den
forschen Unternehmungsgeist seines
Erfinders verkörpert, der als junger
Dragonerleutnant, ganz allein auf
sich angewiesen, den kühnen Pa-
trouillenritt in Feindesland machte,
war allen Deutschen das einende
Banner, das weiter führen soll und
wird zu neuen großen Taten.

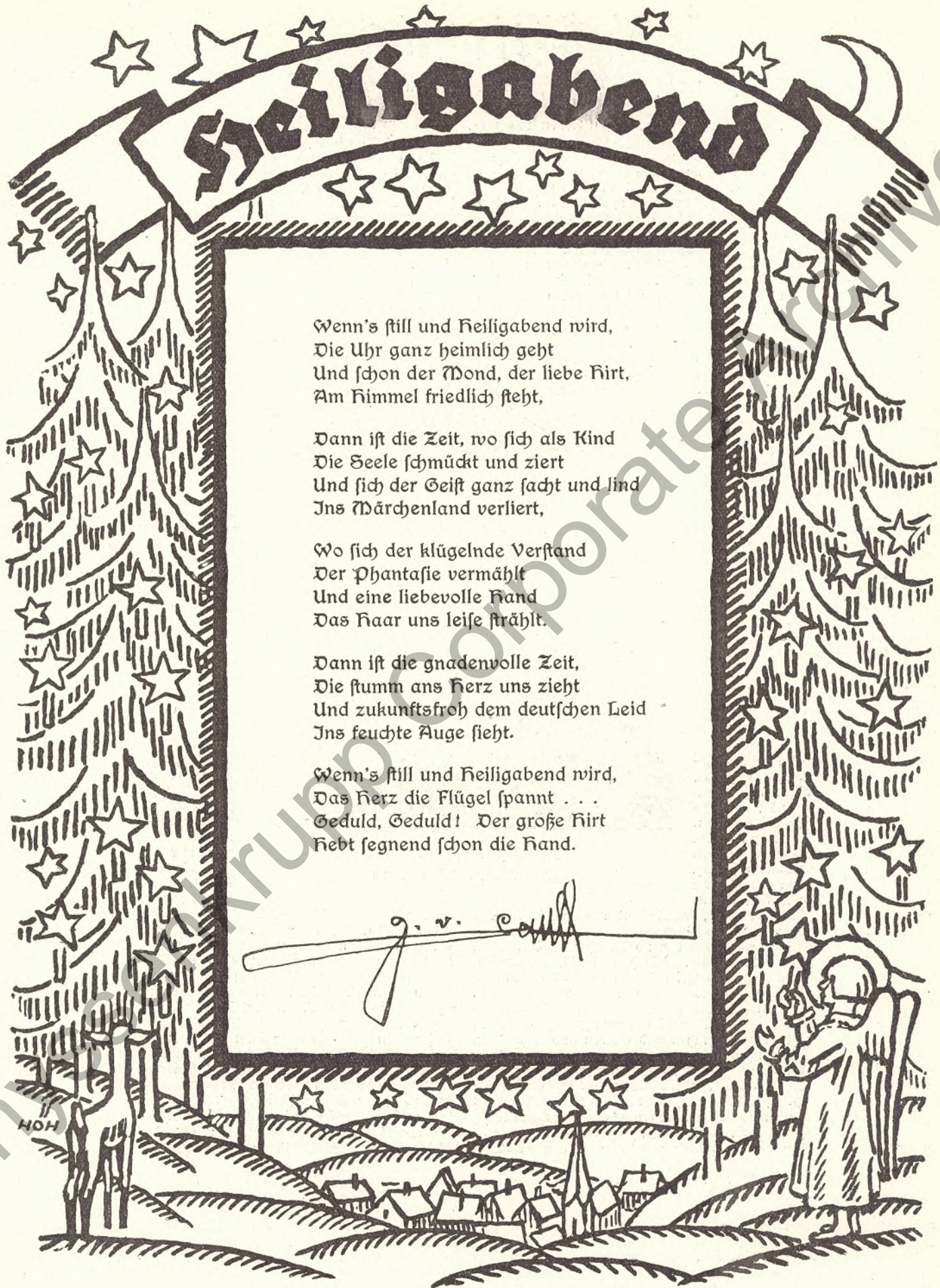
Möge das ganze deutsche Volk
auch fernerhin die Mahnung beherzi-
gen, die der berühmte Forscher Sven
Hedin anlässlich der Amerikafahrt
des Z R III an uns gerichtet hat:

„Für mich ist und bleibt der Z R III
ein Symbol der stahlharten Kraft,
die trotz des Krieges mit den fürch-
terlichen Verlusten und Leiden noch
immer in Deutschland felsenfest lebt.
Die Freunde Deutschlands wün-
schen, daß dieser Sieg auch auf deut-
schem Boden die schönsten Folgen
hervorrufen wird. Hinweg mit die-
sem blödsinnigen Parteihader, diesen
ewigen inneren Streitigkeiten zwi-
schen denkenden Männern desselben Blutes! Wenn die Deutschen
endlich einmal zusammenhalten könnten und einem gemeinsamen Ziel
zustreben würden, so würden für die Zukunft ihres Landes und für
die Entwicklung der ganzen Menschheit noch viel schönere und höhere
Siege gewonnen werden, als der vom Z R III errungene. Mit Einig-
keit wird nicht nur die Luft, sondern auch die Erde im Zeichen des
Friedens und des Segens erobert.“
A. Stolz.



Weihnachtsplakette der Linke-Hofmann-Lauchhammer A.-G.

Auch in diesem Jahre hat die Linke-Hofmann-Lauchhammer A.-G. eine eiserne Plakette zum Weihnachtsfeste gießen lassen, und zwar
nach einem Entwurf des Bildhauers Alfons Feuerle in Schwäbisch-Gemünd, des Leiters der dortigen Kunstgewerbeschule. Das kleine
Kunstwerk zeichnet sich durch außerordentlich geschmackvolle Raumaufteilung aus und zeigt auf drei Fahnen, welche durch drei Männer
getragen werden, den Spruch: „Einigkeit und Recht und Freiheit“, der wohl als Weihnachtswunsch gedacht ist und sich recht bald an
unserem Volk und Vaterland erfüllen möge.



Veronika

Von A. H. Bonn

Das „Himmelsgäßlein“ hieß es seit undenklichen Zeiten und niemand wußte, wie die kleinste, winkelige Gasse im Städtchen zu dem schönen Namen gekommen sein mochte. Vielleicht, weil der Eingang so gar enge und schmal war zwischen dem stattlichen Barockhaus mit dem Schneckengiebel und dem Seitenportal des Frauentürkchens, das dicht an das Frauentor angebaut war. In dem Seitenportal lächelte seit Jahrhunderten eine frühgotische Madonna jedem entgegen, der in das Himmelsgäßlein abschwenkte. Sie neigte unter einem Baldachin ihr mit einer viel zu schweren Krone beladenes zierliches Köpfchen, hielt sorgsam das Jesuskind in der linken Hand, und mit der rechten wies sie lächelnd in das Gäßlein hinein, in dem es trotz seiner merkwürdigen Enge allerlei zu sehen gab. Einmal den hübschen Chor des Türkchens und die alten Linden, die über den gotischen Fenstern schatteten, dann ein paar alte, behagliche Holzfachhäuser mit vorspringenden Giebeln, und mitten unter ihnen ein schmales Häuslein, weiß mit grünen Läden, das wie ein geputztes Kind unter lauter Großmüttern da stand.

Im Himmelsgäßlein gab es auch viel Musik. Zweimal klang die Orgel aus der Frauentür in die Wochentage hinein. Dann hatten die Stadtmusikanten ihr Übungszimmer in einem der alten Häuser, deren ältestes sich durch ein schwarzes Holzschild als „Stadtbibliothek“ auswies. Und neben dieser Fundgrube für den Lesehunger des Städtchens stand das weiße, kleine Haus vom Geigenfrieder, Friedrich Lohrmann, wie er richtig hieß, und aus diesem Häuslein hörte man oft bis in die Nacht die Geige singen und jubeln, denn der Geigenfrieder war ein Meister darin, so jung er war. Dann kamen in dem Häuslein auch noch zwei: das war Veronika, des Geigenfrieders junge Frau, und ein Kanarienvogel, der sich über ihrem kleinen Nähtisch schaukelte. Sie war ein Waisenkind gewesen, die Veronika, wie der Friedrich Lohrmann auch, und sie war das schönste, was das Himmelsgäßlein aufzuweisen hatte, hochgewachsen und zart, leichtschreitend, mit einer Fülle lichtblonden Haares auf dem kleinen Kopf. Wenn sie morgens vor die Tür trat, sagten die Nachbarn: Die Sonne geht auf. Dem Geigenfrieder war sie mit seiner Veronika aufgegangen; kein Mensch im Städtchen war glücklicher als er, und die Madonna vorn in der Ecke kam ihm vor wie die Schutzheilige seines Glückes. Sein Musikantenherz konnte es gar nicht fassen, daß das noch reicher werden sollte. Veronika saß am Fenster und nähte. Sie hörte in stillen Stunden und mitten im Geigenpiel ihres Frieders ein anderes Stimmlein singen, auf dessen Erwachen sich beide freuten in wahrer Glückseligkeit. Der Frühling sollte es bringen, der die Stare bringt, die Lerchenlied und die lieben kleinen Schwalben, die in ihrem Hausgang bauten.

Und der Frühling kam mit Veilchen und Staren und Schwalben und rief das holde Stimmlein ins Leben, aber neben ihm schritt als wilder Spielmann der Tod. Veronika Lohrmann schloß ihre Augen wenige Tage nach des Kindes Geburt für immer, und Friedrich Lohrmann hörte das Stimmlein nicht, er hörte nur das Liebesstimmlein und Zusammenbrechen seines Glückes. Er wußte später auch gar nicht, ob er das selber oder ein ganz fremder Mensch gewesen sei, der mitbesorgte und gesehen ließ, was nötig war, starr, tränenlos. Man brachte den Sarg für seine Veronika, was das nicht Wahnsinn? Einen Sarg für das süßeste junge Leben, das in holder Schönheit durch sein Haus geschritten war und ihm in alle Stunden geleuchtet hatte? Alle Nachbarinnen legten Sträuße hinein, und dann hat man den Sarg vorgetragen, an der lächelnden Madonna vorbei, auf den Wagen gehoben, und er war hinterdrein geschritten im hellen Frühlingssonnenschein. Und im hellsten Sonnenschein hat man den Sarg ins Grab gesenkt, es war ein Jammern und Weinen ringsum, nur er, der Frieder, stand da — stumm, wie von Stein — und blickte mit brennen-

den Augen in die Tiefe. Die Trostworte hatte er nicht vernommen, die teilnehmenden Hände von der Schulter geschüttelt. Und endlich war er heimgeschwankt. Ach Gott — die Türen zum Häuslein weit offen, zertretene Blumen auf der Staffel — drin im Wege stehende Stühle und irgendwoher ein weinendes Kinderstimmchen. Barmherziger Gott, ist's denn wahr? Und im Zimmer steht die gute Schwester Barbara an dem Körbchen, in dem das Kind liegt, und schaut still zu ihm herüber, ohne ein Wort. Er hat ja schon so viele hören müssen. Und da fängt der Vogel an zu singen, als ob gar nichts gewesen wäre. Er muß wohl ganz zermartert ausgesehen haben, denn die Krankenschwester deckte schnell ein Tuch über den Käfig und sagte dann: „Ich habe auf dem Rathaus angefragt und darf das Kind zur Pflege zu uns nehmen, Herr Lohrmann, weil kein Mensch da ist, der dafür sorgt. Und wir dürfen dafür sorgen, bis Sie selber wieder in der Lage sind, es zu sich zu nehmen.“

Der Geigenfrieder nickte stumm. Es war ihm, als ob der Tod in ihm selber wohne. Kam sie ihm denn nie und nimmermehr aus dieser Tür entgegen, sein junges Weib? „Veronika! Veronika!“ — Und das kleine Wesen dort mit den winzigen Fäustchen hat ihr das Leben gekostet! Starr sah er nach dem Korb und erhob sich dann schwerfällig. „Ich danke Euch, Schwester Barbara, und ich komme heut abend noch einmal.“ Dann ging er zum Musikmeister und löste den Kontrakt — nur fort, die Luft des Städtchens kann er nimmer atmen, fort!

Auf dem Martinsturm läutete die Abendglocke. Ihre Klänge schwebten durch die Fenster des nahen freundlichen Diakonissenhauses und mischten sich in die Klänge des Harmoniums und in den Gesang der Schwestern. Still und friedlich ging der Tag hier zu Ende, wie immer. In der Zimmerecke aber, unter dem Kreuzifix, schlummerte im Körbchen auf zwei Stühlen das Kind von Veronika und Friedrich Lohrmann ins Leben hinein.

Über der Straße war ein alter, runder Stadtmauerturm wie ein gepanzerter Wächter einer Anzahl von geschwärzten Holztürmen vorgelegt. Dort spähten ein paar graue Männeraugen unter buschigen Frauen

in das Dämmerlicht zur Kirche und zum Schwesternhaus hinüber. Sie gehörten dem alten Jakob Ehrhardt, dem Besitzer des Turmes, der ebenfalls ein Musikant war wie wenige im Städtchen. Er war heute beim Begräbnis der Frau seines Kameraden gewesen und hatte die Schwester mit dem kleinen Kind in das Diakonissenhaus treten sehen. Das rief ihn immer wieder ans Fenster. Und allemal schloß er es wieder mit einem tiefen Seufzer.

Spät, als alles schon still war im Städtchen, klang die Glocke bei den Schwestern. Frieder Lohrmann trat in die Stube, blaß und verstört wie am Nachmittag: „Es leidet mich nimmer, ich muß fort, Schwester Barbara. Der Musikmeister hat mich freigegeben, morgen früh fahre ich.“ Er trat vor das Körbchen mit dem Kind: „Ich sorg' für das, was es braucht — und es soll heißen — wie — seine — Mutter.“ Mühsam kamen die Worte über seinen Mund. „Gott vergelt's alles, Schwester Barbara!“ Damit hatte er ihr die Hand gedrückt und war gegangen. Schwester Barbara eilte ihm nach: der Mann durfte nicht allein in dem verödeten Haus schlafen. Da sah sie ihn quer über die Straße nach dem runden Turm schreiten und nickte stehenbleibend still vor sich hin. Der Geigenfrieder war auf dem rechten Weg.

Drüben am Turm wurde die Glocke gezogen. Das Fensterchen klickte, und ein paar Augenblicke später ward die Tür unten aufgeschlossen, eine Hand streckte sich dem Geiger warm entgegen und zog ihn herein und die steile Treppe hinauf: „Das ist aber recht, Frieder!“ In der Stube war für zwei gedeckt: „Schau, ich bin heut spät dran, jetzt tu du gleich mit.“ Damit nötigte er seinen Gast auf einen Stuhl.



Madonna

Seitz Müller, Düsseldorf-Oberkassel

am Tisch, brachte Kartoffeln aus der kleinen Küche, Brot und Butter aus dem Keller, legte vor und gab dem Kameraden einen Löffel in die Hand, wie eine Mutter: „Jetzt is, Frieder.“ Und Friedrich Lohrmann gehorchte der ruhigen Festigkeit des Alten und aß. Er hatte lange keinen Bissen mehr über die Lippen gebracht. Sein alter Freund brachte ihm Tee, seine ungeschickte Junggesellenwirtschaft entschuldigend. Frieder nickte immer schweigend, aß und starrte vor sich hin. „Wenn er nur weinen könnte“, murmelte der alte Ehrhardt, mit kummervollem Gesicht in seiner Küche kramend. Dann kam er wieder, räumte weg und drückte seinen Gast in den Lehnstuhl am Ofen. „Da is, Frieder.“ Schweigend sah der Geiger vor sich hin. „Es ist wegen des Kindes, Ehrhardt. Ich muß fort, ich geh' morgen früh, willst du auch nach dem Kind schauen? Bis ich es einmal holen kann — einmal.“ Mühsam atmete und sprach der Mann. „Es soll heißen wie seine Mutter.“

Der alte Ehrhardt nickte: „Ich halt' es über die Taufe.“ „Danke dir Gott, Ehrhardt.“ Tonlos sagte es der Geiger und schwieg dann wieder, in sich zusammengefunken.

„Großer Gott, wenn er nur weinen könnte!“ dachte wieder der Alte und lehnte in der tiefen Nische am Fenster, durch das ein paar Sterne blühten. Eine Erinnerung kam ihm, ein Abend im Himmels-gäßlein, wo sie miteinander auf der Staffel vom Geigerhäuslein ge-essen und nach den Sternen geschaut hatten, und die Veronika hatte damals ein Lied gesungen, ein Schweizerlied war es. Wie deutlich er wieder die liebliche Stimme hörte. Einer plötzlichen Eingebung folgend, griff er nach seiner Geige und setzte den Bogen an. Noch einen Blick auf den regungslosen Freund und dann im zartesten Pianissimo die Melodie jenes Sommerabends:

„Vater im Himmel, der wacht,
Sternli, liebs Sternli, gute Nacht!“

Der Mann im Stuhl schlug die Hände vors Gesicht. Was Menschen-trost, was die Stimme seines Kindes nicht vermocht — die Musik löste den grausigen Bann. Er weinte zum Herzbrechen. „Gottlob“, murmelte es am Fenster. Leise und süß sang die Geige weiter, bis die Töne mit dem Schluchzen stiller wurden. „Frieder, nun schläfst du in meinem Bett, ich hab' da das Sofa.“ Die stille Fürsorge des Alten tat dem wunden Mann so wohl. Er fügte sich und lag bald darauf tief und fest schlafend in der Kammer. „Schlaf wohl, Frieder“, sagte der alte Mann und beugte sich nochmals über den Gast. „Und dein Kind hüt' ich für dich und die Veronika.“

Am andern Morgen blieb das Geigerhaus im Himmels-gäßlein ver-schlossen. Der Geiger war fort, und im Schwesternhaus zitterte das Stimmchen seines Kindes durch die sonnigen Räume. Am Sonntag-nachmittag darauf standen die Schwester Barbara und der Musikan-t und Zimmermann Jakob Ehrhardt am Taufstein der St. Martini-kirche mit dem Kind des Geigers. Ein bunter Schimmer fiel von den sonnenbessenen Fenstern auf das kleine Gesicht und auf das graue Haupt des stillen Vaters, dessen Augen an dem Gesicht hingen.

„Veronika, ich taufe dich...“, sagte der junge Geistliche: nach ein paar ernstern Worten und gab ihr den Segen. „Werde wie deine Mutter“, dachte der andächtige Alte, das Kind in den weißen Rissen wieder in die Hände seiner Pflegerin legend.

So wuchs nun das Schwestern-Bronele, wie man die Kleine nannte, in dem freundlichen Schwesternhaus auf. Erst im Körbchen unter dem Kreuzifix, dann im Wägelchen in der Küche neben der jungen Schwester Martha, und dann kam der Tag, wo es auf allen viere-hinaustrabbelte und mitten im grünen Rasen wie ein lebendiges Blüm-lein unter einem Rosenstock sitzen blieb. Von da an gab es lauter Ent-deckungsreisen. Es kam auch der Augenblick, wo es sich ganz allein an der Gartentür in die Höhe richtete, wo es seine ersten wackligen Geh-versuche machte, und der noch viel größere, wo es zum erstenmal die große Reise über die Gasse nach des Vaters Turmtür wagte und dort, von zwei Armen aufgefangen, die steile Turmtreppe hinaufgetragen wurde und so seinen Einzug im Zimmermannsturm hielt. Damals war das Bronele nicht viel über ein Jahr alt. Mit zwei Jahren war es schon ein sehr bestimmtes Persönchen, mit sonnenbessenen Lächeln und ernsthaften, beobachtenden Augen. Dabei hatte es eine drollige Art, die Händchen auf den Rücken zu legen, wenn es nicht angefaßt sein wollte. Das Bronele war der ausserordentliche Liebling des halben Städtchens, vertrug die ausgewachsenen Kleider der Honoratioren-kinder und zog stillglücklich deren ausrangierte Schäfchen und Wägel-chen hinter sich her. Mit seiner Zuneigung aber machte es merkwürdige Untergründe. Den ersten Platz in seinem Herzen nahm unstreitig der Pate ein und dann die Schwester Barbara. Bei dem Paten hatte es seine eigenste Welt. Zuerst in einer der tiefen Fensternischen, wo es mit seinen Siebensachen wie in einer kleinen Stube saß, dann auf dem Bänkchen, das ihm der gute Pate gezimmert hatte. Und ganz zu Hause war es auch bei dem kleinen Blumengärtlein mit dem Kreuz darauf, worunter seine Mutter schlief.

Die Erinnerung an diese Mutter und den Vater pflegten der Pate und Schwester Barbara gemeinsam, aber er wußte mehr davon und hatte auch viel mehr Zeit bei seiner Arbeit in der Werkstatt. Und das Bronele sog das liebliche Bild seiner Mutter tief in seine Seele und

war ganz mit ihr verbunden. Alle seine Blümchen trug es auf den nahen Friedhof, pflanzte sie, mit den kleinen Fingerlein grabend, ein, und dabei erzählte es, was sein kleines Herz bewegte, gerade, als ob es mit der Mutter Zwiegespräche hielte. Alles erzählte es, auch als ihm der Pate einen Hasenstall gezimmert und ein weißes und ein braunes Häschen hineingesetzt, als er es zum ersten Mal auf die Eisenbahn mitgenommen und als es in die große Schule zu den vielen Kindern kam. Da war es schon groß für sein Alter und ein wunderliebliches Kind, vor dem mancher Fremde stehen blieb und es nach seinem Namen fragte. Dann sagte es, schon als es viel kleiner war: „Mein Mutterle ist im Himmel, der Vater ist mit der Geige fort, aber er kommt wieder.“ Viele im Städtchen glaubten es nicht mehr. Sie schalten auf den Gei-zenfrieder, der sein Kind verlassen hatte und in die Welt gegangen war.

Während nun sein Kind immer weiter in das Leben und das Lernen hineinwanderte, hatte der Geiger Friedrich Lohrmann auch seine Lehr- und Wanderjahre, durch ein Leben voll wilden Herzwes um sein Weib, voll Heimweh und Unruhe und oft voll Groll gegen Gott und sein herbes Geschick. Von Stadt zu Stadt trieb es ihn, bald da, bald dort spielte er mit, und hin wieder kam ein Brief beim alten Ehrhardt an, mit Geld. Das legte der Alte für Bronele auf die Sparkasse; der Brief aber stimmte ihn traurig, denn es klang immer noch darin wie eine Geige, auf der die beste Saite gerissen war.

Alte Jahre waren nun schon vorüber, seit das Bronele im Schwestern-haus eingezogen. Seine kleinen Hände halfen schon geschickt bei der Schwester Martha und beim Paten im Turm, und singen konnte es, wenn der alte Ehrhardt die Geige strich, wie ein Glöcklein so hell. Aber ein ernsthaftes Kind war es geblieben, trotz aller Liebe, die es umgab. „Es fehlt ihm halt doch der rechte Heimatboden“, sagte der alte Ehr-hardt seufzend. Und die Schulkinder sagten untereinander: „Dem Bronele sein Vater kommt nicht mehr.“

„Er kommt doch“, sagte das Bronele, aber nur ganz leise zu sich selber sagte es das, denn der Widerspruch tat ihm bitter weh. Und es sehn-te sich ja mit allen Fasern seines Herzens nach dem Vater, der die Mutter so lieb gehabt und so wunderschön die Geige strich, wenn sie sang.

Darüber war es nun wieder Winter geworden, und das Städtchen lag tief eingeschnitten. Es dämmerte, und durch den tiefen Schnee zog Bronele einen Schlitten mit all den Paketen, die es für Schwester Barbaras Armenbescherung hatte abholen dürfen. Dabei hingen seine Augen an dem funkelnden Abendstern. „Wie der glitzert, der ist oben beim Mutterle. Ob er auch den Vater sieht?“ Sie zog den Schlitten in den Garten und läutete dann am Schwesternhaus.

Zur selben Zeit schritt Friedrich Lohrmann auch durch den Winter-abend. In Nürnberg war es, wo er mit einer Kapelle gespielt hatte, und halb und halb hatte er im Sinn, am andern Tag nach dem Norden zu reisen. Nun stand er betrachtend vor der Marienkirche still. Wie still-gran hob sich das gotische Zierwerk vom Abendhimmel, und gerade über dem Turme funkelte klar und groß der Abendstern.

Vater im Himmel, der wacht,
Sternli, liebs Sternli, gute Nacht!

Wie kam ihm nur nach den vielen Jahren der Fremde dies Lied in den Sinn! Dies Lied, das ihm die Erinnerung an die selige Zeit wach-rief, die doch nicht wach werden durfte, die tot sein mußte wie sein liebliches Weib, seine Veronika!

Hörstet, der Vater von allen
laßt es so wahrlich nicht fallen,
Vater im Himmel, der wacht,
Sternli, liebs Sternli, gute Nacht.

Der Geigenfrieder stöhnte, er hätte mit der Nacht ringen mögen, die ihn plötzlich gefangen genommen, und doch lauschte seine ganze Seele. Wie er die süße Stimme seines Weibes hörte, jeden Ton! Zeit- und weltvergessen stand er im Schnee vor der Kirche und schaute zu dem strahlenden Stern empor. Ein Christbaum wurde vorübergetragen und streifte ihm die Schulter, da wachte er auf; fröhliche Kinderstimmen plauderten hinter dem Baum her. Dort trug man wieder einen. Freilich, morgen abend war ja Weihnachten! Dort drüben war der, Weihnachtsmarkt. Den hatte er auch einmal gesehen, als Bub mit seinem Vater — wie lange ist das doch her! Da liegt ja ein Leben da-zwischen, sein armes, verstorbes, unglückliches Leben!

Halb unbewußt schlenderte er nach dem Weihnachtsmarkt. Da ist ein großer Maß von Christbäumen, und es funkelt und lockt aus den hellerleuchteten Verkaufständen. Ganze Scharen von Kindern ziehen herum und schauen in den Lichtschein hinein wie in ein Märchenland. Ein kleines Mädchen fiel ihm auf. Das hatte seine liebe Not mit dem etwa vierjährigen Brüderchen. „Nein, Hänsele, du mußt warten. Wir dürfen jetzt nicht weglassen. Der Vater hat gesagt, daß er um sechs Uhr herkommt, und da muß er uns doch gleich finden!“ Gar keine Ruhe ließ ihr der ungeduldige Bursche. Schließlich nahm sie ihn auf den Arm und zeigte ihm allerlei, obwohl er für ihre Jahre viel zu schwer war. Und ihre Augen spähten sehnsüchtig nach dem Vater. „Schon zehn Minuten nach sechs, wo er nur bleibt?“ Endlich, endlich, ein Aufleuchten flog über das kleine Gesicht, und da stand er schon. „Das ist aber brav, Lene, auf dich kann man sich halt verlassen, gib nur gleich den Ruben her! Jetzt darf sich jedes von euch etwas zu Weihnachten wünschen!

Der Kleine hatte einen ganzen Sack voll Wünsche. Man einigte sich schließlich auf ein schwarz und weiß geflecktes Holzpferdchen, einen Zuckertengel und ein Lebkuchenherz.

„Und du, Lenele?“

„Vater, so ein goldiges Christkind!“

„Das Rauschgoldchristkind mit dem steifen Köstchen wanderte auch in die Tasche des Mannes, er hob den Buben wieder auf seine Arme und zog das Mädchen an seine Seite. „Jetzt aber heim!“

„Jetzt aber heim.“ Wie im Traum hörte Friedrich Lohrmann die Worte, wie im Traum wiederholte er sie, und seine Augen hingen wie festgebannt an dem Blondhaar des Mädchens. So groß mußte sie jetzt auch sein, seine kleine Veronika. Er sah noch, wie sich das Kind an des Vaters Arm hing, die frische, warme Stimme verhallte im Weitschreiten, und Friedrich Lohrmann fühlte sich auf einmal grenzenlos verlassen. „Jetzt aber heim.“

Ja, warum ging er denn nicht zu seinem Kind? Er hatte doch auch ein kleines Herz auf Erden, das ihm angehörte wie nichts sonst auf der Welt, das ein Anrecht an ihn hatte. Wie oft hatte ihm der alte Ehrhardt schon geschrieben: „Sie fragt immer: kommt der Vater nicht bald mit der Geige? Sie wird wie ihre Mutter, die Veronika.“ Und er hatte immer wieder im wilden Schmerz um die große Veronika die kleine vergessen, ihr Kind, sein Kind, das ihm gehörte. O! Vronelle, Vronelle! Er zog die Uhr, nein, heute ging es nimmer, er mußte ja noch einmal spielen heute abend. Aber morgen, morgen geht er auch heim, morgen um diese Zeit ist er zu Hause.

Der Abendzug von Nürnberg war an der kleinen Station angekommen und wieder abgefahren. Die wenigen Passagiere, die ausgestiegen waren, hatten sich schon zerstreut, nur einer stand immer noch auf der Treppe des kleinen Bahnhofes, einen Geigenkasten in der Hand, wie unschlüssig in die sinkende Abenddämmerung hinausblickend. Plötzlich mußte er mit sich ins reine gekommen sein, er schritt schnell geradeaus und bog eben an der Straße rechts ab. „Zuerst zu ihr!“

Das Gittertor am Friedhof stand offen. Am Weihnachtsabend brachten die Leute kleine Christbäume auf die Gräber und zündeten ihren stillen Schläfern die Weihnachtslichter an. Da und dort leuchtete eines von dem stillen Gang zurück. Da und dort schimmerte und flackerte noch ein Lichtlein, es ward einsam auch hier außen. Nun sollten die Lebenden ihr Recht und ihre Weihnachtsfreuden haben.

Friedrich Lohrmann wandte sich von den Reihen neuer Gräber einem ferner gelegenen Teil des Friedhofes zu. Er versuchte sich zu rechtzufinden. Hier war das alte Steinkreuz mit dem Esen, nun mußte er noch ein paar Schritte vor und dann rechts den Weg hinunter. Dort unten mußte das Grab sein.

Er bog um eine Baumgruppe. Nun sah er den Weg vor sich, aber plötzlich stand er still. Dort unten in der Ecke stand eine Kindergestalt — sie zündete Lichter an einem kleinen Christbaum an. Ist es sein Kind?

Das Herz pochte ihm, unhörbar ging er weiter auf dem weichen Schnee. Jetzt stand er ganz nahe und sah das Kindergeßicht vom Schimmer der Kerzen bestrahlt, zart war's und hold. Lichtes Blondhaar quoll unter der Kapuze hervor, große, ernste Augen ruhten auf dem Bäumchen. Nun brannten alle Lichter. Das Kind neigte sich über das Grab und sagte, ganz leise: „Mutterle, der Vater ist immer noch nicht gekommen. Sag' es doch dem Christkind, daß es ihn heimischickt.“

„Der Vater ist da“, sagte neben dem Kind eine tiefe, zitternde

Stimme, und da kniete ein Mann im Schnee neben dem Vronelle und sah ihm ins Gesicht, die Tränen glänzten in seinen Augen.

Ein anderes Kind wäre vielleicht bis in sein kleines Herz hinein erschrocken über solch eine Begegnung auf dem nächtlichen Friedhof. Das Vronelle nicht. Es blickte nur ernsthaft auf den Knienden und ging langsam auf die andere Seite des Grabes. Dann sagte es: „Der Vater bringt die Geige mit, hat der Pate gesagt“, und legte wie in innerster Abwehr die Händchen auf den Rücken.

„Die Geige habe ich da, und nun will ich dir und der Mutter ein Weihnachtslied spielen!“ Angstvoll war es von den Lippen des Mannes gekommen. Hastig hob er die Geige aus dem Kasten, trat neben das Holzkreuz und sekte den Bogen an.

Es ist ein' Ros' entsprungen
aus einer Wurzel zart.

Das klang so süß und weich, wie nur des Frieder Lohrmanns Geige singen konnte.

Wie uns die Alten sungen,
von Jesse kam die Art.

Hier fiel Vronelle mit glöckenheller Stimme ein:

Und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter,
wohl zu der halben Nacht.

Einen Augenblick stockte der Spielende, das Kind sah wartend zu ihm hinüber, da sekte er wieder den Bogen an, und Kind und Geige sangen weiter:

Das Blümlein so kleine
das duftet uns so süß,
mit seinem hellen Scheine
vertreibt's die Finsternis.
Wahr' Mensch und wahrer
Gott,

hilft uns aus allem Leiden,
rettet von Sünd' und Tod.

Immer höher gingen die Wogen in der Seele des Heimgekehrten. Dort stand sein Kind, das zu ihm gehörte, wie niemand auf der weiten Welt, sein Kind, das mit den Augen seines Weibes zu ihm herübersah. Und ihm war es tot gewesen vor lauter wildem Gram acht Jahre lang. Und jetzt, wo ihn das Heimweh hergetrieben hat, jetzt hat es die tote Mutter zwischen sich und ihn gestellt. Auf die andere Seite des Grabes ist es gegangen und hat sich ihm versagt. Und nun stand es dort mit gefalteten Händchen, so ernst, so süß — jäh fielen Geige und Bogen in den Schnee, sehnüchig breitete er die Arme aus nach dem

Kind, er wagte nicht einen Schritt näher zu treten: „Veronika!“ Und sich, das Kind kam, langsam kam es um das Grab herum, immer noch mit gefalteten Händen. Nun stand es vor dem Vater und sah stumm zu ihm auf.

Da konnte Friedrich Lohrmann seines Herzens Sehnsucht nicht mehr meistern. Zitternd schlang er die Arme um die kleine Gestalt, hob sie vom Boden und schloß sie an sein wildpothendes Herz. „Veronika, Veronika!“ Er hatte ja nichts mehr zu sagen. Was sein Leben ausgemacht und ausmachen wird, lag in dem einen Namen. Er wartete wie auf Tod oder Leben. Und nun empfing er am Grabe seines Weibes den Weihnachtssegens. Zwei Arme schlangen sich um seinen Hals, ein warmes Gesichtchen schmiegte sich an das seine, ein einziges Wort kam leise über den Kindermund: „Vaterle.“

Am Schwesternhaus ward die Klingel gezogen. Als Schwester Barbara öffnete, stand ein Mann auf der Schwelle, die Geige in der Hand, ein kleines Mädchen auf dem Arm, und aus zwei Paar Augen leuchtete unsägliche Freude. Da fingen auch Schwester Barbaras Augen zu leuchten an. „Ihr seid zur guten Stunde heimgekommen, Friedrich Lohrmann“, sagte sie warm, nahm ihn bei der Hand und



„Engelsbotschaft“ — Verkündigung

Tempera-Gemälde von Friedrich Schütz, Düsseldorf-Oberkassel

führte ihn in das Zimmer. Trotz allem Sträuben mußte der Musiker erst essen, dann nahm sie die Lampe vom Tisch und sagte lächelnd: „Und nun kommt das Christkind.“

Vronelle saß auf einem Schemelchen und lehnte den Kopf an des Vaters Knie. Von außen fiel der Laternenschein auf ihr Gesichtchen, und Friedrich Lohrmanns Augen ruhten darauf in tiefem, andächtigem Staunen. Im Nebenzimmer hörte man das Hin- und Wiedergehen der Schwestern, dazwischen ein leises Klingeln und Rauschen. „Jetzt kommt es, Vater!“ flüsterte Veronika mit geheimnisvollem, seligem Stimmchen. Und Friedrich Lohrmann strich leise über ihr Blondhaar. Sie war ihm ja selbst das süßeste Weihnachtswunder, sein Kind, seine Veronika.

Ein Glöckchen läutete: die Türe ging auf, und da stand vor einer Nische mit Tannenbäumen die Krippe mit Maria und Joseph; vor dem Christkindlein kniend, mit singenden Engeln rechts und links, lagerten Hirten und Herden im Moos und Gestein, ja sogar die Weisen aus dem Morgenlande suchten durch unwegsames Geklüfte ihren Weg zum Jesuskind. Veronika stand mit einem Herzen voll Weihnachtswohne davor. Unter den Weihnachtsliedern der Schwestern zog sie den Vater zur Wunderwelt der Krippe. Da war so unendlich viel, was sie ihm zeigen mußte. Und Friedrich Lohrmann kniete am Boden und

war mit seinem Kinde selbst wieder zum staunenden Kind geworden.

„Ich mach' dir auch eine Krippe, Vronelle“, sagte er eben. „Moos holen wir aus dem Wald, und Schäflein müssen hinein, die schönsten, die es gibt.“ Da hob er die Augen und sah im Schatten einen Mann stehen, dessen ganzes Gesicht von Feiertag glänzte. „Ehrhardt!“

„Frieder! — bist bei deinem Kind?“

„Jetzt gehst aber nimmer fort, Frieder!“ sagte der alte Ehrhardt nachts zu seinem Gast.

„Nein, Jakob, jetzt bin ich daheim. Und ich dank es dir tausendmal, was du an meinem Vronelle getan hast.“

Friedrich Lohrmann war daheim und blieb es. Er zog nicht mehr in das kleine Haus im Himmelsgählein, er blieb im Turm bei dem alten Ehrhardt. Da war Raum genug für ihn und das Vronelle. Bei Tage schaffte er mit in Ehrhardts Werkstatt, abends musizierte er wieder als Stadtmusikant. Wenn Vronelles helle Stimme durch die Turmzimmer schallte, dann hielten wohl Vater und Pate einen Augenblick inne mit der Arbeit und nickten sich zu. Ja, es stand ein Sternlein guter Art über dem Leben des Geigers und dem des alten Ehrhardt. Und wenn sie all ihr Gutes in ein Wort hätten zusammenfassen sollen, sie würden mit leuchtenden Augen gesagt haben: „Veronika.“

Klein Peters Weihnacht

Ein Märlein aus der Gegenwart

Es war einmal ein kleiner Junge. Peter hieß er, und „Pitter“ nannten ihn die Eltern. Da unten im Tal wohnte er, wo ein Bächlein der schwarzen Wupper zuelte. Der Laubwald kletterte an den Höhen entlang. Und wenn der Pitter lustig die Berge empor sprang, dann konnte er mit seinen scharfen Augen in Täler und über Höhen sehen, bis zu einem ganz feinen Silberstrich weit hinten. „Das ist der Rhein“, hatte ihm der Vater gesagt. „Der ist aber mal klein“, hatte da der Peter gemeint. „Nein, mine Jong“, sagte drauf der Vater, „der ist viel, viel breiter als die Wupper“. Der Pitter hatte den Kopf geschüttelt. Es mochte ihm nicht so recht einleuchten.

Im Tal unten, ganz von Höhen eingeschlossen, stand das Häuslein, wo Peters Eltern wohnten. Gar schmutz und lustig schaute es drein mit seinen weißen Wänden, den glänzend schwarzen Balken, den frischen grünen Schlagläden und den blitzblanken Fenstern. „Selt, ich bin sauber und frisch“, schien es zu sagen. Jedes Frühjahr strich der Vater das Haus neu an. Und die Mutter putzte und schrubhte. Hei, da blühte alles: der Herd, die Töpfe, die Kessel, die Fußböden, die Fenster. Blitzblank waren auch Peters schwarze Augen, die unter dem dunklen Kraushaar hervorguckten.

Der Peter hatte auch ein Schwesterchen. Das hieß Marie. Die Eltern aber nannten es „dat Kleen“. Und Pitter, der schon zwei Jahre zur Schule ging, der nannte sein vierjährig Schwesterlein auch nur „dat Kleen“. Wenn sie auch noch klein und dumm war, der Peter war doch stolz auf „dat Kleen“. Es sah auch gar so niedlich aus mit seinem hellen Haar, den großen blauen Augen und den roten Wäckchen. Und krähen konnte Klein-Marie und in die dicken Patschhände dabei klatschen, daß es dann dem Pitter ganz warm ums Herz wurde und seinen Eltern auch.

Peters Vater war ein fleißiger Arbeiter, ein Schleifer oder ein „Schlieper“, wie er selbst sagte. Der sah tagaus, tagein am zischenden Schleifstein und schloß die Messer, bis sie wie Silber blinkten. Und dabei sang er. O, Pitters Vater konnte singen! „Er ist halt ein richtiger Bergischer“, sagte die Mutter. Die Mutter aber trug dann die blinkenden Messer zur Stadt und bekam ein schönes Stück Geld dafür.

So lebten die Schliepersleute glücklich und zufrieden in ihrem schmutzen Häuslein, das so versteckt im Tale lag. Im Sommer schmecterte der Fink sein Lied in den Eichenbüschen, im Winter orgelte der Sturm in dem entblätterten Wald.

Da kamen böse Zeiten ins Land. „Wir haben den Krieg verloren“, sagte der Vater. „Nun kommt der Feind ins Land.“ Doch davon merkte man nicht viel in dem stillen Tal. Aber dann kamen die schlimmen Zeiten auch in das schmutze Häuslein im Tal. Die Mutter kam ganz erschrocken aus der Stadt zurück, wenn sie einkaufen wollte. „O, ist das alles teuer geworden, nichts gib't's mehr für's Geld. Ja, wenn wir noch unser schönes Silbergeld hätten!“ so seufzte die Mutter.

Ja, die schönen, harten Silbertaler! Der Peter hatte sie noch gesehen und sich darüber gestreut, wenn der Vater sie klingend über den Tisch springen ließ. Das Mariele kannte sie gar nicht mehr. Dem erzählte nur der Peter manchmal: „Weißt du, Kleenes, wie die Sterne am Himmel, so hell waren sie und so geblitzt haben sie auch. Ja, die waren fein!“ Aber das Geld, das der Vater jetzt brachte, nein! das war nichts. Ganz schmutzige Papierlappen waren das. „Aee, Vater, das is kein Geld“, sagte Peter verächtlich. „Hätte ich nur recht viel davon“, meinte dann der Vater. Und zur Mutter sagte er: „Lauf

schnell in die Stadt und kaufe ein. Sonst bekommst du gar nichts mehr dafür.“

Und die Mutter konnte immer weniger einkaufen, obwohl doch der Vater ganze Haufen von dem Papiergeld brachte. Der Vater sang nicht mehr, die Mutter seufzte oft. Reisbrei gab's schon gar nicht mehr, und die Butter, das sind die Butterbrote, wurden immer kleiner.

Schließlich blieb der Vater zu Haus. Er schliff nicht mehr die Messer silberblank, und Mutter brauchte nicht mehr zur Stadt die Ware abliefern gehen. „Vater, magst denn nicht mehr arbeiten?“, fragte da der Pitter. „Ha!“ lachte da der Vater, „ich tät's schon, aber ich hab keine Arbeit. Ich bin arbeitslos.“ Und dann nahm er die Mühe vom Haken und ging fort. Die Mutter kaufte schon lange nichts mehr in der Stadt. Dem Pitter setzte sie einen Flied neben dem andern auf Toppe und Hosen. „Junge, reiß nicht so! Sonst hört auch das Flied mal auf“, sagte sie mal. Bei Klein-Marie verschwanden die roten Wäckchen. Ganz blaß sah sie aus. Sie trährte nicht mehr lustig, sondern saß still in einer Ecke. So ging's in den Winter hinein.

Pitter ging nach der Schulzeit mit dem Vater oder der Mutter in den Wald. Da sammelten sie Holz. Denn Kohlen und Holz kaufen konnten sie nicht. Heut mußte der Pitter allein gehen. Der Vater war wieder zur Stadt gegangen. Wenn er zurückkam, dann würde er wieder schimpfen und böse Augen machen. Und Arbeit fand er keine und Geld brachte er nicht. Huh! Heut war's kalt. Peter fror in seinem geflickten Föpplein, denn der Wind strich scharf über die Höhen des Bergischen Landes. Ganz rot waren seine Hände, ganz steif seine Finger. Er mußte mal hauchen, daß sie wieder ein bißchen warm wurden. Da fiel's dem Peter ein: Morgen war ja Weihnachten. Er lud sich das schwere Reißigbündel auf den Rücken und ging langsam und schwer atmend heimwärts. „Ja, morgen war Weihnachten.“ Wenn er an früher zurückdachte, wie schön war's da immer gewesen. Da gab's einen Weihnachtsbaum mit vielen bunten Lichtern dran. Und unter dem Weihnachtsbaum, ja, da lagen herrliche Sachen: ein Pferd, Soldaten, eine Trommel, eine Trompete, warme Handschuh, ein neuer Anzug und eine Puppe mit Lockenhaar für dat Kleene, und Klumpchen und Schokolade, Apfel und Nüsse und Kuchen, o, so feiner Kuchen! Dem Peter leuchteten jetzt noch die Augen, wenn er an all die herrlichen Dinge dachte. Ja, damals hatte das Christkind drauf gehört, wenn er vor Weihnachten mit seiner kräftigen Stimme sang:

Christkindlein, ich will artig sein.

Leg mir was aufs Tellerlein.

Tellerlein ist viel zu klein,

Muß 'ne große Schüssel sein.

Wie hatte da das „Kleen“ mitgefräht und in die Hände gepatscht: Doße Schüssel sein! Und der Vater hatte mitgesungen und Mutter hatte gelacht, so herzlich gelacht. „Ja, Vater konnte singen! Das war ein richtiger Bergischer“, wie die Mutter sagte. Und wenn der Vater so recht froh war, dann hatte er ihm über's Kraushaar gestrichen und gesagt: „Mine Jong, wenn ich weiter so gut verdiene, dann sollst du mal Musik lernen. Ich konnt's nicht, ich mußte halt Schlieper werden. Aber du sollst spielen lernen. Magst du wohl?“

Ob der Peter mochte!

Weißt, Vater, wo ich dann spielen will? In der Kirche! Das muß dann ordentlich durch die Kirche brausen, wie der Wind durch den Wald.

Und zwischendurch muß es so hell singen, wie die Vögel im Sonnenschein. Es muß sein wie im Himmel. Ach, das möchte ich können! „Meinetwegen sollst Orgel spielen lernen“, meinte dann der Vater. Der Pitter seufzte laut auf. War's, weil er an die frühern schönen Zeiten dachte, oder war's wegen des Reißigbündels, das gar so schwer auf seinen kleinen Schultern ruhte?

Er mußte sich setzen und etwas ausrufen.

Wie würde es nur morgen Abend sein? Das Kleene hatte so schmale Backen und hustete. Als er ihm vorhin mal das Lied vom Christkindlein vorgesungen, da hatte es gar nicht mitgefräht, sondern hatte ihn nur groß und still angesehen. Und Mutter hatte gar gesagt: Sei still, Junge. Ihm war's so, als ob sie dann draußen geweint hätte. Ja, und der Vater, der war wieder zur Stadt. Er war gar nicht mehr so wie früher. Der würde morgen gewiß nicht singen und mit den Kindern spielen und scherzen.

Wieder seufzte Pitter laut auf, und die Tränen kamen ihm in die Augen. Langsam löste sich eine nach der andern und wollte ihm über die kalten Backen. Warm, ganz warm lagen sie dann auf seinen froststarrten Händen.

Vom Jesustind hatte der Lehrer in der Schule erzählt, daß es auf die Erde gekommen war, um die Menschen froh und glücklich zu machen, daß es besonders für die Armen gekommen sei, und daß es sich besonders der armen Kinder annehme.

Da schüttelt Peter den Kopf. Nein, froh und glücklich konnten nur die reichen Leute sein, die hatten Geld, die konnten sich alles kaufen, all die schönen Sachen in der Stadt. Für die gab's Weihnachtsbäume mit Lichtern und bunten Kugeln, Spielsachen, Lederes, warme Kleider, alles, alles. Die konnten sich Weihnachten freuen!

Und die Tränen rannen weiter aus seinen Augen. An sein Schwesterchen dachte er, „das Kleene“, das nicht mal Freude mehr an den Weihnachtsliedern hatte, als wenn es wüßte, daß es doch keinen Lichterbaum gibt und eine Puppe und ledere Sachen, an die Mutter und den Vater, die beide nichts von Weihnachten wissen wollten, und an sich selbst und seine Wünsche.

Da wurde auf einmal sein Jungentrost wach. Er richtete sich auf und wischte sich fest die Tränen aus den Augen. Morgen sollten sie zu Haus einen Lichterbaum haben und auch was drunter. Er, der Peter, wollte dafür sorgen. Hatte er nicht immer dem Kaufmann, der nahe der Schule wohnte, allerlei Gänge besorgt? Auch morgen sollte er wieder hinkommen, sollte Waren holen und wegtragen. Da würde er sich von der Kaufmannsfrau ein paar bunte Lichtlein ausbitten. Ein Bäumchen holte er sich aus dem Wald. Und die dicke Kaufmannsfrau würde ihm auch sicher Klumpchen und allerlei andre Sachen schenken. Sie hatte ein gutes Herz. Das würde er dann alles fein unter den Baum legen. Da wird das Kleene schon lachen, und auch Mutter wird froh sein. Ja, dann wird auch der Vater zu Haus bleiben und singen wie früher. Und schließlich, vielleicht konnte ihm das Jesustind doch helfen. Wenn er heut nach dem Abendgebet es so recht schön bitten tät: „Liebes Christkind, schick doch meinem Vater endlich Arbeit. Denn Mutter meint, dann würde alles wieder gut werden. Mach Mutter wieder froh, und gib der kleinen Marie die roten Backen wieder. Und mir? Ja, Christkind, wenn du dann noch was tun willst, dann möchte ich dich gar schön bitten, daß ich — so fein Musik machen lerne, Orgel spielen, nennt es der Vater. So schön möchte ich's können, wie die Engel im Himmel.“ Ja, das alles wollte er heut abend dem Christkind auch sicherlich bis morgen nicht vergißt.

Rasch lief Klein-Peter. Hatte er doch noch so viel heut abend zu tun. Und am Abend im Bett sagte er dem Christkind seine Wünsche, immer wieder, bis er darüber einschlief.

Am nächsten Morgen erklärte Pitter der Mutter, daß er nun noch zur Stadt müsse. Er soll dem Kaufmann an der Ecke noch Gänge besorgen. Und als er das bekümmerte Gesicht der Mutter sah, da tröstete er sie: „Wart, Mutter, heut bring ich dir gewiß was mit. Die Frau schenkt mir sicher was. Denn heut ist ja heiliger Abend.“

„Ach, wenn sie's nur tät“, sagte da die Mutter. „Aber heut haben die Menschen kein Herz für die Not der andern.“

Pitter ging zur Stadt.

Er hatte heut viel Gänge zu besorgen, und die kleinen Beine taten ihm weh. Es war schon Nachmittag, als er endlich fertig war. Da nahm die Kaufmannsfrau einen Korb und packte ihm allerlei schöne Sachen ein: Butter, Zucker, Reis, Nudeln, eine schöne, weiße Semmel, eine Blase Klumpchen, sogar eine Tafel Schokolade legte sie oben drauf. Mit leuchtenden Augen folgte Peter jeder Bewegung. Zuh! hätte er schreien mögen. Was werden sich die zu Haus freuen. Das breite rote Gesicht der Kaufmannsfrau lächelte. Was der Junge für Augen machte! „Da, nimm, Mutter wird's wohl brauchen können. Nun lauf schnell nach Hause, damit es nicht dunkel wird.“ „Ich dank recht schön“, sagte der Pitter und blieb stehen und drehte seine Kappe in der Hand. „Na, was hast du noch auf dem Herzen?“ „Ach, ich möchte schön bitten, wenn Ihr so gut wäret, dann, ja dann gebt mir noch ein paar bunte Lichter! Für den Weihnachtsbaum, wißt Ihr. Das Kleene, das soll doch eine Freude haben.“

„Auf die paar Kerzen soll mir's auch nicht ankommen“, sagte die Frau und steckte dem Pitter eine Pappschachtel mit bunten Kerzen zu. „Nun lauf aber, Jong.“

Das ließ sich der Pitter nicht zweimal sagen. Doch der Korb war schwer, und der Weg stieg an. Heiß wurde es dem Peter, trotz des kalten Windes, der über die Höhen wehte. Nun fing es auch an zu schneien. Langsam sanken die Flocken nieder, dann rascher und dichter, so daß es dem Peter ganz bunt vor Augen wurde. Und dunkel wurde es, immer dunkler.

Von der Stadt her kamen Glodenklänge, him, bam, him, bam. Weihnacht ist's, ihr Menschen!

Ganz feierlich wurde dem Pitter zumute und ganz froh. Fest drückte er den Korb an sich.

Nun nur noch das Bäumchen.

Gleich kam er in den Busch. Da hatte er gestern eins stehen sehen. Grad so, wie er's brauchte. Da, hier mußte er zwischen den Bäumen durch und dort, dort stand sein Weihnachtsbäumchen. Schnell stellte er den Korb hin, zog sein Taschenmesser heraus und machte sich an die Arbeit. Es ging doch schwerer, als er gedacht hatte. Heiß wurde ihm bei seiner Mühe. Dazu tanzten die Schneeflocken ganz toll. Da! Nun hatte er es bald abgeschnitten. Einen Augenblick nur wollte er sich ausruhen. Ach! war das schön! Denn er war doch recht schaffen müde. Und die Flocken tanzten weiter um ihn herum. Manchmal fielen sie auf seine heißen Backen. Dann wurde ein Wassertropflein draus das rann weich und kühl herab. Ja, waren das überhaupt Schneeflocken? Nein, das waren ja winzig kleine weiße Kinder. Die faßten sich an den Händen, hoben ihre feinen weißen Kleidchen hoch und tanzten, tanzten. Ganz leis sangen sie dabei. Das war schön! Und wenn sie nahe ran an ihn kamen, dann streichelten sie mit feinen Händchen seine Backen, kitzelten ihn leise auf den Mund. So wohl war ihm dabei, so wohl! Dann wurde die Musik lauter. Es sauste und brauste und sang ganz laut und mächtig, als wenn der Wind durch die Kronen der Bäume fährt. Immer toller tanzten dann die kleinen, weißen Dinger, von denen er früher immer gemeint hatte, es wären Schneeflocken. Lange Ketten machten sie, und wenn sie müde waren, dann fielen sie leis lachend auf den kleinen Jungen. Ganz lustige ausgelassene Dinger waren es. Stundenlang hätte er ihnen zusehen können. Dann wurde es hell über ihm. „Ja, was ist denn da unten auf der Erde los?“ sagte ein Sternlein, guckte mit rundem blauen Gesicht herunter und leuchtete mit seiner Laterne. „Da schau einer das Glodenvolk an. Nichts als tanzen können sie, sogar in der heiligen Weihnacht müssen sie's tun. Gleich seid ihr still.“ Und der eine Stern rief die andern und alle kamen sie heraus, hatten ihre Laternen in der Hand und leuchteten auf die Erde herunter. Da hörten die Flocken auf zu tanzen, die Musik wurde still. Eins nach dem andern von den feinen weißen Glodenkindern nahm ziellich sein Kleidchen auf und legte es wie einen Stern um sich. Ganz still und artig lagen sie da, als ob sie niemals getanzt hätten.

Wie's da so ruhig auf der Erde war, guckte ein Engelstöpschen zur Himmelstür heraus. Dann noch eins, wieder eins. Pitter konnte sie gar nicht alle zählen. Die flogen alle zur Erde herunter, hatten Lichtlein in der Hand. Die steckten sie auf die Tannenbäume, daß all die vielen Glodenkinder, die sich müde draufgesetzt hatten, in ihren weißen Sternenkleidchen glihkerten und glänzten. Der ganze Wald stand nun voller Weihnachtsbäume. Das war ein Glitzern, Flimmern und Schimmern! Peter mußte die Augen zumachen. So weh taten sie ihm von all dem Glanz. Als er sie wieder öffnete, da sah er eine silberne Treppe, die reichte bis in den Himmel hinein. Engel in goldnen und silbernen Kleidern kamen auf der Treppe heruntergestiegen. Peters Augen wurden immer größer. Glänzende weiße Flügel hatten die Engel und Rosenkränze im lockigen Haar. Der Engel, der voranging, der war wohl der Schönste. Ganz im Licht stand er, daß seine Flügel glänzten und sein goldnes Kleid schimmerte. Ach, war das schön! Jetzt hob der Engel die Arme hoch und fing an zu sprechen, zu ihm, zu dem kleinen Peter. Wie Gloden klang das, just so, wie heut abend die Weihnachtsgloden geklungen haben. „Ich bringe eine große Freude. Heute ist der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Da zeigte der Engel hinein in die glihkenden Weihnachtsbäume. Und all die andern Englein sangen an zu singen: Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede den Menschen auf Erden!

So schön war das, so schön! Immer hätte Peter zuhören mögen! Wie helle silberne Gloden klang's und dazwischen sauste und brauste es wie Orgelklänge. So, grad so hatte er's immer geträumt. So mußte die Musik im Himmel sein. Und so wollte er auch Musik machen können.

Dann stiegen die Engel auf der silbernen Leiter wieder hinauf in den Himmel.

Der Pitter aber guckte zur Seite, dahin, wohin der schöne Engel gezeigt hatte. Ja, da stand ja zwischen den Weihnachtsbäumen ein Häuslein. War das nicht sein Elternhaus? Doch nein! Es war ja viel kleiner und viel ärmer.

Da mußte er doch mal hineingucken.

Ganz hell war's da drinnen. Und das viele Licht kam von einer Krippe her, die dort in einer Ecke stand. Peter ging ganz leis näher.

Und dann blieb er stehen. Dort lag ja ein Kindlein drin, ein wunder-schönes Kind, wie er noch keins gesehen. Goldne Lödchen spielten um sein Gesicht, und große blaue Augen sahen den Pitter so lieb an. Jetzt streckte es ihm auch seine Armchen entgegen. Neben der Krippe kniete eine Frau. Die sah so still und froh aus und hatte die Hände gefaltet. Als er sie sah, mußte auch Klein-Peter die Hände falten und ihm war zumute, als wenn er in der Kirche wäre. Und ein Mann mit langen silbernen Locken und guten treuen Augen stand neben ihr. Pitter guckte und staunte.

Und auf einmal fiel es ihm ein: Da lag ja das Jesukind. Die fromme Frau war Maria. Und der alte Mann mit dem Silberhaar, das war kein andrer als Joseph.

Noch immer streckte ihm das Kind die Armchen entgegen und lächelte ihm zu. „Jesulein, liebstes Jesulein“, rief da der Pitter, eilte zur Krippe und kniete nieder. Da sah er, daß dem Christkindlein fror und daß es nicht im warmen Bettchen, sondern auf hartem Stroh lag. Und das Herz tat dem Pitter weh. Schnell wickelte er sich den Schal ab, den die Mutter ihm umgebunden hatte. „Da nimm, Jesulein. Schön weich und warm ist er. Dann brauchst du nimmer so hart zu liegen und zu frieren.“

„Ich danke dir, kleiner Pitter, sagte da das Kind mit seiner Stimme. Bind dein Tüchlein wieder um. Sieh, ich bin ja auf die Welt gekommen, um für die Menschen zu leiden. Nur wenn ich recht viel für die armen Menschen leide, dann kann ich ihnen den Himmel aufschließen! Drum will ich arm sein, viel ärmer als du bist. Und leiden will ich und gar nicht klagen. Wenn doch die Menschen das alle sehen könnten. Viel mehr könnte ich dann in meinen schönen Himmel nehmen. Ich hab die Menschen ja so lieb, so lieb.“

Dem Pitter wurde ganz warm ums Herz, als das Jesukind so sprach. Ganz leis legte er ihm seinen warmen Schal über den Körper. Da lächelte das Kind noch viel schöner und sagte: „Weil du ein so gutes Herz hast, Peter, will ich dich auch belohnen. Du darfst dir etwas wünschen. Ich will es dir erfüllen.“ „O, du liebes Christkindlein, dann bitt ich dich gar sehr: Schick doch meinem Vater Arbeit. Die Mutter meint, dann wird alles wieder gut. Dann weint die Mutter nicht mehr, und das Schwesterlein bekommt seine roten Backen wieder.“ „Du bist ein gutes Kind, Peter, daß du an deine Eltern und an dein Schwesterlein denkst. Aber hast du selbst keinen Wunsch?“

„Ich hätte freilich einen,“ begann da der Pitter, „aber —“.

„Sag ihn ruhig“, lächelte das Kind in der Krippe. Auch Maria lächelte ihm hold zu und Joseph nickte.

„Christkindlein, ich möchte so gern ein Musiker werden. Aber so einer, der in der Kirche die schönste Musik macht. Wenn ich dann oben

auf der Orgel spiele, dann muß es sein wie in deinem schönen Himmel. Ich wußte immer nicht, wie es eigentlich sein muß. Aber vorhin“ — Peter wurde eifriger, seine Augen glänzten, seine Backen glühten — „vorhin hab ich's gehört, als die Engel Musik machten. So, grad so möchte ich's auch können. Das war, als wenn es im Walde rauscht und braust und zwischendurch klang es wie Vogelstimmen und silberne Glöckchen. Ach, lieb Jesulein, laß mich auch so spielen! Laß deine Englein noch einmal singen, und laß mich's dann auch so spielen können.“

Da lächelte das Kind gar lieb und rief mit holder Stimme:

Ihr Englein sein
Kommt schnell herein,
Und singt im Winde
Ein Lied dem Kinde.

Da kamen die Englein angeflogen, der ganze Raum wurde voll. Die Decke hob sich und man konnte bis in den Himmel hinein sehen. Wieder stiegen auf silberner Leiter Engel herunter, mit glänzend weißen Flügeln und silbernen und goldnen Kleidern. Die Sternlein leuchteten ihnen mit ihren hellen Laternen und die Schneeflockenfunkelten in ihren Sternentleiden unter den tausend Lichtern. Dann singen die Engel an zu singen, leis und fein von dem Kinde, das aus dem schönen Himmel herunter zur Erde kam. Wie Silberglöckchen klang das und wie Vogelstimmen zwitscherte es dazwischen, dann schwoll es an, lauter, immer lauter: Ehre, Ehre sei Gott in der Höhe!

Pitter hatte sich gar nicht gerührt. Ganz still hatte er vor der Krippe gekniet. Da sagte das Jesulein: „Kleiner Peter, ich habe dein Gebet erhört. Dein Vater wird wieder Arbeit bekommen. Ihr werdet froh und zufrieden sein. Du aber sollst ein Orgelspieler werden und allen Menschen das Herz bewegen.“

Da jauchzte der Peter laut auf. Seine Arme wollte er um das Jesulein schlingen und ihm danken, danken. Er streckte die Arme aus und fühlte sich empor gehoben. So leicht, so

frei war ihm. Ganz warm fiel's auf sein Gesicht. Groß machte er die Augen auf.

„Jong, mine Jong! hab ich dich wieder!“ rief seine Mutter, und ihre Tränen fielen auf Pitters Gesicht. Fest drückte sie ihn an sich. Und der Vater stand daneben und wischte sich mit der Hand an den Augen herum. Dem hatten sicher auch die Schneeflocken so lustig vor den Augen getanz, daß er schier nichts mehr sehen konnte. „Wo ist denn das Jesulein und die Engel und die schöne Musik? Ich will ihm doch so gar sehr danken, weil . . .“

„Komm rasch nach Haus, Jong. Halb erfroren mußt ja sein. Ein Glück, daß wir dich doch noch gefunden haben.“ „Tot hätt er sein können, erfroren in der Christnacht, der arme Junge“, weinte leis die Mutter. Schnell nahm ihn der Vater auf die Arme. „Der Korb, mein Christbäumchen“, konnte er grad noch rufen. Da sah sich die



„Heilige Nacht“

Heinz Müller, Düsseldorf-Oberkassel

Mutter um, hob den Korb auf und brach das halb geknickte Bäumchen vollends ab.

Und bald saß der Bitter zu Haus am warmen Herd. Rasch zog ihm die Mutter die beschneiten Kleider aus, ganz heiße Milch mußte er trinken. „Du, der Vater hat in der Stadt das Christkind getroffen, ganz leedere Sachen hat es ihm mitgegeben. Da, schmeck mal“ und Klein-Marie schob ihm Schokolade und Klümpchen zu. Der Vater nickte froh: „Ja, Junge, ich hab heut Arbeit gefunden. Ich hab just heut in der Stadt einen Herrn getroffen, dem ich früher immer Messer geliefert habe. Dem hab ich meine Not erzählt. Da hat er mich mitgenommen und hat mir Arbeit mitgegeben. Da sieh, das ganze Paket schwarze Messer, das dort in der Ecke liegt. Und ein paar Silberstücke hat er mir als Voranschuß gegeben.“ „Das Christkindlein, das hat das Christkindlein gemacht“, jauchzte da der Peter auf. Und er erzählte den Eltern und Klein-Marie alles, was er heut Abend erlebt hatte, wie er das Jesulein gebeten hatte und wie es ihm versprochen hatte zu helfen. Wie wurden da die Augen der kleinen Marie groß, als er von den Englein, der schönen Musik und dem Jesulein erzählte. Ja, und warum weinte denn die Mutter dabei? Sie sollte sich doch freuen, daß er das Jesulein gesehen hatte und die lieben Englein dazu. Und daß es so schnell geholfen hatte. Und der Vater saß ganz still da, sah zur Erde und sagte: „Das soll nun anders werden. Ich will mich nie wieder so unterkriegen lassen.“

Dann packte die Mutter den Korb aus, in dem Pitters selbst verdientes Christgeschenk lag, und kochte süßen Reisbrei, und Semmel gab's und Butter. Ah, das schmeckte! Und Vater machte das Weihnachtsbäumlein zurecht, steckte die Lichte an und unter den Weihnachtsbaum legte er die kleinen Dinge, die ihm das Christkindlein noch rasch zugestekt hatte: ein Paar Schuhe für Pitter, ein warmes Kleid für Klein-Marie, Spetulatius und Klümpchen. Da jubelte der Pitter und „das Kleene“ krächte und dann sangen sie alle miteinander

frohe Weihnachtslieder. „Vater, ich muß dir noch was sagen“, sprach da der Bitter. „Das Christkind hat mir auch versprochen, daß ich ganz schöne Musik machen werde, grad so wie die Engel im Himmel. Ganz und gewiß hat's mir das versprochen.“ „Ja, meine Jong, du sollst die Orgel spielen lernen“, sagte da ernst der Vater.

Das waren frohe Weihnachten.

Not und Elend sind nie mehr in das Schlieperhaus eingekehrt. Das wurde wieder wie früher jedes Jahr frisch gefalzt, schwarz glänzten die Balken und lustig grün die Schlagläden.

Der Vater sang wieder, wenn er seine Messer schiff, daß sie wie Silber bligten. Die Mutter trug sie wieder zur Stadt und brachte lustig blinkende Silberstücke dafür. Aus dem „Kleenen“ war ein Großes geworden, ein hübsches Mädchen mit frischen roten Waden und blonden Zöpfen. Ein „staat's Weet“, meinten die bergischen Leute. Und Pitter?

Ja, der Bitter hatte die Orgel spielen gelernt. Und das konnte er so gut, daß die Leute sagten, er sei ein Künstler. Sie gaben viel Geld dafür, wenn sie ihn in den Städten spielen hören durften. Dann war's ganz still in der Kirche. Die Leute falteten die Hände und dachten an Gott und den Himmel.

Am schönsten aber spielte der Peter, wenn's Weihnachten war. Dann kam er immer in die Stadt im Bergischen Land, und die Kirche war dann ganz, ganz voll. Und Peter fing an zu spielen, und das Spiel erzählte den Leuten von harter Not und Sorgen und Elend. Dann war's, als wenn die Weihnachtsglocken läuteten, Schneeflocken fielen vom Himmel, leise erst, dann rascher, immer rascher, dann rauschte und brauste die Orgel gewaltig, als wenn der Wind draußen durch den Eichwald fährt, und dazwischen tönten die Englistimmen wie Silberglocken und Vogelgesang:

Chre, Chre sei Gott in der Höhe!

Weihnachten im Forst am Niederrhein

Von Hugo Otto (Mörs).

Vorweihnachtszeit.

Rauhreif, Frost und Schneegestöber. Der Spätherbst überließ dem Winter die Herrschaft. Das Sommerleben in der Natur hatte längst abgebaut. Die letzten Anklänge an vergangene Pracht waren so bescheiden, daß sie im Reiche des allgemeinen Verfalls kaum noch zur Geltung kamen. Im Laubholz standen hier und da noch blühende Gruppen des echten Samanders. Ganz vereinzelt stückte noch ein gelber Stern der Rotwurz einen torfigen Waldweg. Im Randgebüsch zeigte sich manchmal noch ein einsamer Distelkopf oder die rote Fahne eines Blutweiderichs. An der entblätterten Wildrose prangten die roten Hagebutten. Blaue Pflümchen zierten das dunkle Gezweige des Schlehdorns. Die schweren Beerenströdeln an Eberesche, wildem Schneeball und Bergholunder zogen das leichte Ästwerk in die Tiefe. Noch trugen Felsängerlilie und Pfaffenhütchen ihren Korallenschmuck. Es sind Früchte, die nur wenige Vogelarten schmausen; manche werden nur in der bittersten Not des Winters angenommen. So bleiben sowohl sie als auch diejenigen am Wacholder und der Stecheiche oft bis zum Lenz am Zweigwerk; sie sind eine Leihgabe des Winters aus dem Geschmeide des Herbstes. Manchmal nimmt der Wanderer sie mit in sein Heim und ergötzt sich an solchem Naturschmuck, wenn draußen die Schneeflocken fliegen und der Frost seine Tyrannenmacht ausübt.

Wer mit offenen Augen in der Vorweihnachtszeit durch die Wälder der Ebene streift, findet schon manche Anzeichen, die auf das neue Leben im Frühling hinweisen. An manchen Stellen ist der Boden mit den großen Plattförmchen des roten Fingerhutes geziert, die in ihrer frischen, dunkelgrünen Färbung eine angenehme Augenweide sind. Am Geißblatt sprossen bereits sehr zeitig die ersten kleinen Laubblätter. Im Spätherbst tragen die Haseln die grünen Fähnlein fest verschlossener Rähchen, deren Pollen um Mitte Februar reif ist, um dann im Windhauche die Purpurfäden der weiblichen Auhblüten auszusuchen. Und dann die stetigen Veränderungen der mannigfachen Knospen an Baum und Strauch in Größe, Form und Farbe. Das Naturleben steht nie still, auch zur kalten Winterzeit nicht, wenn scheinbar der Frost alles Dasein zur Erstarrung bringt. Das lehrt am besten die Beobachtung der Algen, Flechten und Moose, von denen viele Arten in der Vor- und Nachweihnachtszeit den Höhepunkt im Wachstum in Scheinblüten und -früchten aufzuweisen vermögen. Gerade diese Kleinsten im Pflanzenreiche stellen die Lebensbrücke dar zwischen dem frühesten Herbst und dem Blütenlenz; sie gedeihen selbst dann noch, wenn der kalte Winter das schneeige Grabtuch in der Natur ausbreitet.

Wintergaben des Heimatwaldes.

Der Frost ist für viele Menschen ein Helfer in der Not. Das gilt namentlich in Zeiten, in denen Brennmaterial, Futter und Streu knapp

und teuer sind. Da wird der Wald mancher Familie zum Wohltäter. Aber wie wenige Menschen danken ihm für seine Gaben!

Sieh dort die alte Frau, die trockenes Ästwerk sammelt, um es auf ihrer Schiebkarre heimzuführen. Ihr Mann ist gestorben. Den einzigen Sohn verschlang der Weltkrieg. Nun wohnt die Witwe mit drei kleinen Kindern in ihrer Hütte. Knapp ist das Einkommen; aber sie schlagen sich allesamt treu und brav mit Arbeit durchs Dasein. Drei Ziegen, zwei Schweine und ein Duzend Hühner geben die Grundlage für den Lebensunterhalt, aber auch für die täglichen Sorgen. Seit Jahr und Tag haben sie sich auf die Selbsthilfe gestellt und sind dabei gut gefahren. Der Wald liefert zu allen Zeiten genug Brennholz, Farnkraut, Laub und Nadeln bilden die Streu in den Ställen und geben den Dünger für Garten und Ackerland. Das Futter für die Ziegen wird durch Heideispitzen und dünnes Gezweige gestreckt. Am Mitte Herbst haben die Kinder so viele Eichen gesammelt, daß die Mästung der Schweine keine großen Sorgen mehr verursachte. Auch Körbe voll Zapfen oder Kienäpfeln haben die Kleinen zusammengelesen, so daß die Ausgaben für Kohlen erpart werden konnten.

Mit hurtigen Händen rafft die Alte das trockene Geäst zusammen. Wie schauen in ein zufriedenes, freundliches Antlitz, in dem das Schicksal manche Rune gezeichnet hat. Die silberweißen Haarsträhnen, die es umrahmen, sind Zeugen des Alters. Wenn die Frau eine Traglast Holz aus ihren Karren geladen hat, dann steht sie wohl einige Augenblicke sinnend da. Ihre Gedanken wandern zurück in vergangene Zeiten, wo sie an der Seite eines rechtschaffenen Mannes ein stilles, inniges Glück gefunden hatte. Damals, ja damals. Wie haben sie beide Tag für Tag gearbeitet, um den Rotten schuldenfrei zu machen. Und dann ihr Johann, der so treu nach dem Tode des Vaters für sie gesorgt hat, bis der Krieg kam und der neue Schicksalschlag. Eine Träne tropft dann wohl über ihre Wangen. Aber ihr sind seine Kinder geblieben, sein teures Vermächtnis. Sie denkt an Weihnachten, und eine stille Glückseligkeit zieht durch ihr Gemüt, wenn sie sich daran erinnert, wie sie mit ihrer Schwiegertochter vorgesorgt hat, um den Kleinen die Freuden des Heiligabends zu ermöglichen. Wie leicht ist eine Kinderhand gefüllt und ein Kinderherz fröhlich gemacht!

Die Zwölfnächte.

Die wilde Jagd heht durch die Finsternis im Forst. Hadelbernd reitet auf seinem Sturmroß. Um ihn her sind seine wüsten Weidgesellen und tummeln sich auf flüchtigen Windpferden. Kläffend heken die wilden Rüden hinter dem Wilde her. Der Hochwald singt ein graufiges Lied. Wie aus tausend Orgeln braust die Lustjagd durch die Riesenkronen, daß die Äste knarrend sich biegen und das Gezweige aneinander gepreßt wird. Trockne Knorren stürzen um, morsche Zinken sinken auf den Wald-

grund. Der wilde Jäger segt durch sein Revier. Hirsche und Rehe flüchten vor dem stürzenden Geäste in die sicheren Dickungen. Hasen und Kaninchen wechseln zur Feldflur. Der Fuchs bleibt in seinem Bau. Keine Maus rasselt im Laube. Die schlafenden Vögel ducken sich fester an den Stamm und ziehen die Federn dicht an den Körper. Eilig weht der Wind.

Aus Himmels Höhen schaut der klare Mond auf den Forst, dessen schwankendes Astwerk wechselnden Sitterschatten auf den Erdboden wirft. Der Sturm jagt die Wolke an der Mondsichel vorüber. Gespenster huschen durch die Luft. Wie Urweltungeheime rennen sie mit aufgerissenem Rachen daher: Bügellose plumpe Rösse, auf dem Rücken die Windriesen hocken; wilde Jagdrüden springen vor ihren Hufen hoch; Niesenadler schweben durch den Weltraum. Alle stürmen einem Ziele zu. Wodan eilt zu Walhalla. Der Mond lacht, und tief im Forst schreit der Waldbaum sein schauriges Huhuhui.

Die Kinder träumen in warmen Betten von der Weihnacht. Der Sturmwind, der um die Häuser braust, singt ihnen ein Schlummerlied.

Im

Weihnachtswald.

Selige Kinderzeit, die die Baumjugend im Tannenwalde mit dem Weihnachtszauber umspannt! Wie arm ist doch ein Mensch, der nie im Märchenwalde gewandert ist.

Vor mir stehen die Fichtendickungen des Heimatforstes. Christkindleins Wald mit seinen Geheimnissen. Das Jahr über ward es dort still. Die dichte Wand der Nadelbäume verschloß den Einblick ins Innere des Baumwuchses. Zur Sommerzeit heulte dort manchmal der Wildtauber, krächzte der Eichelhäher, jubelte die Singdrossel und sang der Amselhahn. Das Wild hatte in den Kottannen seine geheimen Wechsel. Tief im Baumdunkel saßen Rothirsch und Rehbock an verschwiegenen Stellen auf ihren Betten. Wenn Fuchs und Gelbkehlchen mordgierig umherstüchteten, lärmten die Amseln, lücherten die Rotkehlchen und grätschte der Fäher. Aber zu sehen war fast nie etwas. So blieb es bis zum Spätherbst.

Dann kamen die Wochen vor Weihnachten. Die Holzhauer drangen in die Wildnis ein, schlugen die Festbäume um und brachten sie auf die Waldwege. Dann wagten auch wir Knaben einmal mit ihnen in den Nadelwald einzudringen. Aber froh waren wir immer, wenn wir wieder aus dem Dunkel ans Tageslicht kamen. Da drinnen starrten uns überall Nadeln entgegen. Keine Lücke im Baumbestande gestattete auch nur den geringsten Fernblick. Auf Händen und Füßen krochen wir unter dem Gezweige durch. Tot war der Waldboden, und überall deckte ihn der braune Nadelteppich. Hier und da erblickten wir durch das Astwerk ein Stückchen des Himmels.

Lag Schnee im Forst, dann zeigte die Fährtenchrift in der Neue, welche Tiere in der Tannendickung weilten oder aus ihr herausgewechselt waren. Dort war Rotwild gezogen, hier waren die Fährten eines Sprungs Rehe. Keines Schnürspur stand mehrere Male hinein und heraus. Mäusegetrippel verriet die Anwesenheit der kleinen Nager. Bei mildem Wetter spürten sich selbst Dachs und Ugel manchmal.

Wenn doch der Weihnachtsbaum im Lichterschmucke den Kindern seine Erlebnisse erzählen könnte! Wie würden sie lauschen auf solche Waldmärlein! Von Lenz und Sommer, von Herbst und Winter, von

Samentorn und Baumschule, von Sonnenschein und Gewittersturm, von lastender Schneedecke, von Vogeliebe und Elternsorgen der Tiere und vielen anderen würden die Nadeln plaudern. Zum Schluß aber würde der Baum helle Harztränen weinen; denn nun ist sein Lebensglück dahin. Die Weihnachtsfreude der Kinder hat er mit seinem Opfertode besiegeln müssen.

Heiligabend.

Wenn die Kinder in den Städten und Dörfern am Heiligabend um den Lichterbaum hocken, dann feiert auch der Wald sein Weihnachten. Am Webstuhl der Natur ist die blendend weiße Schneespreite fertig geworden und deckt nun Laub und totes Geäst im Forst zu. Der Raubreif hat den Wald in ein Märchenland verwandelt. Selbst das kleinste Zweiglein trägt den Glitzer-schmuck aus der Kunstwerkstatt des Winters. Die Nadelhölzer sind mit Wolkenwatte überhaucht. Die Brombeeren tragen weiße Winterblätter. Die roten Korallen am Aler weisen helle Bäckchen auf und leuchten aus dem Kristallgeschmeide des Astwerks strahlend hervor. Pfeifengras und Heidefengeln haben Reifgewänder angelegt. Am Weihnachtstag ist der Forst am schönsten, wenn alle seine Kinder aus Floras Reich Festkleider angelegt haben.

Nun naht der Abend. Die Dämmerung schlägt um das Waldland ihren Mantel. Der Forst ist in ein stilles Traumreich verwandelt, durch das die Einsamkeit zieht, die den Waldfrieden und die Naturruhe an die Hand genommen hat. Am Himmel wird der Weltlichterbaum angezündet. Das schöne Sternbild des Orion zieht seine Straße. Der Große Bär erglänzt im Norden. Über dem Horizont steht die Wega in der Leier. Im Großen Hund erglänzt der prächtig funkelnde Sirius. Nahe beim Zenit leuchtet Kapella im Fuhrmann. Wer zählt die Lichter, nennt die Namen! Und nun geht im Osten über dem Wald der Mond auf und gießt sein mildes Licht über die Weihnachtspracht der Natur aus. Die Weiten hellen sich auf; der Schnee glitzert. Das ganze Firmament ist ein strahlendes Glimmermeer.

Stille Nacht, heilige Nacht.



Weihnachtsengelchen im Schnee

Ölgemälde von C. Pläckebaum, Düsseldorf

Ein Winterwunder!



Es schneit! — Vom schnee grauen Himmel tanzen die ersten Flocken fein und zart herab, bleiben an Baum und Strauch zunächst verschüchtert, hilflos hängen, um nach und nach mit vereinten Kräften die abgestorbene Natur, die im Frost erstarrten Felder und Wälder mit ihrem barmherzigen, schützenden Weiß zu überdecken, neue, schöne Bilder dem menschlichen Auge zu enthüllen.

Und noch ein anderes Wunder, das jeder kennt und doch nicht immer in dem großen Gemälde der stillen, weißen Winterpracht beachtet, bringt die Schneeflocke mit herab. Die Schneekristalle! — Fängt man draußen im Schneetreiben die eine oder andere Flocke auf seinem Mantelärmel auf und betrachtet sie etwas genauer durch ein Vergrößerungsglas, so wird man finden, daß jede Flocke aus einer Menge kleiner Kristalle besteht, jedes dieser Kristalle sechs Arme zeigt, die die Diagonalen eines stets regelmäßigen Sechsecks bilden, sich selbst aber ganz verschieden zu den schönsten, künstlichsten Gebilden verästeln und verzweigen.

Die Eisblumen am Fenster, der Raureif, der in den frühen Morgenstunden Dächer, Felder und Wälder mit seinem Weiß überdeckt, bestehen gleichfalls aus vielen eben solchen Kristallen, die wie Blätter, Baum- und Korallenzweige aussehen, beim kleinsten warmen Sonnenstrahl jedoch wieder in sich zerfallen. In diesen Kristallen bietet die Natur eines ihrer herrlichsten Schauspiele, ein Bild stets verschiedener, trotzdem harmonischer Formen. (S. nebenst. Abbildungen.)

Die wissenschaftliche Erklärung dieser Erscheinung ist allgemein bekannt; es genügt wohl, daran zu erinnern, daß sich die feinen Schneekristalle bei Temperaturen unter 0° Celsius aus dem Wasserdampf der Luft direkt bilden und im Herabfallen zu Schneeflocken vereinigen.

Weniger bekannt dürfte das Verfahren sein, mit Hilfe dessen man die Kristallbilder auf der photographischen Platte festhält. Man fängt die Schneeflocke möglichst auf schwarzem Samt auf, der die bestgeeignete dunkle Unterlage bildet, auf der die einzelnen Kristalle der Flocke sich vollständig und unbeschädigt sofort voneinander lösen. Die einzelnen Kristalle werden alsdann ganz behutsam von dem Samt weg auf eine photographische Platte gebracht, die durch ein Mikroskop belichtet

wird. Die Variationen der Kristalle gehen in die Tausende. Einzelne Naturforscher haben allein schon mehr als 4000 verschiedene Formen festgestellt.

Die kleine Schneeflocke — fürwahr ein unerschöpflicher

Born zarter, künstlerischer Gebilde und harmonischer Motive, ewige Meisterwerke der Natur, wie sie vollkommener kein Künstler je schaffen konnte, noch aus sich heraus je schaffen wird!

Peter Cornelius

Zum Doppeljubiläum des Dichtermusikers

Von Carl Heinzen

Wie eine freundliche Fügung des Schicksals mutet es an, daß Peter Cornelius, der Schöpfer der in ihrer schlichten Ausdruckstärke unvergänglichen „Weihnachtslieder“, am heiligen Abend das Licht der Welt erblickte.

Hundert Jahre sind seitdem verflossen — eine Zeitspanne, die dazu berechtigt, seiner mit ganz besonderer Liebe zu gedenken. Am 26. Oktober jährte sich zugleich zum fünfzigsten Male der Tag, da ihn ein allzufrüher Tod seinem noch in voller Blüte stehenden Schaffen und dem Kreise der Seinen entriß. Mainz, das seine Wiege beherbergte, sollte auch seine Bahre aufnehmen. In der ganzen Schlichtheit seines Wesens ein echt deutscher Künstler, steht er uns Rheinländern doch besonders nahe. Beide Eltern waren künstlerisch veranlagte Naturen, und der bekannte gleichnamige Düsseldorfer Maler ist ein naher Verwandter.

Ursprünglich für den Schauspielerberuf bestimmt, erwachte schon zeitig Begeisterung für Poesie und Musik. Vorläufig lag es ihm allerdings näher, seinem inneren Empfinden durch Gedichte Ausdruck zu verleihen. Denn die Sprache der Musik wollte erst auf langem und schwierigem Wege erlernt werden. In das frühe Mannesalter des mittlerweile zum Köhner Herangereiften fällt ein Erlebnis von schicksalhafter Bedeutung: er will die Werke Richard Wagners kennenlernen und fährt zu diesem Zwecke nach Weimar. Aber nicht nur die

Welt des großen Musikdramatikers tut sich ihm hier auf, sondern die ganzen Bestrebungen der „Neudeutschen“ ziehen ihn in ihren Bannkreis. Neben einer großen Reihe

von Liedern entsteht in dieser Umgebung sein erstes Bühnenwerk „Der Barbier von Bagdad“, die bedeutendste komische Oper vor Wagners „Meistersingern“. Die Ideen seines Vorbildes werden hier mit völliger Wahrung der Selbständigkeit zum weit-aus größten Teil bereits vorausgenommen. Franz Liszt selbst dirigiert die erste Aufführung. Aber die Gegner des Förderers der aufstrebenden Jugend bringen die Oper mit allen bei solcher Gelegenheit üblichen Mitteln zu Fall. Liszt ist über das Empörende des Vorfalls so verbittert, daß er seine Tätigkeit als musikalischer Leiter der Bühne aufgibt. Cornelius aber sollte durch diesen künstlich heraufbeschworenen Mißerfolg eine zweite Wiedergabe seines Werkes überhaupt nicht mehr erleben. Auch für ihn hat Weimar nun keine Bedeutung mehr. Die persönliche Berührung mit führenden Zeitgenossen — außer den bereits Genannten beson-



Der Engesein Chor

Nach einem Ölgemälde von Clara Sporleder, Düsseldorf

ders mit Hector Berlioz, dem er durch vorbildliche Uebersetzungen den Weg in Deutschland bereiten hilft — ist neben den Früchten des eignen Schaffens das Erlebnis jener Zeit. Den Rheinländer lockt es nach Wien, der Stadt der Lebensfreude und der Musik. Aber das Glück ist ihm hier nur wenig geneigt: er bleibt

ein Fremdling unter Fremden. Das Hauptwerk dieser Zeit — die romantische Oper „Der Eid“ — vermag trotz aller Schönheiten im einzelnen infolge der schwachen dramatischen Anlage bis heute hinzu nirgendwo festen Fuß zu fassen. Da erfolgt auf Wagners Veranlassung die Berufung nach München. Zum erstenmal im Leben findet er hierdurch wirtschaftlichen Halt. Doch — trotz aller Freundschaft und Verehrung — eine Brieffstelle verrät, daß er sich des zu bringenden Opfers vollauf bewußt ist: „Wagners heißer, schwüler Geist war mir nur ein Irrlicht. Meine Kunst soll eine heitere, einfache, beglückende sein, im Boden des Volkes, der Sitte wurzelnd, nicht die eitle, sinnkranken Liebe und mit ihr das eitle Selbst an Gottes Statt setzen.“ Es entsteht die Gefahr, dieser eignen Einfachheit untreu zu werden. Eine andere Brieffstelle mag diesen seelischen Kampf beleuchten: „Im Reich der Mythe, einer schönen Natursymbolik, liegt ja doch die eigentliche Bestimmung und rechte Anwendung der Musik. Götter, d. h. sagenhafte, herrliche Menschen, in welche die Eigenschaften und Vorgänge der Natur hineingedichtet wurden — reden zu lassen, das bleibt die höchste Aufgabe der Kunst. — Und keine Angst, daß ich zum eiteln Nachbeter Wagners werde!“ In seiner naiven Kraft hat er Recht behalten: er ist kein eitler Nachbeter Wagners geworden. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß er hierdurch immerhin in gefährliche Nähe seines Vorbildes geriet. Ein Stoff aus der „Edda“, die in dieser Neugestaltung von reifer Poesie umwobene „Sunlöd“ kann nicht mehr vollendet werden, weil der Tod in Gefolgschaft einer schleichenden Krankheit dem Schaffensfreudigen die Feder entwindet. Auch hier fehlt treibende dramatische Kraft; dagegen haben Konzert-Aufführungen des edlen Werkes all seine heimlichen Schönheiten zu offenbaren vermocht. Die letzten Lebensjahre, die er in glücklichster und harmonischster Ehe mit einer Jugendfreundin verbrachte, zeigten im übrigen neue Höhepunkte seines Schaffens: Lieder, Duette und Chöre von ergreifender Ausdruckskraft, Werke, die den schönsten und innigsten allen romantischen Kunststempfindens zuzuzählen sind.

Weihnachten — das Cornelianische Geburtsfest! Unwillkürlich gleitet das geistige Auge zuerst zu seinen „Weihnachtsliedern“. Einfach und edel ist ihre Haltung wie die der besten und schönsten Volkslieder. Nach seiner eignen Äußerung machte ihm das öffentliche Musikleben nur wenig Freude, und so sind auch diese Lieder in ihrer schlichten Innigkeit eine der edelsten und reinsten Gaben für ein wahrhaftes häusliches Musizieren. Sie sind größtenteils bereits Ende des Jahres 1856 entstanden, haben aber nach mehr als einem Jahrzehnt stellenweise durchgreifende Umarbeitung erfahren. So köstlich und frisch ist jedes dieser Stücke, daß man förmlich glaubt, den anheimelnden Duft von Tannen und Kerzen emporsteigen zu fühlen. Gebilde aus Meisterhand, deren großes technisches Können sich nicht im mindesten vordrängt, sondern

die glücklich und frei die ganzen zauberhaften Stimmungen durchleben lassen. Was er einmal an seinen Bruder schrieb, trifft auf diese herzlichen Poesien in ganz besonders erhöhtem Maße zu: „Kein Lied ist dabei, das nicht lebendig erlebt wäre. Sie sind ein Stück meines Lebens und Treibens, das ich nicht zu verleugnen vermag.“ Und wieder ein Zeichen seiner rührenden Bescheidenheit: „Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich ‚Lied‘ sage, so denk’ ich an Schubert, Schumann, Robert Franz, und wenn ich dann in meinem Nachwerk nicht irgend etwas sehe, was neben und trotz diesen Gewaltigen sich selbständig zu behaupten vermöchte, so laß ich’s lieber dabei bewenden.“

Das erste — „Christbaum“ — ist so echt ein Zeichen seligen Traumes in glücklichem Kreis. „Die Hirten“ geben ein Stück friedlicher Landschaft, die wie eine Vision von der Freudenbotschaft erhellt wird. Ein eigenartiges Gepräge erhalten „Die Könige“. Die schlicht erzählende Singstimme bekommt durch den Choral „Wie schön leucht’ uns der Morgenstern“ symbolhafte Stütze. „Simeon“ gibt der innigen Begeisterung des blinden Sehers beredten Ausdruck. „Christus der Kinderfreund“ und „Christkind“ aber sind Stücke, die auch im Herzen jedes Erwachsenen Erinnerungen an frohe Kindheitstage erwecken lassen müssen. — Wie die meisten übrigen Perlen dieses feinsinnigen Lyrikers hätten sie verdient, wegen ihrer hohen künstlerischen und sittlichen Bedeutung viel mehr gepflegt zu werden.

Weihnachten — nicht nur die Zeit des Tannenbaumes und des Erinnerungsfestes christlicher Liebe, sondern auch die Stunde, in der das Märchen mit all seinem Zauber aufblüht. Und ein anderer Cornelianischer Klang, der kräftigste und eigenständigste, will zu neuem Leben erwachen — das komische Meisterwerk für die Bühne „Der Barbier von Bagdad“. Es verdankt einer Erzählung aus „Tausend und einer Nacht“ seine Entstehung, übertrifft die Quelle aber um ein Bedeutendes an farbigem und echt menschlichem Humor. Weniger freundlich ist das Schicksal dieses einzigartigen Werkes. Die Wiederbelebung der Originalgestalt in den letzten Jahren hat aufs deutlichste gezeigt, daß alle noch so ehrlichen Bearbeitungen von fremder Hand von der ursprünglichen Form bei weitem übertroffen werden. Cornelius schuf es aus dem sicheren Gefühl heraus, „einstens ein Dichter genannt zu werden, dem es gegeben war, in sein eigenes Herz zu greifen und ein Stück aus dem unverwüßlichen tiefen Gemütsleben des deutschen Volkes ans Licht zu geben in Wort und Klang“. Was er geben wollte, ist ihm hier in höchstem Maße gelungen. Eine Komödie, die viel zu köstlich ist, als daß sich nicht jeder ihrer aus vollster Seele erfreuen müßte. Ein unerhört reiches Füllhorn edelster Melodien ergießt sich in diesem Meisterwerk, und so mögen auch diese Zeilen beschloffen werden mit dem hoffnungsvollen Ausruf des komischen Haupthelden am Schluß des Werkes: „Vergeßt den Barbier nicht!“

Weihnachtsbrauch und Weihnachtsbaum

Von Max von Boehn

Zwischen den Tatsachen und den Traditionen, die sich an sie knüpfen, klappt häufig ein seltsamer Widerspruch, ein Mißverhältnis, das oft genug geradezu komisch berührt. So priesen die Romantiker die gotische Baukunst als den allein echten deutschen Stil und sie stammt doch aus Frankreich. So empfahl Ernst Moritz

Arndt die spanischen Moden des 16. Jahrhunderts den Deutschen seiner Zeit als die allein echte Verkörperung deutscher Tugend. So gilt Weihnachten heute noch als das deutscheste aller Feste. Und es ist doch nach Ursprung und Gebräuchen aus so vielen Elementen zusammengefloßen, daß von dem, was heute allgemein gebräuchlich

ist, nur das wenigste den Anspruch erheben kann, urgermanisch zu sein.

Das Weihnachtsfest fällt mit der winterlichen Sonnenwende zusammen, ein Zeitpunkt des Jahres, den die meisten alten Völker feierlich begingen. Die Römer hatten vom 17. bis 24. Dezember ihre Saturnalien, an denen sie sich Geschenke gaben, in den Tempeln viele Lichter ansteckten und besonders viel aßen und tranken. Als der Kultus des Sonnengottes Mithra in der lateinischen Welt Platz griff, feierte man seinen Geburtstag am 25. Dezember. Die Skandinavier hatten um diese Zeit das Julfest, wo sie den Göttern Opfer über Opfer darbrachten (aber selbst verzehrten) und sich so außergewöhnlich anstellten, daß die Kunde von ihrem Jubeltreiben schon im 6. Jahrhundert nach dem fernen Byzanz drang, wo der Geschichtschreiber Prokop seine Aufzeichnungen darüber machte.

In der Tat hatte die christliche Kirche keine große Mühe, dieses Fest dadurch in ihren Kreis einzubeziehen, daß sie die Geburt des Heilandes auf diesen Termin verlegte. Bis dahin hatte die morgenländische Kirche den Tag Epiphantias als Tauffest Christi gefeiert, und erst der Papst Liberius bestimmte im Jahre 354, daß von nun an der 25. Dezember als der Tag der Menschwerdung Christi zu gelten habe. Der römische Staatskalender machte sich diese Anordnung zu eigen, und von da an behauptete sich das Weihnachtsfest in seiner Wichtigkeit nicht nur, sondern dehnte sich aus, indem sich im 7. Jahrhundert die Adventfeier anschloß. Damit hatten die Wochen zwischen dem ersten Advent und dem Dreikönigstag gewissermaßen die kirchliche Weihe erhalten. In der Anschauung des Volkes mischten sich römisch-heidnische und germanisch-heidnische Vorstellungen auf das wunderbarlichste mit christlichen Ideen und verschmolzen in Brauch und Sitte der Weihnachtszeit zu einem höchst merkwürdigen Durcheinander, in dem Glauben und Aberglauben hart aneinander grenzten.

Die Umzüge und Opfer, Tänze und Gesänge blieben, sie wurden jetzt nur in christlichem Sinne ausgelegt, aber wenn auch die alten Götter offiziell verschwunden waren und nicht mehr an der Oberfläche erschienen, in der Stille trieben sie ihr Wesen weiter. Der Klerus machte aus der altvertrauten Gestalt Wotans, des Schimmelreiters, den heiligen Martin, das Volk aber erkannte seinen alten Gott im wilden Jäger, der mit seinem schrecklichen Gefolge im Sturmwind daherbraust, und der Knecht Ruprecht hat sogar in seinem Namen hruodperaht, was soviel als ruhmglänzend heißt, die Erinnerung an sein eigentliches Urbild festgehalten. Im Altdeutschen bedeuteten die Weihnachten soviel als Heilige Nächte. In ihnen walteten die Hexen, denn da nach dem Volksglauben Wotan schlief, so hatten die bösen Geister freies Spiel. Darum ging auf die Zwölfnächte zwischen der Christnacht und Dreikönig der Ruf über, ein besonders günstiger Boden für die Betätigung zauberischer und magischer Gewalten zu sein. An diesen Tagen muß die Arbeit ruhen, wer sich dagegen vergeht, dem fügt der wilde Jäger körperlichen Schaden zu oder schickt ihm Ungeziefer ins Haus; spinnenden Weibern beschmußt Frau Holle den Flachs. Ein Kind, das in der Christnacht das Licht der Welt erblickt, kann Geister sehen; bei der Weihnachtsmette erkennt man in der Kirche die Hexen, wenn man einen Schemel benutzt, der aus dreizehnerlei Holz gefertigt wurde; ganz besonders beliebt aber war die Christnacht bei den unverheirateten Mädchen, denen sie Gelegenheit gab, sich nach ihrem Zukünftigen zu erkundigen. Sie gossen Blei, um aus der Gestalt des Klumpens seinen Beruf zu erraten; sie klopften an den

Hühnerstall: krächte der Hahn, bekamen sie einen Mann, gackerte ein Huhn, blieben sie noch ein Jahr ledig. Anderekehrten ganz nacht rückwärts das Zimmer aus und rüttelten dann dreimal an der Bettstatt, damit der bestimmte Bräutigam sich zeige.

Die Zwölfnächte galten für ein prophetisches Abbild des ganzen kommenden Jahres. So wie eine jede Nacht beschaffen war, so geriet der betreffende Monat im nächsten Jahr. Als der Landmann in Wald und Flur noch nicht ausschließlich ein Kapital sah, das Zinsen bringen mußte, war sein Leben noch eng mit allen Regungen der Natur um ihn her verknüpft, und er war es hauptsächlich, dem die Weihnachtszeit zu denken und zu raten aufgab. Sollten die Obstbäume tragen, so mußten sie in der Christnacht, sobald die Glocken läuteten, mit Strohseilen gebunden werden; Heu, auf das der Tau in der Nacht gefallen war, gab man dem Vieh als Bewahrungsmittel gegen Hexerei oder legte ihm ein geweihtes Geldstück in den Eimer, aus dem man ihm zu fassen gab. In den Zwölfnächten darf der Schäfer den Wolf nicht nennen, sonst frißt er ihm die Schafe. Solcher Vorschriften gab es unzählige. Sie wechseln nach den Landschaften, aber sie haben alle einen Zug miteinander gemein, nämlich den, Mensch und Vieh und Acker und Baum in ein enges persönliches Verhältnis zueinander zu setzen, an eine Wechselwirkung der Achtung, Aufmerksamkeit und Leistung unter ihnen zu glauben.

Essen und Trinken wollen nicht vergessen sein! Der Herbst, in dem aus Mangel an Futter manch Stück Vieh hatte eingeschachtet werden müssen, begünstigte ohnehin ein gewisses Wohlleben, und so pflegte man in vielen Gegenden zu sagen: Bis Weihnachten Luchhe, nach Weihnachten O weh! Welcher Wert auf das Essen gelegt wurde, geht schon aus dem Ratschlag hervor, der in Niederdeutschland befahl, am Christabend sieben oder neun verschiedene Speisen zu genießen, dann werde einem im künftigen Jahr das Geld nicht ausgehen! Im alten Skandinavien bestanden die Festgerichte aus Hasergrüße mit Heringen und Wildschweinsrücken, Erbsen galten für schädlich. Wer sie in den Zwölfnächten zu sich nimmt, bekommt Geschwüre. Wer zu Weihnachten nicht zu leben wußte, wurde verhöhnt; um in Schlesien einen Dummkopf zu bezeichnen, sagt man wohl: Er hat am Christtag keinen Braunkohl gegessen. Jede Landschaft, jede Stadt, jede Familie hatte ihre besonderen Lieblingsgerichte, ohne die Weihnachten eben nicht Weihnachten gewesen sein würde. Unseren englischen Vettern ist Christmas ja ohnehin in erster Linie ein Fest des Magens, und wer sich bei unseren Verwandten jenseits des Kanals seine Pute und seinen Klumpudding versagen muß, kommt sich wohl sehr bedauernswert vor.

Die Kirche brachte in das weltliche Treiben und die abergläubische Gesinnung ein höheres Element durch die Weihnachtsspiele und -lieder, mit denen sie immer wieder danach strebte, die Geburt des Heilandes zur Hauptsache des Festes zu machen, um den Anlaß des Feierns und Schmausens nicht ganz in Vergessenheit geraten zu lassen. Unser modernes Theater ist aus den Spielen hervorgegangen, welche die Geburt des Heilandes, den Rindermord in Bethlehern, den Zug der heiligen drei Könige und die Anbetung des Christkinds in der Kirche darstellten. Sie fanden solchen Anklang, daß sie fast von Jahr zu Jahr an Umfang zunahmen, die Zuschauer konnten nicht genug kriegen, und so kam Episode auf Episode hinzu, bis solche Aufführungen wohl stundenlang währten. Krippenspiele müssen zu Weihnachten etwas sehr häufiges in den Gottes-

häusern gewesen sein, sie wurden mit Tänzen und Gesängen gefeiert, und die alten volkstümlichen Weisen der Jahrhunderte des Mittelalters haben uns in Dichtung und Melodien wahre Perlen von zarter Empfindung bewahrt. „Es ist ein' Ros' entsprungen“, „In dulci jubilo, nun singet und seid froh“ und andere Gesänge haben in unsere so ganz anders geartete Zeit etwas von der Naivität und Lieblichkeit gerettet, die dem Volksglauben jener Zeit zu eigen war.

Weihnachten, wie es heutzutage in Deutschland gefeiert wird, und wie man es überall da begeht, wo Deutsche sich aufhalten, wie es selbst im Schützengraben sich geltend machte, erhält seine charakteristischen Züge durch die Geschenke und den brennenden Christbaum. Diese Erscheinungen, die so allgemein verbreitet sind, haben den Glauben aufkommen lassen, als müßten sie uralte sein und der Vorzeit unseres Volkes angehören. Aber das ist ganz und gar nicht so. Sebastian Frand von Wöhrd, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts schrieb, weiß nichts von dem Gebrauch der Weihnachtsgeschenke. Zu seiner Zeit beschenkte man sich zu Neujahr, wie noch heute in Frankreich. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts kommen die Geschenke auf und erstrecken sich sofort auf die Dienstboten. „Einem Mädchen pflegt man hier einen Heiligen Christ zu geben“, schreibt Lessing 1776 aus Wolfenbüttel, und im Jahr zuvor findet sich der Ausdruck der „Christbescherung“ zum ersten Male im deutschen Schrifttum, und zwar in Weißes „Kinderfreund“.

Nicht älter ist der „Christbaum“, ein Wort, das sich erstmals bei Rückert nachweisen läßt. Der mit brennenden Lichtern besteckte Baum muß nach den Angaben der Dichter schon im 12. und 13. Jahrhundert in Frankreich bekannt gewesen sein; Perceval z. B. erblickt einen mit

mehr als tausend Kerzen beleuchteten Baum, und im Durmars wird ein solcher erwähnt, an dessen Spitze ein nacktes Kindlein zu sehen ist, aber es wird nicht gesagt, ob diese Bäume eine symbolische Bedeutung hatten oder vielleicht nur als bequemer Ersatz von Kronleuchtern dienten. Unser wirklicher Weihnachtsbaum ist zuerst in Straßburg 1604 aufgetaucht und lange eine ganz vereinzelte Erscheinung geblieben. In Skandinavien pflegte man in alten Zeiten am Julfest Tannenbäume vor die Häuser zu pflanzen, die mit Bändern behangen und mit Lichtern ausgeputzt wurden, und es scheint fast, als sei dieser Gebrauch durch die Schweden im Laufe des 30jährigen Krieges in Deutschland eingebürgert worden. Erst im 18. Jahrhundert kommt der Weihnachtsbaum allmählich zur Geltung. Von Künstlern hat ihn zuerst Chodowiecki im letzten Drittel des Jahrhunderts dargestellt. Er hat übrigens noch lange mit der Pyramide um den Vorrang gekämpft. Vor 60 bis 70 Jahren werden in Berlin sicher noch ebenso viele Pyramiden gebrannt haben als Tannenbäumchen. Sie bestanden aus Latten- und Sparrengestellen, mit Bunt-, Gold- und Silberpapier beklebt, und waren in vielen Haushaltungen sehr beliebt, weil sie jahrelang dienen konnten.

Jetzt ist es gerade der brennende Weihnachtsbaum, der einen anmutigen und liebenswürdigen Zug deutscher Sitte bezeichnet und in die Fremde verpflanzt. Eines ist sicher, ob das Weihnachtsfest, wie wir es begehen, nun viel oder wenig von Zügen altgermanischer Sitte an sich habe, es ist doch mehr wie anderswo ein Fest für Herz und Gemüt, und wenn in unserem gequälten und geplagten Volk noch Wärme des Gefühls und herzliches Empfinden vorhanden sind, so treten sie nie hübscher, erfreulicher und sinniger zutage als am Weihnachtsfest.

Der Stern von Bethlehem

Von Paul Freytag, Düsseldorf

Wie über das Leben Christi im allgemeinen, so fehlt uns auch über die Geburt des Heilandes im besonderen eine bestimmte geschichtliche Überlieferung. Die römischen Geschichtsschreiber schweigen ganz, selbst über die Kreuzigung Christi und die ihr vorausgegangenen Ereignisse erfahren wir aus römischem Munde nichts. Und so sind wir denn, wenn wir uns über das Erdenwallen des christlichen Religionsstifters unterrichten wollen, allein auf die Berichte der vier Evangelisten angewiesen, die aber den Historiker ebenfalls sehr im Stich lassen. Bis ins späte Mittelalter und noch in die neuere Zeit hinein machte die Menschheit nicht einmal den Versuch, die mageren Angaben speziell des Matthäus-Evangeliums über die Himmelserscheinung, die zur Zeit der Geburt Christi bei allen Himmelstunde treibenden Völkern großes Aufsehen erregt hat, auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen, wohl weil man sich aus religiösen Gründen scheute, den Dingen auf den Grund zu gehen. Soweit wir wissen, war Johannes Kepler, der geniale Entdecker der Planetengesetze, der erste Forscher, der sich mit den besonders geheimnisvoll anmutenden Bemerkungen des Matthäus über den „Stern der Weisen“ oder den „Stern von Bethlechem“ eingehend beschäftigte und auch die richtige Erklärung gefunden zu haben glaubte. Kepler kam auf Grund seiner Forschungen zu dem Ergebnis, daß eine sogenannte Conjunctio maxima,

eine größte Zusammenkunft der Planeten Jupiter und Saturn im Jahre 7 vor unserer Zeitrechnung die drei Weisen zu der Reise nach Bethlechem veranlaßt habe. In jenem Jahr kamen die beiden Riesenplaneten dreimal im Zeichen der Fische scheinbar zusammen, worüber sich die Gemüter der Astronomen jener Zeit nicht wenig erregt haben mögen, denn eine derartige dreifache Zusammenkunft, die durch die schnellere Bewegung Jupiters herbeigeführt wird — bei der ersten Konjunktion mit Saturn war Jupiter rechtläufig, bei der zweiten rückläufig und bei der dritten Begegnung wieder rechtläufig —, gehört zu den seltensten Planetenkonstellationen. Keplers Ideengang fand im Verlauf der Jahre zahlreiche Anhänger, und in unserer Zeit setzt sich der deutsche Astronom H. H. Krißinger besonders lebhaft für Kepler ein. Sein Buch „Der Stern der Weisen“, in dem er die Frage ausführlich behandelt, erschien im Jahre 1911.

Zu einem ganz anderen Ergebnis auf Grund seiner Forschungen über den „Stern von Bethlechem“ kommt ein zweiter zeitgenössischer deutscher Astronom, Dr. Stenzel aus Hamburg. Sein in dem Buch „Jesus Christus und sein Stern“ entwickelter Erklärungsversuch ist in hohem Maße geistreich und von echt deutscher Gründlichkeit. Stenzel hält sich genau an den Urtext und kommt in der Tat zu ganz überraschenden Schlüssen, deren zwingender Logik auch wir uns nicht verschließen können. Für

den Hamburger Astronomen gilt es als feststehend, um das schon jetzt zu sagen, daß nur der Halleysche Komet mit dem „Stern von Bethlehem“ identisch sein kann.

Wie kommt Stenzel zu dieser Behauptung? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst die Worte des Evangelisten ins Gedächtnis zurückerufen. Bei Matthäus heißt es im 2. Kap. Vers 1 und 2: „Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenland gen Jerusalem und sprachen: Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland und sind gekommen ihn anzubeten.“ Und in Vers 9 desselben Kapitels stehen die Worte: „Und

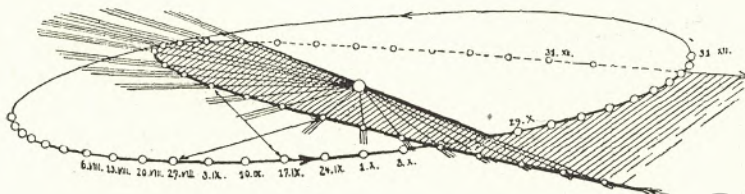
siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen her, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war.“ Diese immerhin deutlichen Angaben des biblischen Berichtes über den Weg des Sterns am Firmament brachten Dr. Stenzel auf den Gedanken, die Bahn des Halleyschen Kometen während seiner Sonnennähe im Jahre 12 vor unserer Zeitrechnung zu berechnen. Dabei stellte sich heraus, daß die Bewegung des genannten Haarsterns, der zum letzten Male im April 1910 durch sein Perihelium ging, sich genau nach dem Bericht der Bibel vollzogen haben muß, und zudem auch mit den Beobachtungen der chinesischen Astronomen gut übereinstimmt. Danach wurde Halleys Komet im

Jahre 12 v. Chr. dem bloßen Auge zum ersten Male am 25. August am Morgenhimmel als blasses Wölkchen sichtbar. In den nächsten Tagen nahm die Helligkeit des Kometen, während er sich scheinbar von der Sonne entfernte, rasch zu und das Gestirn wurde bald ein auffallendes Objekt am Firmament. Aber schon in den ersten Septembertagen begann der Komet wieder gegen die Sonne hin zu eilen, in deren Strahlen er am 9. September verschwand. Um die Mitte desselben Monats erschien dann das Gestirn am Abendhimmel in großem Glanz, und zwar von Mesopotamien aus gesehen, genau im Westen. Gerade das plötzliche Auftauchen des Kometen am Abendhimmel scheint auf die babylonischen Gelehrten starken Eindruck gemacht zu haben. Und bei den regen geistigen Beziehungen, die schon seit Jahrhunderten zwischen Judäa und dem Zweistromland bestanden, mag den „Weisen“ auch jene bedeutsame Stelle des Alten Testaments (4. Mose 24, 17) bekannt gewesen sein, die verkündet: „Ich sehe ihn, aber nicht jetzt, ich schau ihn, aber nicht von nahe. Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Komet aus Israel aufkommen, und wird zerschmettern die Fürsten der Moabiter, und zerstören alle Kinder des Setimms.“ (Luther übersetzt das hebräische

Wort „schebet“ mit „Szepter“, in Wirklichkeit bedeutet es aber „Stamm“ oder „Rute“, in übertragenem Sinne auch „Komet“. Das Mittelalter sprach bekanntlich von den Kometen als von den „Zuchtruten Gottes“.) Zweifellosh nahmen die Gelehrten an, daß das Gestirn mit der alttestamentlichen Weissagung irgendwie in Zusammenhang stehe, und ihre Annahme wird zur Gewißheit geworden sein, als der Komet im Westen, über dem Lande Jakobs, seinen höchsten Glanz entfaltete. Da machten sie sich denn auf den Weg. Gen Westen, vielleicht über Palmyra und Damaskus, ging die Reise, dem Kometen nach, der höher und höher am Abendhimmel emporstieg. In der zweiten Oktoberwoche, als die Babylonier schon über Damaskus

hinaus waren, bog der Schweifstern plötzlich scharf nach Süden ab. Da änderten auch unsere Reisenden ihre Wegrichtung, wanderten ebenfalls nach Süden durch Galiläa und kamen nach Jerusalem. Hier sahen sie den Haarstern im Südwesten und gelangten so, vielleicht am 28. Oktober, nach Bethlehem, wo sie das Kind auch wirklich vorfanden. An jenem Tage muß das Gestirn allerdings schon sehr blaß gewesen sein, da es sich der Sonne wieder bis auf sechs Grad genähert hatte.

Aus den Zeitangaben Stenzels geht ohne weiteres hervor, daß Christus nicht im Dezember, sondern im September das Licht der Welt erblickte. Eine gute Stütze für diese Annahme gibt uns übrigens auch die Bibel



Sonnennaher Teil der Bahn des Halleyschen Kometen. Zugleich genaue zeichnerische Darstellung der Erscheinung dieses Gestirns im Jahre 12 vor unserer Zeitrechnung. Nach Arthur Stenzels Forschungen ist es Komet Halley gewesen, der die Magier aus dem Morgenlande veranlaßt hat, nach Jerusalem zu ziehen. Am 17. September erschien der Komet plötzlich in großem Glanze am Abendhimmel. An diesem Tage wurde Jesus zu Bethlehem etwa um 7 Uhr abends geboren.

(Aus Max Valier: „Der Sternens Bahn und Wesen“. R. Voigtländers Verlag in Leipzig.)



Lauf des Halleyschen Kometen im Jahre 12 vor unserer Zeitrechnung, unter den Sternbildern des Fixsternhimmels, nach den gleichzeitigen Beobachtungen der chinesischen Sternforscher.

(Aus Max Valier: „Der Sternens Bahn und Wesen“. R. Voigtländers Verlag in Leipzig.)

selbst, denn im Evangelium Lucae, 2. Kapitel, Vers 8 heißt es: „Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts (da der Heiland geboren wurde) ihre Herde. Und siehe, der Engel des Herrn trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie.“ Es leuchtet ohne weiteres ein, daß auf dem Hochland von Judäa im Dezember, der dort ebenso ungemütlich sich gebärdet wie in unseren Breiten, das Vieh nicht draußen gehalten werden kann, während das im September sehr wohl möglich ist. Der 25. Dezember als Tag der Geburt Christi wurde von der Kirche übrigens auch erst im frühen Mittelalter festgelegt. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir in der Angabe dieses Datums durch Rom eine Konzeption gegenüber dem germanischen Heidentum zu erblicken, das um die Zeit des 25. Dezember das Freudenfest der Winter Sonnenwende beging. Und die Worte „der Engel des Herrn trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie“ dürften wohl so zu erklären sein, daß eben an jenem Tage, da Christus geboren wurde, der Komet zum ersten Male am Abendhimmel erschien. Das aber geschah zwischen dem 14. und 20. September, mit großer Wahrscheinlichkeit am 17. September. Diesen Tag gibt auch der bekannte Renan-Brief als

Geburtsdatum Christi an. In dem Briefe wird berichtet, wie der ägyptische Astronom Putiphra von Ranebchru, dem Oberpriester, ausgesandt wurde, um den „rotäugigen Sopdet“ (den Kometen) zu suchen. Putiphra zieht mit seiner Karawane gegen Osten, von Ägypten nach Palästina herüber. Er trifft am 17. September bei Bethlehem ein und findet den Stern und auch das Jesuskindlein. Die betreffende Stelle lautet: „Weißt Du noch, weißt Du, wie er, mit seiner Karawane der Sonne entgegenreisend, den Stern entdeckte am ersten Tage des Mesori (17. September) im Lande der Apriu? (Juden). Und wie seltsam war ihm Re auf seiner Reise gewogen. Denn am selben Orte,

derartigen Einwand wäre zu erwidern, daß seinerzeit das Jahr 1 unserer Zeitrechnung ohne Zweifel zu spät angelegt worden ist, denn wir wissen heute bestimmt, daß König Herodes, der den bethlehemitischen Kindermord auf dem Gewissen hat, schon im Jahre 4 v. Chr. das Zeitliche segnete. Wir sahen ja auch, daß schon der bibelgläubige Kepler keine Bedenken trug, die Geburt Christi in das Jahr 7 v. Chr. zurückzuverlegen.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß es Dr. Stenzel gelang, auch den Todestag des Erlösers zu bestimmen. Die wichtigste Handhabe bei seinen Forschungen bot ihm die Tatsache, daß in der Todesstunde Christi eine



Der Stern der Weisen, wie sie ihn „im Aufgange“, d. h. am Morgenhimmel im Osten von Babylon aus sahen



Der Stern von Bethlehem, wie ihn die Weisen am Abendhimmel im Westen und später im Südwesten erblickten, als sie ihm nachreisten

am selben Tage und zur selben Stunde, da ihm Sopdet (der Komet) erschien, fand Putiphra ein Knäblein, das war geboren worden.“ Somit wäre nicht nur der Geburtstag, sondern auch die Geburtsstunde des Heilandes festgelegt und wir können mit großer Bestimmtheit behaupten: Christus wurde am 17. September des Jahres 12 vor unserer Zeitrechnung um 7 Uhr abends geboren.

Nun wird vielleicht der eine oder andere Leser überlegen lächeln und sich sagen: „Wie kann man nur solchen Unsinn schreiben und behaupten, Christus sei volle zwölf Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren!“ Auf einen

Sonnensfinsternis eintrat. „Und die Sonne verlor ihren Schein“ heißt es bekanntlich im Neuen Testament. Jene Sonnensfinsternis hat aber am 14. Nisan, im 19. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, oder am Freitag, dem 3. April des Jahres 33 des julianischen Kalenders stattgefunden. Als wichtigste Schlußfolgerung ergäbe sich in diesem Falle, daß Christus im Alter von 43½ Jahren ans Kreuz geschlagen wurde, eine Annahme, die übrigens auch durch Vergleichung aller in Frage kommenden Urtexte bestätigt wird. Dem Ungläubigen aber müssen die astronomischen Feststellungen Stenzels sagen: Christus hat wirklich gelebt, die Sterne beweisen es.

Die heiligen drei Könige in der Legende des Orients

Von J. Weiß, Bonn

In der Weihnachtszeit wird überall in der Christenheit von den heiligen drei Königen gesprochen, die, vom Stern nach Bethlechem geführt, dort den Heiland in der Krippe anbeteten. Nur wenigen wird es bewußt sein, daß in dem Bericht bei Matthäus (Kapitel 2) keine Rede von „drei Königen“ ist, daß es dort vielmehr einfach heißt: Ecce, Magi ab oriente venerunt — Siehe, da kamen Magier aus dem Osten. Der Evangelist spricht also nur von Magiern, d. h. sternkundigen Weisen aus dem Osten, und nennt keine Zahl. Daß es drei waren, hat man nur aus der Dreizahl der von ihnen dargebotenen Gaben geschlossen; dann hat man sie zu Vertretern der drei von Noë abstammenden Völkern der Semiten, Japhetiten und Chamiten gemacht, weshalb der dritte als Mohr dargestellt wird.

Der syrische jakobinische Bischof Jakob von Edessa (gestorben 708) schreibt in seinem Briefe: „Jene Magier, die von Osten nach Jerusalem kamen, als der Messias geboren wurde, stammen aus Persien, und ihr Geschlecht geht zurück auf Elam, den Sohn Sems. Es waren nicht bloß drei, wie es die Maler mit Farben dem Volke darstellen, weil sie von der Dreizahl der Gaben — Gold, Weihrauch und Myrrhen — gehört haben, sondern zwölf, wie es viele geschriebene Erzählungen überliefern. Sie waren aber Fürsten und bekannte und berühmte Männer aus Persien.“ Das aus gnostischen Quellen stammende, fälschlich dem hl. Eusebius beigelegte Opus imperfectum in Matthaeum erzählt von einem fern im Osten wohnenden Geschlecht, bei dem sich die Kunde von dem bei Geburt des Messias erscheinenden Stern von Generation zu Generation fortgeerbt habe; beim Erscheinen des Sterns ziehen zwölf aus, finden den Heiland und werden später durch den hl. Thomas getauft.

Die zwölf Namen, die im 13. Jahrhundert der nestorianische Erzbischof Salomon von Basra nennt, hat der Iranist Justi aus dem verderbten syrischen Text herzustellen gesucht; es sind bis auf zwei babylonische rein persische Namen — alles natürlich Phantasiwerk ohne historische Grundlage. Die Namen Melchior, Gaspar oder Kaspar und Balthasar erscheinen zuerst bei dem angelsächsischen Kirchenhistoriker Beda Venerabilis (674 bis 735). Die syrischen Nestorianer in Urmia (in Persien bei Säbris) behaupten, in ihrer Hauptkirche die Gräber der drei Magier zu besitzen und nennen als ihre Namen Gundaphoros, Hormizd und Artachschast (Artaxerxes). Diese Namen sind persisch; Gundaphoros ist deshalb interessant, weil er mit Gundaphar eins ist, wie in der Thomaslegende der König der Indier heißt, der den Apostel Thomas nach Indien kommen läßt. Es ist übrigens urchristlich bezeugt, daß ein parthischer König dieses Namens 44 n. Chr. im nordwestlichen Indien geherrscht hat. Gaspar ist wahrscheinlich aus Gundaphar verderbt.

Eine eigenartige Legende von den Magiern aus dem Morgenlande erzählt der berühmte venezianische Reisende Marco Polo in dem Bericht, den nach seinem Diktat um 1300 Rusciano aus Pisa in mittelalterlichem Französisch niedergeschrieben hat. (Ausgabe von Pauthier, 1865, Kapitel 30 und 31.) Marco Polo gibt an, sie aus dem Munde der Bewohner eines Kastells Kal'a i Aleschperekistan (Schloß der Feueranbeter) gehört zu haben, das nach seiner Angabe in der Nähe von Sawa liegt, einer Stadt mittwegs zwischen Hamadan (Ekbatana) und Rai (Ragā) im frühern Medien. Seine Gewährsmänner waren also Anhänger der ehemaligen persischen Staatsreligion, die durch den Mohammedanismus allmählich verdrängt wurde und heute fast ganz vom Boden Persiens verschwunden ist.

Der Inhalt dieser Legende ist folgender: Einst zogen drei Könige dieser Gegend aus, um einen Propheten zu verehren, der geboren worden war, und nahmen als Gaben Weihrauch, Gold und Myrrhen mit, indem sie bei sich dachten: wenn er das Gold nimmt, dann ist er ein irdischer König, wenn aber den Weihrauch, dann ist er Gott; nimmt er dagegen die Myrrhen, dann ist er ein Arzt. Bei ihrer Ankunft an der Geburtsstätte gingen die drei Könige, die verschiedenen Alters waren, zuerst einzeln zum Kinde, und jeder fand zu seinem Erstaunen, daß es ihm selbst gleichaltrig ausah. Erst als sie zusammen traten, erschien es ihnen als Kind von dreizehn Tagen. Das Kind nahm alle drei Gaben und gab ihnen dafür eine geschlossene Kiste. Als sie sich mehrere Tage auf der Rückreise befanden, öffneten sie die Kiste und fanden einen Stein darin, der ihnen zu Bewußtsein bringen sollte, daß ihr Glaube fest wie Stein sein müsse. Da sie jedoch die Bedeutung der Gabe nicht erkannten, warfen sie den Stein in einen Brunnen. Sogleich fiel brennendes Feuer vom Himmel in diesen Brunnen. Nun erkannten sie den Sinn des Geschenkes und bereuten, ihn wegzuwerfen zu haben. Sie nahmen von dem herabgefallenen Feuer und brachten es in eine schöne und große „Kirche“ in ihrer Heimat. Dieses Feuer unterhält man immerfort und erweist ihm göttliche Ehren.

Marco Polo, nach dessen Angabe in Sawa die Gräber der drei Könige existierten, schließt seinen Bericht mit der Bemerkung: „Das ist der Grund, weshalb die Bewohner dieser Gegend das Feuer verehren.“

Wenn Marco Polo die Könige Gaspar, Melchior und Balthasar nennt, so ist das sicher eine Zutat aus der ihm selbst geläufigen abendländischen Tradition; dasselbe gilt vermutlich auch für die Dreizahl der Könige. Aber im wesentlichen ist sein Bericht neuerdings in einer Weise bestätigt worden, die romantisch und sensationell wirkt.

Die von Marco Polo berichtete Ausschmückung der Magierepisode kann nur auf persischem Boden entstanden sein, wo Christen und Parzen in enger Berührung lebten. Die persischen Christen waren durchgängig Nestorianer; die Nestorianer, zumeist Syrer, haben sich im Laufe der Zeit den Wegen des Handels entlang weit nach Osten hin verbreitet. In neuerer Zeit hat man nun in Ostturkistan (nördlich von Tibet), das im Durchgangshandel eine sehr wichtige Rolle spielte, große Funde gemacht, die von einer ganz eigenartigen Mischkultur Zeugnis ablegen. Es haben dort im frühen Mittelalter neben- und durcheinander nestorianische, buddhistische und manichäische Gemeinden bestanden, aus deren Schrifttum in Sanskrit, in mittelpersischer, tocharischer, sogdischer und uigurischer (osttürkischer) Sprache zahlreiche wichtige Dokumente im Wüstensand sich erhalten haben. Die preussische Turfanexpedition hat u. a. ein Fragment in uigurischer Sprache entdeckt, das, von der Hand eines Christen geschrieben, eine mit Marco Polo übereinstimmende legendenhafte Darstellung des Besuches an der Krippe enthält. Es ist 1908 von F. W. K. Müller mit einer deutschen Übersetzung veröffentlicht worden. Da der Text ein Lehnwort aus dem Neupersischen (vrischti „Engel“ = neupersisch firischte; mittelpersisch dagegen frēstak) enthält, kann er kaum vor 800 n. Chr. geschrieben sein.

Das Bruchstück beginnt mit der Unterredung zwischen Herodes und den Magiern. Der Stern führt sie nach Bethlechem, wo sie den Messias finden. Dann heißt es: „Die Magier gingen hinein, indem sie dachten: Wenn er Gottes Sohn ist, wird er Myrrhen und Weihrauch nehmen; ist er ein König, dann nimmt er das Gold; ist er aber ein Arzt und Heiland, dann nimmt er das Heilmittel. Des ewigen Gottes Sohn, der König Messias, wußte die von den Magiern im Herzen gehegten Gedanken und nahm alle drei Arten von Kostbarkeiten. Er sprach also zu ihnen: Ihr seid mit drei Meinungen gekommen; ich bin sowohl Gottes Sohn wie ein Herrscher und ein Arzt und Heiland. Ziehet ohne Nummer. Er brach ein Stück Stein von der Ecke der Wiege ab und gab es den Magiern. Diese nahmen den Stein, vermochten ihn aber nicht zu heben; ebensowenig das Pferd, als sie ihn ihm aufstuden . . . Als dann zeigte sich in jener Gegend ein Brunnen; da hoben sie den Stein auf und warfen ihn in den Brunnen. Als sie weiterzogen, was sahen sie da? In jenem Brunnen stieg, von Feuerblitzen begleitet, ein schrecklicher, gewaltiger Glanz auf und blieb, bis zum blauen Äther reichend, stehen. Als die Magier dieses wunderbare Zeichen sahen, begriffen sie, gerieten in Furcht, fielen aufs Haupt und verrichteten Anbetung . . . Das ist der Grund dafür, daß die Magier bis zum heutigen Tage das Feuer verehren.“ — Der Text erzählt dann kurz die Weiterreise der Magier, die unter Führung des Engels den König Herodes vermeiden, dann folgt der Kindermord und der Befehl zur Flucht nach Ägypten, wo er abbricht.

Eine etwas andre, aber doch verwandte Version muß der weitgereiste und gelehrte arabische Geschichtschreiber Ma'addi (gest. 946) gekannt haben. Er erwähnt in seinen „Goldenen Wiesen“ im Kapitel über die Feuertempel einen Ort in Färs, der alten Persis, den er arabisch Mā alnār, „Feuerwasser“, nennt, vielleicht eine heiße Quelle, an der ein Heiligtum stand. Daran knüpft er die Bemerkung, daß Cyrus (I) zur Zeit der Geburt des Messias zu diesem drei Männer mit je einem Beutel voll Weihrauch, Myrrhen und Gold unter Führung durch einen Stern gesandt habe, worüber das Evangelium berichtet. Er verweist auf seine ausführliche Darstellung in seinem — noch nicht gedruckten — Buche „Māhār al-zamān“, wo er alles gebracht habe, was die Magier (d. h. die Parzen) und die Christen darüber erzählen. Dort habe er auch berichtet, wie Marjam (Maria) ihnen Brote gegeben habe, wie sie diese unter den Felsen steckten, wie der Felsen in die Erde versank, wie über ihnen das Wasser stehen blieb und Feuerflammen hervorbrachten. So unklar im einzelnen dieser kurze Hinweis ist, jedenfalls ist aus ihm zu entnehmen, daß bei dieser Version Brote, die die hl. Maria gegeben hatte, die Rolle des Steines aus der Krippe bei Marco Polo und in dem uigurischen Fragment spielen.



Radierung

Karl Plückerbaum

Die heiligen drei Könige aus Mohrenland

die fragen in jedem Städtchen:
 „Wo geht hier der Weg nach Bethlehem,
 Ihr lieben Buben und Mädchen?“

Seine

Die Legende hat, wie wir gesehen haben, eine sehr weite räumliche Verbreitung gehabt, und es ist auch nicht zu bezweifeln, daß sie sowohl bei Christen wie bei Parsen umlief. Entstanden ist sie wohl unter Christen, die unter persischer Oberhoheit lebten, während sich die Parsen erst dann mit ihr befreunden konnten, nachdem durch den arabischen Einbruch der Parsismus aus seiner stolzen Stellung als Staatsreligion und Bekenntnis des herrschenden Herrenvolkes zu

einer bedrängten und bestenfalls geduldeten Religion von beherrschten Untertanen gleich dem Christentum herabgesunken war. In den Zeiten seiner Macht stand der Parsismus dem Christentum durchaus ablehnend, meist sogar feindlich gegenüber, und es ist ganz ausgeschlossen, daß es damals Parsen gegeben hat, die es nicht als Beleidigung empfunden hätten, wenn man die Entstehung ihres nationalen Feuerkultus mit dem Messias der Christen in Verbindung brachte.

Weihnachtsfüßigkeiten

Von Clara Prieß

Allmählich wagen sich die alten guten Rezepte der Weihnachtsbäckereien wieder hervor, nachdem der „Ersatz“ und seine pietätlosen Dürftigkeiten jahrelang bei unseren Weihnachtsfeiern fühlbar gewesen sind. Doch ist gerade auf diesem Gebiet die Überlieferung so stark und lebendig, daß wir nicht zu fürchten brauchen, hier dauernd wesentliches einzubüßen.

Fast jede Gegend Deutschlands hat ihr Weihnachtsgebäck, ihre besondern Weihnachtsleckerbissen, die jetzt vielfach im großen hergestellt und weit verschickt werden.

Wenn wir im Osten des Vaterlandes anfangen, so liefert Königsberg seinen bekannten Marzipan, der sich von dem ebenso berühmten Lübecker Erzeugnis durch den Früchtebelag unterscheidet. Das politisch verlorene Westpreußen gibt die Thorner Katharinen, deren Rezept aus der Zeit der Ordensritter stammt. Pommern hat seinen Stettiner Baumkuchen und die Stolper Pfeffernüsse. Vieles und Gutes wird in Schlesien gebacken: die berühmten Liegnitzer Bomben, Jauersche Bienenkörbe, Warmbrunner Gebäck und Warmbrunner Waffeln, Glogauer Zuckerzeug, Grünberger Karamellen und die schönen Breslauer Pfefferkuchen, nicht zu vergessen den berühmten schlesischen Streuselkuchen.

Brandenburg bringt Rottbussler Baumkuchen, Eberswalder und Kalauer Spitzkuchen. Potsdam hat altbekanntes feines Gebäck, und auch in Großberlin behaupten sich einheimische Traditionen, obgleich dort natürlich der süße Segen aus dem ganzen Reich zu kaufen ist.

Im Norden Deutschlands sind Emdener Honigkuchen und Mecklenburger Pfeffernüsse beliebt, im baaklustigen Mitteldeutschland die Salzwedeler Baumkuchen und Magdeburger Kranzkuchen. Sachsen hat als Spezialität seine köstlichen Christstollen, die in sehr verschiedener Güte und Größe gebacken und weithin verschickt werden. Weiter nach Süden gibts Frankfurter Brenten und vor allem die weltberühmten Nürnberger Lebkuchen; dann Heidelberger Waffeln, Freiburger Brezeln und in Schwaben das Hugelbrot und die Springerle in ihren feinen Formen.

Das Rheinland hat einige Spezialitäten aus Holland übernommen, so die Moppen und die am Nikolastag so beliebten Pfefferkuchenmänner und -frauen. Berühmt sind auch der helle Spekulatius in mehreren Arten und die dunklen würzigen Nachener Printen, von denen die Sage geht, daß ihr Teig sieben Jahre lang angerührt stehen müsse, und Mandelspekulatus in unzähligen verschiedenen Formen.

Viele dieser Gebäckarten und Formen haben eine merkwürdige alte Geschichte. Manches stammt noch aus altgermanischer Zeit, als man anfangs, wertvolle Opfer- und Totengaben durch „Gebildbrot“ sinnbildlich abzulösen. So ist die Brezel die Nachbildung eines Armrings gewesen, Brazel heißt im Althochdeutschen Armspange.

Im Ansbachischen bekommt noch heute jedes Kind zu Weihnachten zwei weiße, mit buntem Zuckerguß bemalte Lebkuchen, „den Reiter“ und „die Spinnerin“. Der Reiter ist Wotan, die Spinnerin Frau Holle.

Sehr merkwürdig sind die weiten Wanderungen und zum Teil noch unerklärten Zusammenhänge dieser uralten Gebäckformen: so fand ich auf einer Ausstellung schwedischer Volkskunst in Stockholm dasselbe Weihnachtsgebäck, das in meiner bergischen Heimat als „Neujährchen“ am Jahresanfang gebacken wird. Eine vielfach verbreitete Form, bei der Teig zu Böpfen geflochten wird, soll ihren Ursprung darin haben, daß man das Opfer des eigenen Haars an die Gottheit durch derartiges Backwerk ablöste.

Der Marzipan hat seinen Namen vom heiligen Markus und war als „Brot des Markus“ im Mittelalter zuerst als Heilmittel hochgeschätzt.

So läßt uns der Gedanke an unsere Weihnachtsfüßigkeiten weite Ausblicke tun, örtlich und zeitlich. Wir sehen, wie treu unser Volk hier alles Überlieferte bewahrt hat. Möchten friedliche Weihnachtsfeiern in Zukunft die vielen Arten weiter bewahren und Haus und Kinder erfreuen.



Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Beruf und Sport

Von Sportwart Höpftner, Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, Abt. Schalte

Wer seinen Beruf pflichtgetreu erfüllen, wer vorwärtkommen, für sich und die Seinen sorgen will, kann leicht übermüden und seine Kräfte werden sich nur zu leicht aufbrauchen. Selbst derjenige, der in seiner Berufsarbeit mit Leib und Seele aufgeht, der vielleicht auch von dem Erfolge vorwärtgerissen wird, spürt doch, wie seine Kräfte manchmal erlahmen wollen, wie er zuzeiten müde wird. Erst recht erlahmt natürlich derjenige, der einen ungeliebten Beruf betreibt, der lediglich um des lieben Brotes willen schafft. Dazu ist heute der Kampf ums Dasein erheblich schwerer geworden. Was früher vielleicht spielerisch leicht war, wird nun zur Last. Weil uns so manche Hemmungen entgegenwirken, weil uns so vieles in unangenehmer Weise reizt und quält, ist ein günstiger Nährboden für die Nervosität geschaffen, und damit geraten viele Leute in eine Krankheit hinein, die sie vollends um alles Glück bringt. So nimmt das Dasein oft immer rohere Formen an und zermürbt den inneren und äußeren Menschen häufig vor der Zeit.

Wer aber in seinem Beruf etwas Tüchtiges leisten und wirklich glücklich sein will, der braucht Gesundheit, Kraft, Lebensfrische, Arbeitsmut und -freudigkeit, der muß darauf bedacht sein, die verlorengegangenen Kräfte wiederzuerlangen. Zu einer solchen Erneuerung treibt ja auch schon das eigene Verlangen jedes Menschen. Wie oft entringt sich einem geplagten, in der Fron des Alltags müde gewordenen Menschen der Ausruf: „Einmal ausspannen! Einmal ausruhen! Einmal in eine andere Welt!“ Es ist ein Naturgesetz, daß sich Kräfte in irgendeiner Tätigkeit auslösen wollen, daß aber dem Energieverbraucher auch das Erholungsbedürfnis folgt. In mannigfacher Weise sucht der ermüdete Mensch diesem Verlangen Rechnung zu tragen. Der eine entflieht wohl auf Stunden und Tage in das Reich der Kunst und huldigt in stillen Stunden ihren vielen verhobenen Genüssen. Ein gutes Buch erfüllt vielleicht seine Seele und nährt seinen Geist, oder er hat eine stille Freude an irgendeiner Sammlung, an einer Liebhaberei. Ein anderer geht in den reinen Freuden trauten Familienlebens auf und gewinnt durch sie tatsächlich wieder neue Schaffenskraft, während ein Dritter die Freuden der Geselligkeit genießt. Ein Vierter endlich eilt hinaus in die Straßen der Stadt oder, wenn's geht, in die freie Natur hinaus, um dort für die kommende Arbeitslut neue Kräfte zu gewinnen.

Alles, was da angedeutet ist, mag seinen Wert haben, und wer in der Art seiner Erholung nicht in Einseitigkeit verfällt, wird sicher davon profitieren. Es soll aber nicht übersehen werden, daß das eine oder andere allein nicht genügt, daß auch Schattenseiten vorhanden sind. Wer sich z. B. bei sitzender Lebensweise geistig beschäftigt, der sollte

an eine Erholung denken, die auch dem Körper in höherem Maße gerecht wird.

Da aber mancher im Allgewohnten, im Hergebrachten stecken bleibt, mancher neue Wege nicht kennt oder beschreitet, sei hier an eine Erholung erinnert, die zum Allerbesten gehört und die trotzdem von so vielen gänzlich außer acht gelassen wird: an den Sport. Gymnastische Übungen hat schon mancher getrieben, um sich zu stärken. Erinnert sei daran, daß vor dem Kriege das sogenannte „Müllern“ sehr empfohlen wurde, das, in ein System gebracht, dem Körper in hohem Maße dienlich sein sollte, wenn es konsequent täglich eine oder wenigstens eine halbe Stunde getrieben wurde. Niemand wird den hohen Wert

dieses Mittels bestreiten wollen, aber, Hand aufs Herz: wieviele wird es wohl gegeben haben, die regelmäßig ausgehalten haben, wieviele von seinen anfangs begünstigten Anhängern indogen es wohl heute noch treiben?

Nein, viel höher als dieses an sich gewiß gute Mittel steht jede Art des Bewegungsspiels, das ja wiederum mannigfacher Art sein kann. Von unendlichem Wert ist es zunächst, daß es den Menschen heraufreißt aus der alltäglichen Welt der Berufsarbeit und der häuslichen kleinen und großen Sorgen. Im Spiel mit anderen, in der eigenen Sportbetätigung versinkt jene Alltagswelt, und es wird ein neues, schöneres Leben gelebt. Fast immer wird der Mensch hineingestellt in sein eigenes Lebensselement hinein in Licht und Luft, hinein in den reinen Odem der belebenden Natur. Dazu kommt noch die allseitige



Themen bei Preßburg

Ein sehr beliebter Ausflugsort der Preßburger und Wiener Touristen, die scharenweise diesen Punkt besuchen

reine Bewegung, die Anspannung des ganzen Körpers, wodurch Körper, Geist und Seele in reichstem Maße Nutzen ziehen. Es tut ja kaum not, darauf hinzuweisen, daß der Sport tatsächlich ein Erziehungsmittel von allseitiger Wirkung ist, daß er tatsächlich den gesamten Menschen in wohlthuendster Weise beeinflusst. Im Sport wird der Mensch, der unter den Einflüssen der Zivilisation zermürbt, wieder mehr Naturwesen und gewinnt Kräfte, die ihn widerstandsfähig gegen andere Berufsarbeit machen. Ohne andere Arten der Erholung herabzusetzen, darf man wohl mit Recht behaupten, daß der Sport mit zum Besten gehört, weil nichts anderes so imstande ist, den Menschen allseitig zu beeinflussen.

Unser ganzes Leben ist, auf eine einfache Formel zurückgeführt, ein beständiges Ein- und Ausatmen der Kräfte. Wie es höchste Lebenskunst ist, unsere Kräfte nicht zu verzetteln, so erst recht, sie wieder zu erneuern. Wir werden unser Dasein stets erträglicher gestalten, wenn wir die Kunst verstehen, aus den Quellen Kraft zu schöpfen, aus denen uns reines Wasser des Lebens quillt. Der Sport, ausgeübt in der freien Natur, ohne seine Auswüchse, ist ein solcher Segensborn; möge daher der Berufsmensch nicht achtlos an ihm vorbeigehen.

Der Sportmonat

Zum Abschluß der Leichtathletiktagung fand in Eisenach die Wahlversammlung der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik statt. Anwesend waren die Vertreter der befreundeten Verbände, Fußballbund und Schwimmverband, Dr. Diem vom Reichsausschuß sowie die Vertreter der Landesverbände. Folgende Entschlieung wurde angenommen: „Die D. S. B. wird sich im Einvernehmen mit dem Fußball- und Schwimmverband bei den Regierungen der deutschen Länder dafür einsetzen, daß die sogenannte tägliche Turnstunde wirklich als tägliche Stunde für Leibesübungen sofort eingeführt wird.“

In der Angelegenheit Turnen und Sport nahm man eine Entschlieung an, in der es heißt: „Die Versammlung gibt ihrem lebhaften Bedauern über die im Kampfe zwischen Turnen und Sport durch die Deutschen Turnerschaft vielfach zur Anwendung gebrachten Kampfmittel Ausdruck. Sie lehnt es entschieden ab, der Deutschen Turnerschaft auf diesem Wege zu folgen. Sie ist der festen Überzeugung, daß die vereinigten Sportverbände mit unerbittlicher Treue und dem Gefühl der unbedingten Zusammengehörigkeit den ihnen von der Deutschen Turnerschaft aufgezwungenen Abwehrkampf unbeirrt und erfolg-



Photograph Vantlin, Düsseldorf

Die W. S. V. Pokal-Vorbereitungen

Ein Moment aus dem Kampfe der Auswahlmannschaften in Düsseldorf

reich weiterführen werden.“ In Verbindung damit wurde das Projekt der Gründung eines deutschen Sportbundes besprochen und gutgeheißen. In einer Entschliessung heißt es u. a.: „Die drei Sportverbände beabsichtigen die jahrelang bestehende Interessengemeinschaft immer mehr zu vertiefen durch Zusammenfassung der drei Verbände. Diese Zusammenfassung soll in der Gründung eines deutschen Sportbundes erfolgen, durch den die innere Gemeinschaft äußerlich zum Ausdruck kommt. Die Selbstständigkeit der einzelnen Verbände wird dadurch nicht berührt.“ Die Wahlversammlung soll von 1925 ab nur noch alle zwei Jahre stattfinden; im nächsten Jahre ist Hildesheim der Tagungsort. Rechtsanwalt Lang-München wurde einstimmig zum ersten Vorsitzenden wiedergewählt. Die Meisterschaften 1925 wurden wie folgt vergeben: Waldlauf in Bergedorf, Einzel- und Staffelleisterschaften in Berlin, Sechskampf - Frauenmeisterschaften und Marathonlauf in Leipzig, 25 - km - Gehen in Duisburg, Demmler-Wanderpreis in Frankfurt a. M., Weltausstellungs-Wanderpreis 200-m-Hürden in Westdeutschland.

Als neue Höchstleistungen wurden bestätigt:

Herren: 50 m: 5,4 Sek. Houben (Krefeld) in Bochum; 200 m: 21,5 Sek. Houben in Augsburg; 200-m-Hürden: 27,9 Sek. Troßbach in Frankfurt a. M.; 1000 m: 2:30,3 Welker (Stettin) in Berlin; 10 000 m: 32:14,2 Bedarff (Düsseldorf) in Düsseldorf; 40 km: 2:36:56,2 Hempel (Charlottenburg) in Berlin; 42,2 km (Marathonlauf): 2:47:05,2 Hempel in Berlin, 4 x 100 - m - Staffel: 3:25,4 Mannheimer Turngesellschaft (Apfel, Neumann, Hebel, Wellenreuther) in Berlin; Schwedenstaffel (400, 300, 200, 100 m): 1:58,7 Mannheimer T.S. (Neumann, Wellenreuther, Apfel, Hebel) in Berlin; Olympische

Staffel: 3:34,6 Mannheimer T.S. (Wellenreuther, Apfel, Hebel, Neumann) in Köln; 50-km-Gehen: 4:34:03 Siewert (Neukölln) in München; Steinstoßen 15 kg beidarmig: 15,705 m (8,685 und 7,02 m) Dr. Luther (Neustadt) in Magdeburg; Kugelsstoßen: beständig 14,078 m: Haymann (München) in Fürth; beidarmig: 24,68 m (13,89 und 10,79 m) Haymann (München) in Leipzig; Hochsprung aus dem Stand 1,465 m Selz (Altona) in Hamburg.

Frauen: 200 m: 27,4 Sek. Wittmann (Charlottenburg) in Berlin; 4 x 100-m-Staffel: 51,6 Sek. Berliner Sportklub (Henoch, Köhler, Pötting, Voh) in Berlin; Schwedenstaffel: 2:36,3 Sek. Charlottenburg (Martin, Köstel, Wittmann, Birkner) in Berlin; Speerwerfen: 35,69 m; Wittmann (Charlottenburg) in Stettin.

Inzwischen wird bekannt, daß von Vertretern des Deutschen Fußballbundes, der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik, des Deutschen Schwimmverbandes, des Bundes deutscher Radfahrer

und des Deutschen Athletik-Sportverbandes von 1891 am 9. November in Berlin der „Deutsche Sportbund“ gegründet worden ist. Die vorgenannten fünf großen Verbände erklärten gleichzeitig ihren Eintritt. Die Geschäftsstelle soll in der Geschäftsstelle der Deutschen Sportbehörde für Leichtathletik in München die vorläufigen Arbeiten führen. Es wurde gleichzeitig ein Arbeitsausschuß gebildet, und in den nächsten Tagen wird der neue Sportbund eine offizielle Gründungserklärung herausgeben.

Fußballsport: Die Berliner Tagung des Deutschen Fußballbundes brachte manches Neue. Die beantragte Änderung des



Photograph Vantlin, Düsseldorf

Berlin-Oberschöneweide — T. R. U. Düsseldorf 4:3
Der T. R. U.-Tormann schlägt den Ball ins Spielfeld zurück

bisherigen Austragungsmodus der Deutschen Fußball-Meisterschaft seitens des Spielausschusses erfuhr eine Ablehnung. Dagegen konnte Süddeutschland, das mit Recht das bisherige System als ungerecht betrachtet, einen Antrag durchbringen, der die Austragung der Endrunde um die Deutsche Meisterschaft auf eine ganz neue Basis stellt. Die Austragung erfolgt nunmehr nach folgenden Gesichtspunkten: Die Bundesversammlung bestimmt sechzehn Mannschaften. Hiernach stellen Süd- und Westdeutschland je drei Vereine, die übrigen fünf Verbände je zwei Vereine zur Schlussrunde. Die Austragung erfolgt nach dem Pokalsystem. Des weiteren wurde beschlossen, die Zahl der Länderspiele auf vier im Jahre zu beschränken. Zur allgemeinen Überraschung hatte Brandenburg den Antrag eingebracht, die seit 25 Jahren bestehenden Verbandsfarben Schwarz-Weiß-Rot in Schwarz-Rot-Gold umzuwandeln. Brandenburg blieb allein auf weiter Flur. Alle Verbände erklärten sich natürlich dagegen, daß die Politik in die Debatte und in den Sport getragen werde. Man ging ohne Abstimmung zur Tagesordnung über; es bleiben also die Bundesfarben Schwarz-Weiß-Rot wie bisher. Im Mittelpunkt des Interesses stehen gegenwärtig die Spiele um den Bundespokal, die jeweils im Herbst von den repräsentativen Mannschaften der Landesverbände ausgetragen werden. Die Vorrunde verlief erwartungsgemäß. Süddeutschland schlug Mitteldeutschland in Leipzig mit 2:0, Berlin siegte über Südoberdeutschland in Breslau mit 4:2, während Norddeutschland in Königsberg über Nordostdeutschland einen leichten 7:1-Sieg davontrug. Westdeutschland war spielfrei. Die Zwischenrunde brachte erheblich schärfere Kämpfe, da das Kräfteverhältnis der Gegner so ziemlich ausgeglichen war. In Kiel mußte Westdeutschland ein 3:2 von Norddeutschland hinnehmen, obwohl die Westdeutschen in der zweiten Spielhälfte viel mehr vom Kampf hatten, trotzdem aber stets an der unüberwindlichen norddeutschen Hintermannschaft scheiterten. Auch Berlin erlebte durch Süddeutschland eine unangenehme 7:2-Überraschung. Mit einer solch haushohen Niederlage hatte man wohl doch nicht gerechnet, zumal die süddeutsche Elf noch lange nicht die stärkste Mannschaft darstellte, die der Süden hätte schicken können! Beim kommenden Treffen mit Norddeutschland wird die süddeutsche Vertretung wohl sorgfältiger zusammengestellt sein müssen, falls es zu dem erwarteten Siege reichen soll! Die Meisterschaftsspiele in den einzelnen Verbänden nehmen weiter ihren Verlauf. Die Überraschungen oder sagen wir der Ausgang vieler Spiele wider Erwarten nimmt kein Ende. Eine weitere Feststellung ist die, daß von einer gehobenen Spielstärke bis dato nichts zu verspüren ist. Ein Formrückgang vieler Vereine tritt von Sonntag zu Sonntag mehr und mehr in die Erscheinung. Gerade die besten Vereine haben bislang keine überzeugenden



Preßburger Turnverein — Siemens & Co., Preßburg 0:8 (0:3)
Erste Jugend Siemens & Co. Preßburg besiegte mit Leichtigkeit, aber nach schönem Kampfe ihre Gegner

den Leistungen vollbracht. Zwei große Überraschungen sind aus Süddeutschland zu melden. Sp. Vg. Fürth gegen München 1860 2:2 (1:0)! Verteiltes Spiel ebenbürtiger Mannschaften. München erzielt seine beiden Tore erst in den letzten zehn Minuten. Bayern München gegen 1. F. C. Nürnberg 1:1 (0:1)! In der ersten Halbzeit ausgeglichenes Spiel. Stuhlfaut verschuldet durch leichtsinniges Spiel einen Elfmeter. Nürnberg drückt nach der Pause, kann aber erst kurz vor Schluß ausgleichen. In Westdeutschland hatte die S. R. U. Düsseldorf ihren großen Tag! Zur Feier des 20jährigen Jubiläums der Fußballabteilung weilten die alten Berliner Freunde „Union Oberschöne weide“ beim Jubilar als Gast und zeigten ein technisch glänzendes Spiel, das sie mit 4:3 für sich entscheiden konnten. Union-Oberschöne weide ist heute, nachdem sie eine Schwächerperiode überstanden hat, wieder der alte gefürchtete Gegner. Nachdem deutsche Arbeiterportler als erste in Paris nach dem Kriege ein Spiel mit französischen Arbeiterportlern austrugen und einen 2:0-Sieg mit heimbrachten, fuhr neuerdings auch die Berliner Tennis-Borussia nach Paris und traf auf der Buffalo-Bahn auf den Club Francais. Die deutsche Mannschaft fand bei den etwa 8000 Zuschauern eine herzliche Aufnahme. Das Spiel selbst nahm einen interessanten Verlauf. Die deutsche Mannschaft hatte sich sehr schnell gefunden und bot vorzügliche Leistungen. Die Franzosen hielten sich jedoch anfangs sehr gut. Nach dem Seitenwechsel brückte der Club Francais zuerst, doch konnte er durch die deutsche Hintermannschaft nicht hindurchkommen und der deutsche Torwart hielt alles. Wenige Minuten vor Schluß mußte der Deutsche Schröder wegen einer Verletzung ausscheiden. Noch im letzten Augenblick gelang es den Franzosen, nachdem die Deutschen noch ein drittes Tor herausgeholt hatten, den Ehrentreffer zu erzielen.

Radsport. Auf den Berliner Bahnen und in der Provinz ist nun endgültig Schluß gemacht worden. Auf der Olympia-Radrennbahn trafen sich noch in drei Dauerrennen über 20, 30 und 50 km die besten deutschen und die besten französischen Dauerfahrer. Besonders Interesse erweckte das Begegnen von Saldow und Grassin als Meister beider Länder. Zu ihnen gesellten sich noch van Ruyssveldt-Belgien und der Matador der Olympiabahn, Sawall. Die beiden Deutschen bewiesen sich ihren Gegnern durchweg überlegen und nur dem Umstande, daß beide im ersten Lauf über 20 km Reifenschaden hatten, hat es Grassin zu danken, daß er hier zu einem Siege kam. Wie überlegen Saldow vor allen Dingen den Franzosen war, bewies, daß er ihn noch kurz vor Schluß durch einen Angriff zum Schwimmen brachte. Schon das zweite Rennen über 30 km zeigte, daß beide Ausländer nichts gegen die deutschen Fahrer zu bestellen hatten. Nach mörderischem Kampfe muß Grassin die Spitze an den mächtig vorschießenden Sawall abgeben und läßt auch noch Saldow vorbei. Am Zielband ist dann Sawall dem Franzosen bis auf 5 m nachgekommen, 10 m hinter dem



Eisen- und Metallarbeiter-Wanderer (VAS) — Siemens & Co.,
Preßburg 2:1 (0:1)

Der Kampf endete mit einer unverdienten Niederlage der Siemens-Beamtenelf. Siemens betritt mit zwei Reserveleuten den Platz. Das siegbringende Tor wurde durch einen Elfmeter-Straßhof erreicht. Der Kampf war äußerst scharf; Siemens war dem Gegner stets überlegen.

Sieger Saldow; van Ruyssveldt konnte dieses Tempo überhaupt nicht durchhalten. Das zeigte sich erst recht bei den 50 km, wo er um mehr als 5 km ohne Schaden zurückfiel. Die Radrennbahn am Königsdamm brachte am Rehraustage wieder einen Zweikampf zwischen Sawall und Saldow. Der Franzose Miquel konnte keine Rolle spielen und der B-Fahrer Schubert kam trotz Vorgaben auch nicht für den Sieg in Frage. So gewann Sawall die 20- und 30-km-Rennen. Er hätte wohl auch den Großen Abschiedspreis über 50 km gewonnen, wenn er nicht durch einen Zwischenfall etwa 400 m zurückgefallen wäre. Saldow beendete die Konkurrenz in neuer Rekordzeit siegreich. Als Ersatz für die nicht eingetroffenen Ausländer Ganay und Fossier wurde ein Fliiegermatch eingelegt. Hahn, Lorenz, Stabe und Alend konturrierten. Lorenz gewann zwei von den angesetzten drei Läufen und siegte so gegen Hahn und Stabe. Einen eindrucksvollen Sieg für die deutschen Farben brachte noch die Düsseldorf Radrennbahn. Mit ungeheurer Spannung erwartete die Sportwelt das Zusammentreffen des jungen, vielversprechenden Belgiers Lejour mit dem deutschen Meister Saldow. Den 20-km-Lauf gewann der deutsche Meister Saldow in 15,59 Minuten. Hierdurch wurde der Bahnrekord um 37 Sekunden verbessert. Das Einstunden-Dauerrennen mußte auf 55 Minuten abgekürzt werden. Es siegte Saldow (Deutschland). Er legte 78,400 km zurück. Lejour (Belgien) kam auf 66,750 km. Beide Fahrer waren durchaus gleichwertig. Der Belgier hatte unter Rad- und Motorschaden zu leiden. Viktor Linart (Antwerpen) und die Berliner Saldow, Sawall und Wittig bestritten auf der hellerleuchteten Kölner Radrennbahn ein 100-km-Rennen, genannt „Trumpf-Ab“, in zwei Läufen zu je 50 km. In dem ersten Lauf wurden gleich vom zehnten Kilometer an die bestehenden Bahnrekorde gedrückt, was bei dem dichtgedrängten Publikum hellste Begeisterung auslöste. Wittig und Linart gewannen je einen Lauf, während die beiden andern mit Maschinendefekten zu kämpfen hatten. Ersterer wurde im Gesamtklassement Sieger, während in den das Dauerrennen umrahmenden Fliiegerkämpfen Schürmann und Ehr. Müller die besten waren. Beim großen Herbstpreis von Chemnitz interessierte am meisten der erste Start des Franzosen Sodivier, der jedoch keine Rolle spielte und stets weit abgeschlagen als Letzter ankam. Am besten fuhr Wittig und der Schweizer Wegmann, von denen ersterer nur knapp zu gewinnen vermochte. Das Zwei-Stunden-Mannschaftsfahren in München hatte so starken Anklang beim Publikum gefunden, daß die Einlaßpforte wegen Überfüllung geschlossen werden mußte. Das Rennen wurde von Walter Rütt — Weber gewonnen, die 29 Punkte erreichten und 80,400 km zurücklegten. Kruptat—Golle besetzten den zweiten Platz mit 24 Punkten vor Lorenz—Vinzberg mit 21 Punkten, Herbst—Remold mit 11 Punkten und Alend—Sieh. Lehre lagen eine Runde zurück. Das Hauptfahren gewann Lorenz mit Handbreite vor Rütt, Stabe und Alend. Die Eröffnungsradrennen der Winterbahn in Breslau hatten nur einige tausend Zuschauer angelockt. Der Vierländerkampf büßte durch das Fernbleiben des Holländers van Reld, der wegen Palschwierigkeiten nicht erscheinen konnte, an Interesse ein. Für den Holländer trat Stabe an. Das Rennen wurde eine sichere Beute von Lorenz, der drei Läufe gewann, während Lang jedesmal den zweiten Platz belegte. In einem 20-Runden-Punkte-Fahren zwischen den gleichen vier Fahrern behielt Carl die Oberhand. Lorenz mußte hier wegen Defekts ausscheiden. Interessant ist der folgende kurze Überblick über die Erfolge unserer Berufsstraßenfahrer. Der erfolgreichste Fahrer des Jahres war Paul Kohl, der auch den Meistertitel an sich bringen konnte. An zweiter Stelle rangiert der Meisterfahrer von 1922, Richard Huschte. 22 Fahrer, und das sind fast alle, waren mindestens einmal unter den ersten 10, und folgender Stand ergibt sich bei Wertung des ersten Platzes zu 10, des zweiten zu 9, des dritten zu 8 Punkten usw. berechnet: P. Kohl 5 Siege 72 Punkte, R. Huschte 2 Siege 60 P., Michael 48 P., R. Kohl 42 P., Kroll 39 P. (sämfl. Berlin), Pfister—Schweinfurt 39 P., Remold—Geroldshofen 39 P., Rörenberg 29 P., Nagel 27 P., Dobbrad 26 P., Manthey 21 P., Passenheim 20 P., Gielow 20 P., Zander 20 P. (sämfl. Berlin), Schenkel—Leipzig 16 P., Fischer—Köln 10 P., Geisdorf 10 P., Siemert 10 P., Franke 9 P., Koch 7 P., Büttner 5 P. (sämfl. Berlin), Straßer—Schweinfurt 2 Punkte. Erfreulich war zum Schluß der diesjährigen Saison der eindrucksvolle Sieg des heute bereits 42 Jahre alten Weltmeisters Walter Rütt in Holland. Weltmeister Walter Rütt startete am vergangenen Sonntag mit großem Erfolge in Maastricht. Er bestritt das internationale 50-km-Mannschaftsfahren mit dem Limburger Franssen als Partner, gewann alle fünf Wertungen und siegte überlegen gegen die Mannschaften Nauben—Bogaert, Aquina—Nau, van Boxel—Meerbach und Vlemminck—Verhaegen. Auf lebhafteste ist es zu bedauern, daß Deutschland heute keine Bahnen mehr besitzt, die einen Angriff deutscher Fahrer auf den Stunden-Weltrekord hinter Motorführung erlauben! Vielleicht bringt die glänzende Neuanlage der Bahn im Elberfelder Stadion im nächsten Jahre hier eine Änderung. Heute können wir uns nur auf den Hinweis beschränken, daß der vierte Versuch des französischen Dauerfahrers Brunier, den von Leon Vanderstuyft am 1. Oktober mit 107,710 km aufgestellten Rekord über eine Stunde hinter Motorführung zu verbessern, endlich Erfolg hatte. Es gelang

Brunier auf der Autorennbahn in Montlhéry in der Stunde 112,440 km zu bewältigen.

Boxsport. Der Breslauer Boxsport hatte wieder einmal einen großen Tag. In der Jahrhundert-Halle standen sich der deutsche Schwergewichtsmeister Samson-Rörner und der ehemalige französische Meister Paul Journée in einem 10-Runden-Kampf gegenüber, und etwa 7000 Zuschauer hatten sich eingefunden, um Zeuge dieses interessanten Treffens zu sein. Samson-Rörner zeigte sich Journée von Anfang an überlegen, traf ihn wiederholt schwer, aber seine Kraft und Technik reichten doch nicht zu einem Siege durch Niederschlag aus. Journée's Erfahrung half dem Franzosen selbst über die schwersten Situationen hinweg, und Samson-Rörner mußte sich mit einem Punktsieg begnügen. Es bedeutete eine große Überraschung, daß auch Hans Breitensträter (168) in seinem 10-Rundenkampf mit George Coot (172) ein solches Resultat herausholen konnte. Breitensträter hat wohl noch nie besser gekämpft als an diesem Abend, und sein Unentschieden gegen den australischen Schwergewichtsmeister bedeutet für ihn viel mehr als mancher seiner k. o.-Siege. Hart kämpften auch über die volle Distanz Rudi Wagner (182) und der Italiener Giuseppe (190). In den ersten Runden war der Duisburger entschieden im Vorteil. Von der fünften Runde ab ließ Wagner nach und verschiedene temperamentvolle Angriffe Spallas brachten den Ausgleich, so daß auch dieser Kampf nach 8 Runden mit einem „Remis“ endete. Weniger berühmt war das Treffen Sabri Mahirs (154) mit dem Schweizer Element (154), der den Titel eines Europameisters im Halbschwergewicht führt. Sabri verhielt sich durchaus defensiv, so daß ihm der Schweizer auch mit seiner guten Linken wenig anhaben konnte. Erst in der letzten Runde ging Sabri etwas aus sich heraus, um sich das Unentschieden zu sichern. In Hamburg stand der deutsche Er-Schwergewichtsmeister Hans Breitensträter dem Engländer Fred Toovee gegenüber, der seinerzeit den Hannoveraner Kösemann überlegen geschlagen hatte. Breitensträter machte wenig Federlesens mit seinem Gegner, den er bereits in der ersten Runde knoutschlug. In einem Auscheidungskampf um die Fliiegergewichtsmeisterschaft kämpften Erich Rohler-Berlin und Nic Schneider-Köln unentschieden. Viel Aufsehen erregte in der Welt des Boxsports das Treffen Rudi Wagner gegen Seybold. Der Duisburger brachte nicht weniger als 21 Pfd. mehr mit in den Ring. Daher waren die Aussichten für den Stuttgarter wenig günstig, doch er wußte, was er wollte. Er hielt sich dauernd in Verteidigung und zeigte darin eine derartige Technik, daß es Rudi Wagner nicht gelang, seinen gefürchteten Linken an den Mann zu bringen. Umsonst hatte er nicht 6 Runden mit Samson-Rörner gestanden. So verließen die ersten drei Runden. Einige gute Punkteschläge gelangen auch dem Stuttgarter. Dann hatte der Duisburger das Pech, mit einem starken Schlag den Gegner zu Boden zu strecken; der gleich nachfolgende Schlag traf das Genick Seybolds, so daß dieser sich nicht mehr vom Boden erheben konnte. Oder wollte er nicht mehr? Jedenfalls zählte der Ringrichter aus und disqualifizierte dann den Duisburger. Seybold blieb Sieger. Eine Sensation bot der Kampf, den der Australier Carr, der als Sprinter Weltruf hat, dem Berliner Weber lieferte. Beide Gegner zeigten so geringe boxerische Fähigkeiten, daß der Kampf in der zweiten Runde wegen Unfähigkeit der beiden Gegner abgebrochen werden mußte. Carr namentlich gestattete sich manchen unerlaubten Griff, so daß der etwas bessere Weber sein ganzes Können nie entfalten konnte. Der Australier hätte wahrlich besser getan, nicht als Boxer aufzutreten. Daß der deutsche Boxsport nicht nur im Kommen, sondern heute imstande ist, überall im Auslande vollberechtigt aufzutreten, bewiesen neuerdings Domgörgen und Drehtopf. Der deutsche Mittelgewichtboxer Domgörgen (Köln) traf in Paris im dortigen Wintervelodrom mit dem Franzosen Pionier zusammen. Domgörgen lieferte dem Franzosen einen überlegenen Kampf, so daß dieser in der neunten Runde vollkommen geschlagen aufgeben mußte. Der Sieg Domgörgens wurde vom Publikum außerordentlich gefeiert. Willy Drehtopf (Düsseldorf) schlug in Amerika den guten John L. Smith (124,5 Pfd.) sicher nach Punkten. Drehtopf brachte das gleiche Gewicht wie sein Gegner in den Ring. Der Kampf ging über sechs Runden, wie überhaupt in Amerika sechs-Runden-Kämpfe an der Tagesordnung sind.

Flugsport. Allen erdrückenden Bestimmungen des Versailler Vertrages zum Trotz heftet das deutsche Flugwesen einen neuen Erfolg an den anderen. Das Rohrbach-Wasserflugzeug, das in der Rohrbach-Metallflugzeugfabrik in Amager gebaut worden ist und in Kürze nach Japan geschickt werden soll, hat vier neue Weltrekorde aufgestellt, die von der dänischen Luftschiffahrtsgesellschaft kontrolliert wurden. Die Maschine durchflog das Dreieck Dragör—Felsingör—Eddbek, im ganzen 1102 km, ohne Unterbrechung in 7 Stunden 16 Minuten und stellte damit einen Schnelligkeitsrekord mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 155 km auf. Für den Distanzflug mit 250 kg Luftlast war der Weltrekord 925 km, der jetzt auf 1102 km verbessert wurde. Der deutsche Flieger Lech führte das Flugzeug, das von zwei englischen Rolls Royce-Motoren von je 360 Pferdekraften getrieben wurde. Ferner absolvierte der bekannte Pilot Botisch auf dem von der Bahnbedarfs-A.-G. in Darmstadt gebauten Segelflug-

zeug „Bag E I“ mit 3,5pferdigem Hilfsmotor, das auf dem Fünfländerflug in Darmstadt vier Preise erzielte, einen Flug vom Flugplatz Vabenhäusen bis Berlin in einer Gesamtflugzeit von $3\frac{1}{2}$ Stunden. Die zurückgelegte Strecke beträgt etwa 500 km Luftlinie. Dies entspricht einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 143 km in der Stunde. Die größten Auslandserfolge erzielten die deutschen Piloten in Italien. Martens (Hannover) stieg in Asiago mit dem Apparat „Morih“ zu einem Streckenflug nach Vicenza auf, mußte aber

nach 18 Minuten Flugdauer 11 km von Vicenza entfernt infolge zu schwachen Windes niedergehen, wobei der Apparat beim Zusammenstoß mit einem Baum in Trümmer ging und Martens leichte Hautabschürfungen erlitt. Die von dem Hannoveraner in den 18 Minuten zurückgelegte Strecke von 28 km ist Weltrekord. Der von Martens vor einigen Tagen mit 19,5 km geschaffene Weltrekord im Streckenflug konnte somit um 8,5 km verbessert werden.

Die Werkschule der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. bei den Siemens-Jugendkämpfen in Berlin

Von Werkschulleiter F. Dellwig, Gelsenkirchen

Auf einer Konferenz des „Reichsvereins der Werkschulen“ in Kassel hatten wir die Anregung zu einem Fußballwettbewerb zwischen den Siemens-Lehrlingen und denen der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, Abt. Schalte, gegeben. Bald darauf lud uns Herr Oberingenieur von Voh, Werkschulleiter der Siemens & Halske A.-G. zu den am 23. und 24. August stattfindenden Siemens-Jugendkämpfen nach Berlin ein.

„Im August fahren wir nach Siemensstadt!“ Das war eine sehr große Überraschung. Monatelang hielt dieser Plan 400 Werkschüler in seinem Bann. Dann aber wurden 20 tüchtige Turner und Sportler ausgewählt für die Fahrt zur Reichshauptstadt. Konnte man sich wohl etwas Schöneres denken als solch eine Reise ins weite, deutsche Land; ohne quälende Sorgen um das Geld. Hier in Gelsenkirchen hatten nämlich hochherzige Sönnner die Fahrtkosten gespendet und drüben in Berlin wollte uns Siemens Gastfreundschaft gewähren. Aber diese Freude mußte verdient werden durch eifriges Trainieren; denn sicherlich waren die Berliner ebenbürtige, wenn nicht überlegene Gegner. Auch die leichtathletischen Wettkämpfe wollten wir mitmachen. Darum übten zehn Jungen fast täglich nach getaner Arbeit auf dem Flugplatz in Gelsenkirchen-Rothhausen Langstreckenläufe, bis der Mond am Himmel stand oder der Regen uns nach Hause jagte.

So wagten wir denn am 23. August die 14stündige Fahrt, hinter uns den Zehnstundentag, vor uns die lange Nacht und der Kampf um den Eichenkranz. Früh morgens, als gerade Tausende von Menschen ihren Arbeitsstätten zuströmten, zogen wir in Siemensstadt ein und erhielten im Siemensgasthause unsere Herberge. Nun folgten einige Stunden der Ruhe, und das Gefühl der Ermüdung machte sich bemerkbar. Das Interesse für die gewaltigen Fabrikanlagen der Stadt war jedoch größer. Nachdem wir im Kasino des Hauptverwaltungsgebäudes vorzüglich gespeist hatten, zogen wir um $\frac{1}{2}$ 2 Uhr mit wehender Fahne geschlossen in das Stadion, wo Herr Diplom-Sportlehrer Schelenz die Veranstaltungen leitete.

Die Ausscheidungskämpfe begannen. Startschüsse knallten. Stoppuhren zählten Bruchteile von Sekunden. Hell auf leuchtete das vom Bahnkranz umgebene „S“ der Gelsenkirchener

Läufer zwischen der Siemensjugend, hell auf leuchtete es auf der Hundertmeterbahn und nahm das Zielband fort. Überall sehten die Jungen ihre letzte Kraft für die Erfolge unserer Farben ein. Bis spät um 6 Uhr dehnten sich die Kämpfe. Todmüde sank die Mehrzahl ins weiche Stroh, nur noch wenige lockte ein Spaziergang nach Berlin, der aber verhältnismäßig kurz ausfiel, da unser Wirt den Hausschlüssel nicht herausgeben wollte. Als die Siemens-turmuhre Mitternacht zeigte, kroch auch der letzte ins Bett.

Früh und regenschwer grüßte uns der Sonntagmorgen. Er brachte Faustball-, Schlagball- und Handballspiele der beiden Siemens-Werkschulen. Das reichhaltige Programm des Nachmittags wurde durch allgemeine Freiübungen eingeleitet. Der entblößte Oberkörper der Turner zeigte anschaulich den beson-

deren Wert der Bewegungen.

Dann kam das Fußballspiel. Siemens in Grün-Weiß, Gelsenkirchen in schwarzer Hose und weißem Hemd. Gleich nach dem Anstoß entwickelte sich ein spannender Kampf. Die Siemensmannschaft, den Gelsenkirchenern körperlich überlegen, versuchte mit aller Macht, zu einem Erfolg zu kommen. Doch die Ruhrjugend verfügte über eine bessere Ballbehandlung und führte zeitweise ein planvolles kurzes Passspiel vor, welches bis zur Halbzeit den ersten Erfolg brachte. Nach dem Wiederanstoß versuchte Siemens zu einem Ausgleich zu kommen, doch die Werkschüler der S. B. A.-G. verstanden es, mit überlegener Ruhe jeden Angriff abzuweisen. Nach einigem Drängen war das Schlussergebnis 2:0 für Gelsenkirchen nicht mehr zu ändern. Reicher Beifall und ein herrlicher Kranz belohnte unsere Fußballer für das gereifte Können.

Nach dem Spiel wurden die Endkämpfe und Staffelläufe ausgetragen. Filmaufnahmen hielten die interessantesten und besten Leistungen fest. Allmählich wurden auch schon einige Ergebnisse bekannt. Der Dreikampf (200-m-Lauf, Kugelstoßen, Weitsprung) brachte allen unseren Teilnehmern Erfolg. Von den ältesten erhielten Raffenberg den 2. und Landfester den 5. Kranz; in der nächsten Altersklasse waren Linde, Kuglert, Schütte und Scheer 1., 3., 6. und 7. Sieger geworden. Im Jahrgang 1908 belegten Wachor den 1. und Frankholz den 5. Platz, im nächsten Jahrgang Butschlau



Die beiden Fußballmannschaften der Gelsenkirchener und Siemens-Werkschulen



Erinnerung an den Fußballtag der Gelsenkirchener Lehrlings-Sportabteilung in Berlin-Siemensstadt

Die Kranzschleifen tragen die Aufschrift: Den siegenden Lehrlingen im Fußballwettbewerb Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. gegen Siemens Berlin F. S. K. 24. 8. 24.

den dritten. Auch an anderen Stellen waren unsere Werkschul-Turner erfolgreich. Im Hochsprung über die Latte wartete Raffenberg vergeblich, daß sein Rekord von 1,55 m geschlagen würde. Dilschert holte überraschend in seiner 1. Stufe den 2. Preis. Im Kugelschoden erreichte Raffenberg mit 16,35 m den 2. Preis. Im Scheer und Schütte mit 17,35 m bzw. 16,95 m den 2. und 3. Platz. Von den jüngsten blieb Butschkau 1. Sieger. Eine Abwechslung im Programm brachte das Hindernislaufen über 500 m für alle Jahrgänge. Die über Bretterwände, Hürden, Stiegleitern und Tonnen führende Laufstrecke forderte von allen Teilnehmern ein ganz gehöriges Maß von Ausdauer, Kraft und Geschicklichkeit. Bachor errang hierbei wiederum den 1. Preis, Schütte den 2. Spannende Kämpfe gab es ferner auch bei den Staffeln. Die 4×100-m-Staffel gewann Siemens & Halske in 49,6 Sekunden vor Gelsenkirchen mit 49,8 Sekunden, ebenso auch die 6×200-m-Staffel. Verschiedene sehr gute Leistungen im 100-m-Lauf (3. Landfester, 2. Linde, 2. Bachor) sowie das humoristische Dreibein-Laufen sorgten für ständige Erhaltung der allgemeinen Feststimmung.

Im Lehrlingsheim der Werner-Siemens-Jugend-Vereinigung fanden die Veranstaltungen einen würdigen Abschluß durch ein zwangloses, fröhliches Zusammensein aller Wettkämpfer.

Am Montag früh unternahmen wir eine eingehende Besichtigung des Dynamowerkes und der Fabrikanlagen der Protos-Automobile.

Auch war es uns vergönnt, von der Spitze des Siemensturmes eine herrliche Aussicht zu genießen über die Stadt der Arbeit hinaus bis nach Berlin. Gegen Mittag nahmen wir Abschied von Herrn Oberingenieur Schob (Werkschulleiter der Siemens-Schudert-Werke), unserem freundlichen Gastgeber.

Die Stadtbahn brachte uns schnell nach Potsdam. Dann folgte das größte Erlebnis, als sich die Flügeltüren des Schlosses Sanssouci vor uns öffneten, und das Bild des Großen Friedrich uns gedenken ließ an Preußens ruhmreiche Vergangenheit. Lange weilten wir voll Andacht an diesen historischen Stätten und nahmen viel davon mit in die Heimat.

Der Schimmer der Licht-Reklame blendete unsere Augen, das Leben und Fluten auf den Straßen verwirrte uns, als wir spät abends nach Berlin zurückkehrten. Die Hauptsehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt, Dom, Schloß, Lustgarten, Reichstagsgebäude, Siegesallee, Brandenburger Tor, die vielen Denkmäler und Museen hinterließen in der nächtlichen Beleuchtung in uns unvergessliche, gewaltige Eindrücke.

Tief in der Nacht traten wir die endlos lange Heimreise an, das Herz voll Dankbarkeit und Stolz geschwellt; denn wir kehrten von den Siemens-Jugend-Kämpfen nach Gelsenkirchen sieggetrönt zurück.

Rund um den Deutschen Turntag

Von Sportwart Höpftner, Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, Abt. Schalte

Alle zwei Jahre ruft die Deutsche Turnerschaft die Vertreter ihrer 1,7 Millionen umfassenden Turnerschar zusammen. Der am 3. und 4. Oktober in Würzburg stattgefundene Turntag fand erst drei Jahre nach dem letzten in Kassel statt. Die Geldentwertung hat die Zusammenkunft im Vorjahr verhindert. Mit der Festigung der Rentenmarkt wurde wieder Aufbauarbeit in größerem Umfange möglich; die Würzburger Tagung brachte sie denn auch reichlich.

360 Abgeordnete aus allen Teilen des Reiches versammelten sich in Würzburg, darunter 60, die in leitender Stellung in der Spitzenbehörde der Deutschen Turnerschaft stehen, und 300 freigewählte. Also ein richtiges Parlament, mit allen seinen Vorzügen, aber nicht mit seinen Nachteilen. Denn die Erörterungen waren sachlich, sie entbehrten des persönlichen Eigennutzes, sie waren wohl von Begeisterung für die Sache getragen, aber ohne die Zerküftung und die Schärfe der politischen Parlamente.

Wer sind die Abgeordneten, die in Würzburg zusammentraten? Angehörige aller Berufe, ohne Rang- und Standesunterschiede, zu einem gewissen Hundertjah Turnlehrer, aber alles Männer vom Bau, d. h. Männer, die in der Turnbewegung an führender Stelle stehen und langjährige Erfahrungen in treuer, uneigennütziger, ehrenamtlicher Arbeit gewonnen haben.

Früher war auf den Turntagen das Alter in der Mehrzahl. Heute sind die Turntage erheblich verjüngt. Die Abgeordneten vom 30. bis 40. Lebensjahre bilden einen großen Teil des Turnerparlaments, ein Zeichen, daß die Jugend machtvoll vorwärts drängt. Von Überalte-

rung ist nicht mehr die Rede, wie das ja auch die Ausgestaltung der Deutschen Turnerschaft in den letzten Jahren beweist.

Gewaltig ist der Ausbau der Turnerschaft gewesen. Neue Betriebsformen sind Gutem, Erprobtem zugesellt worden; dem Sport ist weiter Spielraum gegeben worden, so daß er sich machtvoll entwickeln konnte, das Spiel in seiner großen Mannigfaltigkeit ist mehr und mehr volkstümlich geworden (es sei nur an den gewaltigen Siegeszug des Handballs gedacht!), endlich ist auch der turnerische Gedanke vertieft und zu jener Reinheit des Wollens zurückgeführt worden, wie sie Jahn einst prägte. Endlich beweist auch die Jugendarbeit in der Deutschen Turnerschaft den Willen zu volkserzieherischer Tat, die gerade in heutiger Zeit um so wertvoller ist, als die Zeitumstände mehr denn je die Jugend in ungünstigem Sinne beeinflussen; die turnerische Jugendbewegung sucht wieder Begeisterung zu wecken, vom eigenen Ich zur Selbstlosigkeit zu lenken und den Gedanken der großen deutschen Volksgemeinschaft in die Massen zu tragen.

Der deutschen Volksgemeinschaft zu dienen, ist der Deutschen Turnerschaft höchste und erhabenste Aufgabe. Was in praktischer Arbeit für die Volksgemeinschaft in den 12 000 Vereinen der Deutschen Turnerschaft geleistet werden soll, gewann in Würzburg seine Form. Daher war die Würzburger Tagung mehr als eine rein turnerische Angelegenheit, eine deutsche, die das Volksganze berührt und daher allgemeiner Beachtung wert ist. Möge der Deutsche Turntag 1924 in Würzburg ein Markstein sein auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft.

Nordseefahrt

Urlauberlebnisse mit den Lehrlingen der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, Abt. Schalte

Von F. Dellwig, Werkschulleiter

Regenschauer überfluteten die Kohlenstadt Gelsenkirchen. Schneller dämmerte die Sommernacht herab. Zur großen Fahrt bereit standen 36 Werkschüler. Das Elternhaus wollte sie eigentlich nicht ziehen lassen; denn das Wetter war gar zu schlecht. Aber der Optimist behielt recht. Als der Werkschulwimpel nach 14 stündiger Fahrt Hamburg, die größte Seestadt des Festlandes grüßte, da jagte ein erfreuender Wind die letzten Regenwolken ins Meer. Ein strahlender Himmel glänzte über uns und über der Welt Handelsstadt.

Im größten Gasthause der Erde kehrten wir ein. Es waren die Auswandererhallen der Hamburg-Amerika-Linie. Ein straffes Liebes, unser wehender Wimpel lockten die Auswanderer aus ihren Gartenhäusern. Neugierige Blicke folgten uns von Männern, Frauen und Kindern aus aller Herren Ländern, als wir in unserer Halle verschwanden. Rasch verteilten wir die Lagerstätten. Ein Waschen, Räumen und Bürsten begann. Und dann lud uns eine blumengeschmückte Tafel zum Mittagsbrot. Heil wie mundete das reichliche Mahl!

Eine Stunde später erwarteten wir eine flinke Motorbarkasse der Hugo-Stinnes-Linien zur Hafenrundfahrt. Da standen die „Nordseefahrer“ zum erstenmal auf schwankenden Planen und atmeten tief die frische Luft des nahen Meeres. Wohl nie sahen sie ein überwältigenderes Bild der Arbeit als in diesem großen und schönen Hafen. Alle Geräusche der Welt spielten hier zusammen eine ungeheure Arbeitsinfonie. Luft aus allen Zonen, Klang und Duft aus allen Erd-

breiten umwehte uns. Hier waren wir in der Welt, mitten im pulsierenden Welthandel und Weltverkehr. Mit ragenden Masten strebten die Schiffe in blaue Höhen, mit scharf durchschneidendem Bug in blaue Fernen. Hafendampfer, Barkassen, Schlepper und Schuten jagten zwischen Werften, Docks und Hellingen dahin. Rauchfahnen und das verworrene Lied der schiffbauenden Industrie allüberall. Und uns erfüllte das ganze Kraftgefühl der Menschheit, die diese Naturgewalten in ihre Dienste zwang. Wollte auch das Heulen der Schiffs sirenen uns erscheinen wie der dumpfe, wild losfahrende Wutschrei der gebändigsten Kraft, so streuten doch unermüdet die gigantischen Kräne die neuen Schätze aus den strobenden Bäuchen der Schiffe auf das Land, als wollten sie es segnen.

Und nun, fast zum Greifen nahe, unmittelbar vor uns die steile Wand des Ostasienfahrers „Carl Legien“. Vor zwei Jahren sahen wir ihn bereits auf der Werft in Wilhelmshafen. Jetzt steigt er neben uns empor, jäh, still, drohend, lauernd, als wollte er sich in dem nächsten Augenblick über uns neigen und uns zermalmen. Doch da haben schon die Flinksten die Treppe erklommen und lehnen sich lachend über die Reeling. Zwei Stunden lang durften wir das herrliche Schiff durchstöbern und unsere freundlichen Führer mit Fragen überhäufen.

Das schöne Hamburg bildete den Abschluß des Tages. Zum Rathausmarkt mit den malerischen Alsterarkaden ging's zunächst. Wir sahen den Alsterdamm mit seinen modernen Geschäftshäusern: das



FLEET MIT BLICK AUF DIE NIKOLAIKIRCHE

dreifrontige Kirddorfhaus und den säulengeschmückten Palast der Hamburg-Amerika-Linie. Ein schnelles Boot brachte uns vom Jungfernstieg auf die schimmernde Alster. In der weiten Fläche spiegelte sich der blaue Himmel. Überall Segel- und Ruderboote, Barkassen und weiße Schwäne, ein Bild von Reichtum, Schönheit und Erholung. Am Fährhaus stiegen wir aus. Villenviertel von Uhlenhorst und Harvestehude nahmen die Sinne gefangen. Dann kamen die Hoch- und Untergrundbahnen mit ihrer rasenden Fahrt nach St. Pauli und zur Reeperbahn. Doch die vorgerückte Stunde erlaubte kein Verweilen. Raum grüßten wir Hugo Ledderers machtvoll getürmten Bismarck, denn noch wollten wir feststellen, wie herrlich im Elbtunnel unsere Turnlieder erschallen würden. Am Steinwärder kehrten wir um



BISMARCK-DENKMAL HAMBURG

und ließen uns von einem gewaltigen, elektrischen Aufzuge heben. — Mit hereinbrechender Nacht schlossen sich hinter den Gelsenkirchener Lehrlingen die Tore der Auswandererhallen.

„Heute fahren wir nach Helgoland!“ So jubelten wir der Sonne und dem Sonntagmorgen entgegen. Ein Marsch von einer guten Stunde brachte uns rechtzeitig an die St.-Pauli-Landungsbrücken. Mitgerissen vom Strudel der Drängenden, verschwanden wir unter Tausenden, die auch frei waren von des Alltags drückender Sorge, frei wie wir, und draußen ausruhen wollten beim Sonnenschein und Wellenglanz und reiner, frischer Luft. Nun — ein Sirenenruf — ein Summen und Zittern, ein Rauschen und Aufwirbeln im Wasser — und langsam löste der Schlepper den „Kaiser“ vom Kai. Die Landungsbrücken blieben zurück — und ein vieltausendfaches Winken und Grüßen. Wir aber standen trübsinnig am Bug, schauten glücklich auf die glitzernden Fluten und ließen uns von dem herben Seewind die Kleider durchwühlen.

Stromabwärts gehts an den stillen, heimlich umbuschten Ufern von Neumühlen und Ovelgönne, Othmarschen und Alsterfleeten vorüber bis zu dem sauberschlitzenden weiß und grünen Finkenwärder. Das Villendorf Blankenese mit dem Sülberg glitt vorbei, links das gefegnete Land Hadeln. Der Strom wird immer größer, immer ruhiger, immer breiter. Gleicht er nicht einem großen Leben, das von Jahr zu Jahr die Welt mit größerem Blick umfaßt und nun immer klarer, stiller, mächtiger und segensreicher wird!

Gen Westen fließt dieser Strom. Still ergießt sich seine breite Flut in das grünlichimmernde Meer. Sein



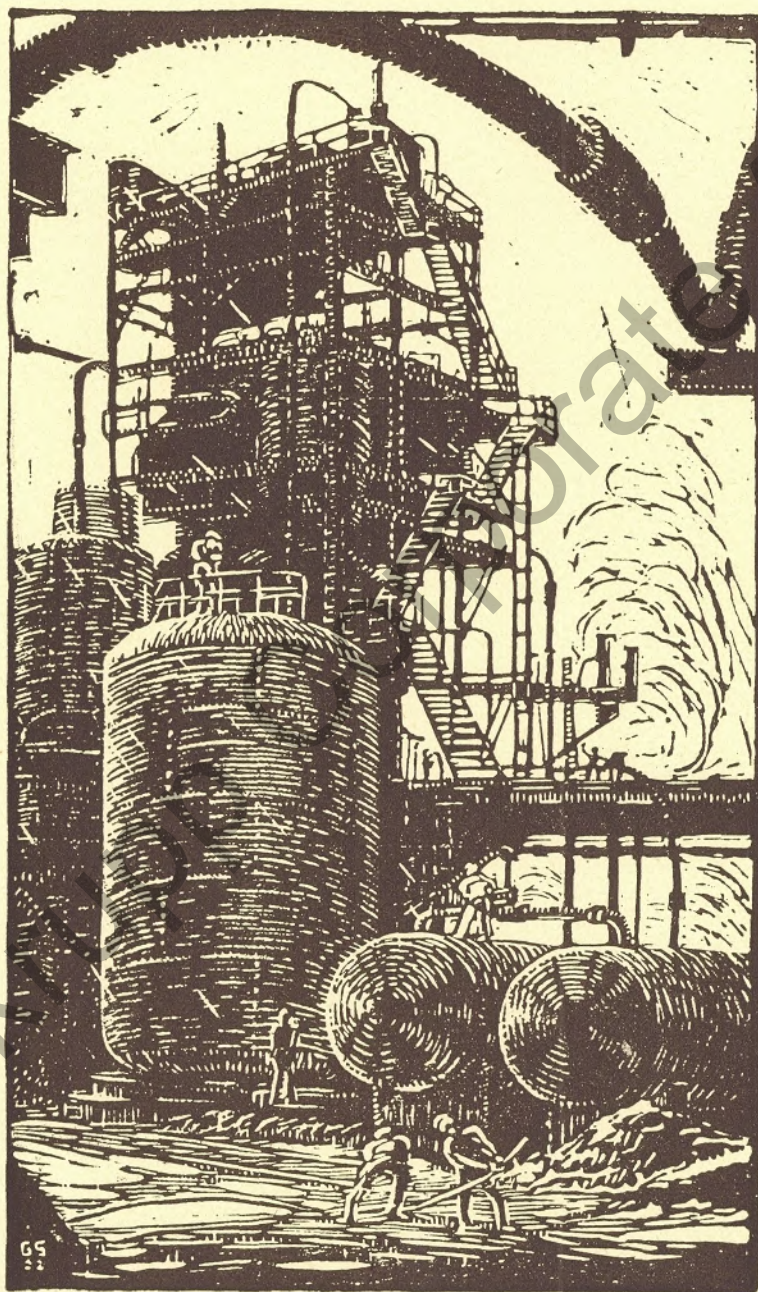
RATHAUS-HAMBURG

reiben und Drängen endet im lichten Blau des Himmels. Und wir sind still in unserer Seligkeit, so stundenlang fahren zu können, fahren und wandern, und wandern und fahren und immer das Auge trinken zu lassen von der Unendlichkeit des ewigen Meeres.

In den Mittagsstunden tauchte in silbriger Ferne das „Hillige Land“ langsam aus den Fluten empor. Ein Werkschüler aus Gelsenkirchen war es natürlich, der vom Mastkorbe aus zuerst das Eiland entdeckt hatte. Nach oben wurde nunmehr allgemein gedrängt; denn einmal häufte sich in erschreckendem Maße am Bug eine häßelnde Menge, zum anderen vereinigten sich mit den neugierigen Menschen bedenklich oft ebenso neugierige, klatschende Salzwasserspritzer. Dazu wurde das Schiff ein klein wenig unruhig, was sich jedoch beim Ritt auf einem Verladebaum weniger bemerkbar machte.

Pünktlich warf der „Kaiser“ Anker. Motorboote kamen, um die schier unübersehbare Zahl der Vergnügungsreisenden an Land zu bringen. Die Mastkorbbewohner hatten jetzt natürlich den Anschluß verpaßt und verließen als letzte den Dampfer. Die Landungsbrücke war übersät mit blinkenden Kleidern und winkenden Augen. In einer Kaserne des Oberlandes fanden wir das gewünschte Quartier bereitet. — Dann war Freizeit — bis der Leuchtturm sein Strahlentrio über die Insel und das Meer kreisen ließ.

Für einen echten Jungen ist eine Fahrt über das Meer wohl das größte Erlebnis. Wird noch Gelegenheit zum Baden gegeben, so bedeutet das für ihn die Vollendung höchster Genüsse. Ist es verwunderlich, wenn an verborgenen Stellen des Strandes gleich



KESSELANLAGE

HOLZSCHNITT VON GERD SCHNIEWIND, WEIMAR



Helgoland — Felsentüste

am ersten Abend Seebäder in der Brandung genommen wurden! Gewiß war das Wasser salzig und kalt und das Baden verboten, aber darum machte es eben doppelten Spaß. In den beiden nächsten Tagen fuhren wir mit dem ersten Boot zur Düne. Die Kostspieligkeiten eines Familienbades hatten wir schnell erfährt und schlugen darum abseits im Dünenland unsere „Burg“ auf. Und nun folgten Stunden, in denen Licht, Luft, Sonne, Glanz und Meer und duftigklare Weiten in unendlicher Fülle unseren Körper umfluteten und umkosten. Da durften wir für einmal die Tage verschlafen und verträumen, — und das Leben lieben lernen.

Braungebrannt, vielleicht auch verbrannt, erfreicht an Körper und Geist, brachte uns am fünften Tage der Dampfer „Bubenden“ in glänzender Fahrt nach Hamburg zurück. Noch ein Tag blieb uns für die Sehenswürdigkeiten der Riesenstadt. Hagenbeds Tierpark in Stellingen fesselte naturgemäß unsere Aufmerksamkeit in größtem Maße. Auch die Beschäftigung der Kunsthalle war gut vorbereitet und darum für die Jungen von höchstem Interesse. So bildeten die Meisterwerke der Kunst die letzten nachhaltigen Eindrücke von unserer Nordseefahrt.

Der August mit seiner Sommersonnenseligkeit ist dahin. Wir aber grünen Tag für Tag wieder die segenspendende, glücklich befreiende Eröfnerin der Menschen — die Arbeit —. In unseren Herzen aber klingt ein goldig Erinnern.

Schneelauf im Sauerland

Daß das Sauerland seit ein paar Jahren inmitten des deutschen Wintersportes eine bevorzugte Stellung einnehmen konnte, ist zunächst auf die rege Tätigkeit der sportlichen Presse zurückzuführen und dann auf ein wirklich hervorragendes Gelände. Aber auch die Absperrung der Eifel durch die Befestigung hat ihr Teil dazu beigetragen, daß sich die Rheinländer und Westfalen zum Sauerlande gewandt haben, welches bis hinein ins Waldecke nicht nur den westlichen Teil der Wintersportler anzulocken vermochte, sondern auch Mitteldeutsche und Süddeutsche. Die Gebirgszüge des Sauerlandes, vor allem der Kahle Astenberg mit seiner 150-Meter-Höhe, weisen für den Schneelauf vorzügliche Abfahrten und Hänge auf, die schon früh im Winter verschneit zu sein pflegen und deren Schneedecke oft bis zu Ostern hält, da die nordwestlichen Winde reiche Niederschläge mit sich bringen. Das Sauerland hat also eine nicht unerhebliche Schneedecke aufzuweisen, die natürlich anlockt und mit der Zeit die Bewohner des Rheins und des Ruhrgebietes sowie das Bergische Landes als ständige Besucher aufzuweisen hat. Daß das Sauerland einen Vergleich mit dem Oberharz, mit dem Erz- oder Riesengebirge oder mit dem Schwarzwald und den bayrischen Bergen aushalten will, wird niemand fordern. Aber dennoch sind die geheimnisvollen Prachtigkeiten, die sich in der winterlichen Natur zeigen, so hervorragende, daß selbst der Verwöhnte immer wieder neue Freuden ausfindig machen kann. Dazu kommt, daß das Sauerland von günstigen Zugverbindungen durchschnitten wird und an einer Hauptroute Köln—Berlin über Arnberg, Brilon liegt. Andererseits ist famose Verbindung mit Kassel und Mitteldeutschland. Nachdem bisher Winterberg im Mittelpunkt des sauerländischen Schneelaufs gestanden hat, hat sich auch Willingen aus dem Märchenschlaf wecken lassen. Liegt das idyllische Waldecke Gebiet auch etwas entfernter von Rhein und Ruhr, so ist es doch anziehend genug, um auch dorthin Ausflüge zu unternehmen. Allenthalben sind nicht allein günstige Verkehrswege vorhanden, sondern auch die Tourenmöglichkeiten sind vorzügliche, die noch durch hervorragende Ski-Weg-Markierungen unterstützt werden, ganz abgesehen von der Freundlichkeit der Aufnahme, die man gerade bei den Sauerländern findet. Das Sauerland ist wirklich in den letzten Jahren ein Dorado für den Wintersport und vor allem für den Schneelauf geworden. Das ergibt sich auch daraus, daß man es verstanden hat, eine sportfreundliche Jugend zu erziehen, die wie in anderen deutschen Gebirgen fast mit den langen Brettern unter den Füßen auf die Welt zu kommen scheinen.

Der 1907 begründete Ski-Klub Sauerland, der kürzlich seine diesjährige Hauptversammlung abhielt, in der der Verbands-Wettlauf um die Schneeschuhmeisterschaft vom Sauerlande nach Winterberg vergeben wurde (17. und 18. Januar), hat sich in uneigennütziger Weise in den Dienst der guten Sache gestellt und sie zu einem erfreulichen Erfolg gebracht, der sich eben im Aufschluß des sauerländischen Skigeländes und im Aufschwung des Schneelaufes dokumentiert. Die Zahl der Mitglieder ist bereits wieder auf „Friedensstärke“ gebracht worden. Und man darf erwarten, daß sich im kommenden Winter

wieder eine große Zahl Sportfreunde, auch aus anderen Sportarten, dem Ski-Klub Sauerland anschließen werden. Und dann ist nicht zu übersehen, daß gerade im Sauerlande Regierung und Behörden dem Schneelauf jegliche Unterstützung leihen. Die früher beobachtete Anfeindung von Heritaler Seite hat auch dem Verständnis Platz gemacht, daß der Schneelauf der Damen keine prüde, sondern eine gesundheitsfördernde, muskel- und nervenstärkende Kraftquelle bedeutet, die jeglicher Hilfe sich wert zeigt. Man wird sich bei dieser Gelegenheit auch entsinnen, daß vor dem Kriege, etwa 1911 oder 1912 durch die Preussische Regierung in Arnberg der sauerländischen Jugend nicht weniger als 500 Paar Schneeschuhe übergeben wurden, die dazu beigetragen haben, den Schneelauf im Sauerlande unter der Bevölkerung volkstümlich zu machen. Ein Vorbild, dem man sich auch heute wieder zuwenden sollte! Auch die Eisenbahnverwaltungen stellten sich durch Einlage von Wintersportsonderzügen in den Dienst der Sache. Das Sauerland als Skigelände großen Stils ist sicherlich noch im Werden begriffen. Das aber bedeutet allen Grund, die bisherige Richtung nicht zu verlieren. Gerade Rheinland, Westfalen und Bergisches Land fordern Ausspannung von der hastenden Arbeit der Woche, Nervenberuhigung und Erholung. Wer einmal als Großstädter draußen im wildverschneiten, raubreifungsoffenen Winterland des Sauerlandes war, wird sein Freund bleiben und anderen von all den ungeahnten Naturschönheiten erzählen, um auch sie aus den dumpfen Großstadtmauern hinauszulocken in wunderfame Schneegefilde!

Lie Schwarz e.



Helgoland bei schwerer See

Rätsel

Rätsel

Von Friedrich Calabow.

Das erste.

Ich bin's und du und ungezählte andre,
Und wären wir es mehr, so wär' es schön.
So weit man auch die ganze Welt durchwand're,
Stets wird dein Auge meine Zeugen sehn.
Von des Jahrtausends Welle hochgetragen,
Zog ich durch Ozean und Kontinent;
Mit stolzen Zeichen, die zum Himmel ragen,
Strebt' meine Seele bis ans Firmament!

Das zweite.

Ein mächtiges Gebild der starken Erde,
Red' ich mich machtvoll zu der Sonne hin,
Und meines Wuchses ringende Gebärde
Verkündet meines Wesens zähen Sinn.
Ich war der erste, der aus Erdesflocken
Sich sehnend hob bis an der Wolke Rand,
Vom Sonnenlicht umspielt die schwanken Locken,
Schweiften die Blicke über's weite Land.

Das erste und zweite.

Aus Eins und Zwei schuf mich der fromme Glaube
Als hohen Glückes festliches Symbol.
Alljährlich falle ich ihm neu zum Raube
Und steige neu empor von Pol zu Pol.
Zu meinen Füßen senken sich die Waffen
Und Streit und Zorn verlängt im Freudenruf,
Und eine Weibestunde euch zu schaffen,
Ist meines Daseins einziger Beruf.

Das dritte.

Viel Freude habe ich der Welt bereitet,
An mir erprobte sich so manche Kunst,
Ich liege schimmernd vor dir ausgebreitet
Und werbe schmeichelnd stets um deine Gunst.
Und doch zog auch in meinem Heergeleite
Reid, Mißgunst, Hader in die Welt hinein,
Ich schärfte oft die Waffen erst zum Streite
Und Anheil brachte mein gespenst'cher Schein.

Das ganze.

Wie anders ich! Vor meinem heiligen Zeichen
Verstummt des Haders schrille Dissonanz,
Und brüderlich sich selbst die Gegner reichen
Die Hände stumm vor meines Wesens Glanz.
Ich ströme Kräfte aus des ewgen Lebens
Und trage euch willkommene Botschaft zu.
Zu keinem Herzen sprach ich noch vergebens
Und Tränen deckte meine Liebe zu!

Silbenrätsel

Von Julius Harras, Wattenscheid

Aus den Silben:

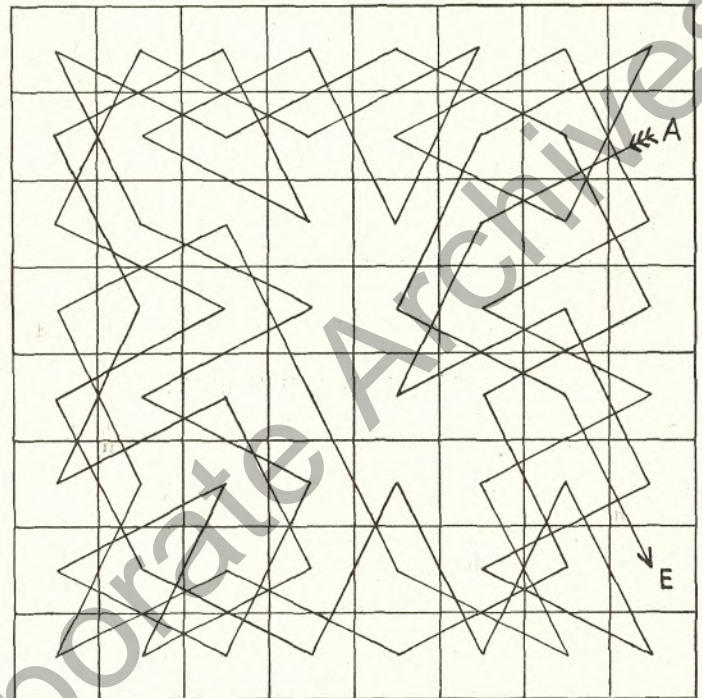
a - a - ap - at - aug - be - bers - bus - ca - cä - chen - co - das -
den - do - do - dock - dorf - e - e - ei - em - em - fe - fel - sich -
ga - graph - hon - huhn - i - i - ka - ka - ka - ke - ken - ki - low -
la - la - la - le - le - li - li - mä - man - me - mi - mi - na - na -
ne - ne - nef - ner - ni - ni - ni - ni - no - now - nu - o - ve - ra -
rat - re - reb - reich - rep - ri - rich - sa - sa - sa - sal - sar -
so - sol - ster - tarrh - tat - te - te - te - te - ten - trof - von - ros - zi -
sind 30 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach
unten, die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen — die beiden
letzten „ch“ der Endbuchstaben gelten als ein Buchstabe — einen
Weihnachtswunsch für den Leser ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Überfall, 2. König von Sparta, 3. Schling-
gewächs, 4. Stadt im ehemaligen Fürstentum Neuß, 5. Insel im
ägyptischen Meer, 6. Bezeichnung für Schriftsteller, 7. Stadt am Nieder-
rhein, 8. Provinz in Spanien, 9. preussische Hafenstadt, 10. Krankheit,
11. Komponist, 12. Kron- oder Staatsgut, 13. Verfasser des „Sachsen-
spiegel“, 14. Bilderrätsel, 15. Zeitbestimmung, 16. europäischer Staat,
17. japanische Hafenstadt, 18. Teil des Kopfes, 19. Fernschreiber,
20. Heilmittel, 21. Schlachtfeld in Oberitalien, 22. römischer Kaiser,
23. Städten am Siebengebirge, 24. Geflügel, 25. Gestalt aus Schillers
„Wallenstein“, 26. deutscher Philosoph, 27. Schiffsreparaturstätte,
28. Mönchsorden, 29. Baum, 30. russischer Staatsmann.

Auflösung der Rätsel in Heft 8

Rätselsprung

Der Weg der Auflösung: A = Anfang, E = Ende



In dem Dunkel der Geschichte
Voller Schmerz und tiefster Qual
Sind es oft nur Augenblicke,
Die das Glück dem Leben stahl.
Niemand kennt des Daseins Ziele,
Niemand weiß von seiner Welt,
Wann im letzten aller Spiele
Wohl sein Glas zersplitternd fällt.

Das Stundenglas!

Silbenrätsel

1. Siujitsu, 2. Nepomuk, 3. Diana, 4. Essen, 5. Jordan, 6. Nemesis,
7. Euphrat, 8. Helene, 9. Alfons, 10. Nansen, 11. Dividende, 12. Bacha-
rach, 13. Eigentum, 14. Feile, 15. Eßlingen, 16. Holland, 17. Lindau,
18. Eisenach, 19. Ida, 20. Chauvinismus, 21. Menuett, 22. Eberesche,
23. Ischias, 24. Nehrung, 25. Libelle, 26. Engerling, 27. Banane,
28. Eigenlob, 29. Narzisse, 30. Regen.

In Deine Hand befehle ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, Du hast es gegeben.

(Körner.)

Richtige Lösungen sandten ein:

Martin Eidmann, Versandbeamter der Gelsenkirchener Berg-
werks-A.-G., Abt. Schalke (Hochöfen) — Maria Eminger, Köf-
lach (Österreich) — G. Flechsig, Angestellter der Dortmunder Union
— Heinrich Frahm, Harburg (Elbe), Reeseberg 51 — Maria Guth,
Charlottenburg, Denabrüder Str. 21 — Hermann Koch, Büro-
beamter, Bochum, Wilhelmsplatz 8 — Frau Hilde Koch, Düssel-
dorf, Fischerstraße 53 — Aug. Kraft, Eisenbahntechniker des
Bochumer Vereins — W. Lindenberg, Angestellter der Rhein-
stahlwerke, Hilden — Alfred Müller, Techniker im S.-G.-W.,
Techn. Büro, Magdeburg — Hans Offermann, Bürobeamter,
Gelsenkirch. Bergwerks-A.-G., Dortmund — Fritz Puhl, Bochumer
Verein, Abt. Werk, Höntrop — R. Rüdiger, Dortmund, Sunder-
weg 121, i. Deutsch-Luxemb. Bergw.- u. Hütten-A.-G. Dortmunder
Union — Heinrich Schlermann, Telegraphist, Hauptverwal-
tung Rheinelbe — Fr. Ulrich, Gelsenkirchener Bergwerks- u. Hütten-
A.-G., Abt. Schalke — L. Wassenne, Ing. der S.-G.-W., Zweig-
niederlassung Köln.

Bücher:



Markt

Edgar Bacqué. *Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie.* 1924. Druck und Verlag R. Oldenbourg, München. Geh. Mk. 8.—. Geb. Mk. 10.50.

Wir sollen die Natur von ihrer Innenseite zu betrachten lernen, nicht nur äußerlich. Die alten Sagen und Überlieferungen sind Wirklichkeit, sagt der Verfasser, nicht bloße Symbole von Naturerscheinungen. Das nackte Utilitätsgesetz als Maßstab an die uralten Sagen der Völker legen, das kommt nur dem gleich, was man in Deutschland aus dem Buch Darwins jag, die schöpferische Entfaltung der organischen Natur allein unter den Gesichtspunkt der naturmäßigen Naturzuchtwahl stellen zu wollen. Er nennt es Überheblichkeit. „Wenn uns nur nicht einmal bei unserer Gottähnlichkeit ebenso bange wird, wie uns schon bei unserer Zivilisation bange geworden ist!“ Er verlangt, daß wir die Menschen der Vorzeit und ihre Sagen in ihrer vollen Kraft zu beurteilen und zu erfassen, in ihre seelischen Tiefen hinabzusteigen versuchen müssen und nicht alles mit unserer flachen und epigonenhaften Nüchternheit betrachten. Die Zeiten der Vergangenheit sind uns ein Buch mit sieben Siegeln — nicht nur so, daß wir wenig und meistens nichts Zusammenhängendes wissen von dem, was äußerlich auf der Erde und in der Menschheit geschah; sondern vielmehr auch so, daß wir mit dem unser Kulturzeitalter auszeichnenden, sehr einseitigen Verstandesdenken nicht leicht begreifen und nicht nacherleben können, jenes innere tiefe Schauen, das die Zeit- und Raumranken unseres Verstandes noch nicht in selbem Maße kannte, dagegen noch inniger verknüpft war mit der Natur und hindurchdrang zum Wesen und inneren Zusammenhang der äußeren Dinge. Die ganze Urgeschichte unserer Erde, die Entwicklung der Tier- und Pflanzenwelt, die Geschichte der Menschheit seit Urbeginn erscheint unter diesem Gesichtspunkt in einem andern Lichte, als wie wir diese Dinge im allgemeinen zu betrachten gewöhnt sind. Der denkende Leser wird aus dem Buch reiche Anregung schöpfen.

v. W.

Helmuth von Glasenapp. *Der Hinduismus. Religion und Gesellschaft im heutigen Indien.* Mit 43 Abb. Kurt Wolf Verlag, München. Geh. Mk. 10.—. Geb. Mk. 15.—.

Indien ist an sich ein weiter Begriff. Vorderindien, Hinterindien und das große Reich der Sundainseln, aber im engeren Sinn versteht man unter Indien gewöhnlich das unter englischer Herrschaft stehende Vorderindien, und in die vielgestaltigen Verhältnisse dieses Landes läßt uns der Verfasser einen tiefen Blick tun. Seit Jahrtausenden sind aus dem Wunderlande starke geistige Strömungen ausgegangen und haben tiefe Spuren in dem Geistesleben der europäischen und asiatischen Völker hinterlassen. Das Unergründliche, das Geheimnisvolle, das in dem Begriff Indien liegt — in ganz Indien — befängt noch heute das Gemüt unserer Dichter und Denker. Seit unvorstelllichen Zeiten war Indien die Sehnsucht der europäischen Völker, was in ältesten Sagen widerklingt, und die großen Entdecker des 15. Jahrhunderts zogen aus, nicht Amerika, sondern Indien, das Gold- und Wunderland zu suchen. Es erfordert Geduld und Anstrengung, die ganz eigenartigen, für unsere Anschauungen vielfach fremdartigen gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse zu erfassen und sich in die Denkungsart der verschiedenen Völker und Stämme zu vertiefen, die den Boden Indiens bevölkern. Die geistige und politische Bedeutung Indiens ist heute nicht minder groß wie zuvor, und mit hoch zu schätzender Anschaulichkeit werden wir in diese Verhältnisse eingeführt in einer Weise, wie wir sie bis jetzt noch nicht angetroffen haben. Eine Reihe von treffenden Bildern unterstützen die gehaltvollen Darlegungen, denen ein bleibender Wert zuerkannt werden muß.

v. W.

Leo Frobenius. *Der Kopf als Schicksal.* Kurt Wolf Verlag, München.

Ein prachtvoll gedrucktes und ausgestattetes Buch, und die vielen Blätter mit den afrikanischen Charakterköpfen sind wirkliche Kunstwerke.

Im meisterhafter Darstellung versetzt uns der Verfasser in die Seele des Afrikaners, in die des Mannes, der Frau und des Kindes, der Aborigines, der Hetäre, des Kaufmanns, des Scheiks und des Sängers — jeder Kopf ein Schicksal —. Alle Leidenschaften, die guten und die schlechten Triebe, sind unter der Glutsonne Afrikas stärker als bei uns, wenn auch die dämonischen Kräfte in den durch Hautfarbe und Denkart unterschiedenen Volksstämme verschieden zum Ausdruck kommen. Die Geschwisterliebe, der böse Blick, das Matriarchat, der Sang der Bardes des alten Heidentums und der zeitweilig wild hervorbrechende Haß des alten Heidentums gegen den Islam zieht in scharf gezeichneten Bildern vor unseren Blicken vorüber. Wir lernen Afrika kennen, das uns heute so fern liegt.

v. W.

Graf Eric von Rosen. *Vom Rap nach Kairo. Forschungen und Abenteuer der Schwedischen Rhodesia-Rongo-Expedition.* Mit 75 Abbildungen auf Tafeln und drei Karten. Verlegt von Strecker und Schröder, Stuttgart 1924. Leinenband G.-Mk. 7.—.

Vom Rap nach Kairo! — Ein fast unendliches Panorama, das hier in Wort und Bild aufgerollt wird und das uns bis zum Schluß in Spannung hält. Wir begleiten den kühnen schwedischen Forscher zu dem mächtigen Sambesi, zu den großartigen Viktoriawasserfällen — den größten der Welt — und sehen die weißen Wolken von Gisch und Dampf, die vom „donnernden Rauch“ der Fälle aufsteigen. Nach langer Safari durch Trockenwälder und Sümpfe finden wir Graf Rosen beim Ziel seiner Hauptaufgabe: bei der Erforschung der im Sumpfsgebiet des Bangweolossees hausenden Batwas, einem seltsamen Volksstamm von fast amphibischer Lebensweise, der vor seinen Feinden und arabischen Sklavenhändlern einst Schutz auf den schwer zugänglichen Inseln des Sumpfes gesucht hat. Graf Rosen darf als der erste gelten, dem es gelang, mit diesem merkwürdigen, misstrauischen und scheuen Sumpfvolk in engere Berührung zu treten. In trefflichen, lebendigen Schilderungen sind die weiteren langen Wanderungen durch Urwald und Steppe und über Seen, über mächtige Bergketten und wilde Kulturgebiete dargestellt. Eine Menge vorzüglicher Abbildungen begleiten den Text und erleben im früher deutsch-afrikanischen Usumbura einen Kriegstanz der Warundi, so anschaulich, als ob die schwarzen Kriegergestalten lebhaft vor uns ständen. — Große Anerkennung zollt der schwedische Graf deutscher Kolonisationstätigkeit.

F. W. Up de Graff. *Bei den Kopffägern des Amazonas. Sieben Jahre Forschung und Abenteuer.* Mit 31 Abbildungen und einer Karte. In Ganzleinen auf bestem weißen Papier G.-Mk. 15.—. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1924.

„Es ist eine alte Geschichte — und doch ewig neu. Seit jener Zeit, da die Menschen über die Erde zu wandern begannen, ist der Drang nach neuen Entdeckungen im Menschenherzen stark gewesen. Diese Sehnsucht, die verborgenen Tiefen der Natur zu durchdringen, verbunden mit der reinen Freude am Abenteuer um des Abenteurers willen, war es, die mich antrieb, die Reisen zu unternehmen, von denen dieses Buch einen schlichten Bericht gibt. Ich strebe damit weder einen wissenschaftlichen noch einen literarischen Wert an, es ist lediglich eine Sammlung zusammenhangloser Berichte, die ich in dieser Form veröffentlichte, in der Annahme, daß die jungen ungezähmten Gemüter unserer Tage Vergnügen an der Erzählung von Wanderungen finden werden, auf die ein unerforschliches Geschick einen ihrer Vorgänger führt“, sagt der Verfasser. Von jugendlichen Plänen erfüllt, folgte Friß Up de Graff einem lockenden Freund in das verheißungsvolle Land Ekuador; „das Land der Gelegenheiten“ nennt es der unternehmungslustige Amerikaner. Vor allem lockt das sagenhafte Gold der Inkas. Aber auch das Summisaammeln versprach in jenen Sumpfwäldern des vielverzweigten Flußgebiets des Amazonas reichen Ertrag. Durch das wiederholte Scheitern seiner Pläne ließ sich der Verfasser nie aus der Fassung bringen, und unter allen Schicksalstücken behielt er seinen

Humor. Vom hohen Ramm der Anden, den der Silberdom des Chimborazo überragt, tauchen wir hinab in die unermesslichen Urwälder des Oberen Amazonas, des größten Gebietes jungfräulichen Landes. Wir kommen in das Leben der reichen Grundbesitzer und in das Sklavenland der ausgebeuteten Indianer. Auch an einer Operetten-Revolution beteiligen wir uns, und beinahe wäre Up de Graff an die Spitze der Regierung gekommen. Er zog es aber vor, im Dunkel des Urwaldes Gold und Summi zu suchen, inmitten unter Tapiren und Jaguaren, giftigen Ameisen, Riesenschlangen und giftigen, blutgurgelnden Vampiren, immer am Rand des Todes. Der Höhepunkt des Buches ist der Kriegezug der Iwaros, an dem sich der Verfasser mit seinem weißen Gefährten wider Willen beteiligen muß, wenn er nicht das eigne Leben wagen will, aber so enthüllt er das lange gesuchte Geheimnis der indianischen Kopfsäger und der geheimnisvollen, Entsetzen erregenden Zubereitung der abgeschlagenen Köpfe der Feinde, die dann als Schmuckstück dienen und auch in einigen europäischen Museen zu sehen sind. Bemerkenswert ist die Anschauung des Verfassers, daß zwischen bestimmten Volksstämmen und den Tieren eine Verwandtschaft besteht.

Die Schilderungen verdienen auch darum größte Beachtung, weil vor kurzem von bestimmter Seite der Vorschlag gemacht worden war, in dem an Naturschätzen reichen Gebiet des Oberen Amazonas Millionen von Deutschen anzusiedeln und auf diese Weise gewissermaßen einen deutschen Staat in den Tropen zu schaffen. Wie die Ansiedlungsmöglichkeit in diesem „Land der Schmetterlinge und Kolibris“ beschaffen ist, erkennt man aus dem Buch sehr rasch. Aber man bewundert die Erhabenheit der rastlos schaffenden gewaltigen Natur. v. W.

Hans und Margarete Driesch: Fern-Ost. Als Gäste Jungchinas. Über 300 Seiten Text mit 62 bunten und einfarbigen Abbildungen, einer Karte und einem Plan. Auf holzfreiem Papier in Halbleinen gebunden G.-Mk. 8.—. F. A. Brochhaus, Leipzig.

Gerade jetzt, da politische Stürme über China, das uralte „Reich der Mitte“ hinwegbrausen und politische Erdbeben Land und Volk in seinen Grundfesten erschüttern und den ganzen Erdkreis in Spannung halten, ist das Buch, das zwei Verfasser schufen, eine wertvolle Gabe. Schon darum, weil es uns die Gewißheit bringt, daß die Weltmission der Deutschen nicht zu Ende ist, daß ehrliche deutsche Arbeit immer noch hoch gewertet wird. Es entrollt fremdartige Bilder von erstaunlicher Tiefe und Lebendigkeit. Die hervorragendsten Männer des fernen Ostens erstehen vor uns in ihrer Bedeutung und in ihrem Verhältnis zum deutschen Wesen. Philosophie, Religion und Kunst Chinas und Japans lernen wir in großen Zügen kennen. Durch das Buch wird klar, daß alle Kulturmenschen gleichen Wesens sind und daß die Chinesen keine andere „Wahrheit“ haben wie wir. Prächtige Bilder unterstützen die Anschauung. Der scharfe Blick der Frau erfasst das Wesentliche auch im Alltagsleben. Wie man in China und Japan ist und trinkt, wie man Feste feiert und wie man einkauft, lernen wir kennen und wir verlernen, etwas zu belächeln, was uns im ersten Augenblick fremdartig erscheint. Eine der ersten Taten der amtlichen Kreise in Fern-Ost bald nach dem Kriege war, den berühmten Leipziger Philosophen Professor Hans Driesch und seine Gattin zu Vorträgen einzuladen. Ein volles Jahr waren beide als Gäste des aufstrebenden Jung-China im Dienst der internationalen Völkervermittlung segensreich tätig, und unermüdlich arbeiteten sie für die Weltgeltung des deutschen Namens. Das Buch bringt uns den geheimnisvollen Osten geistig näher, und indem es unseren Blick wirtschaftlich und politisch erweitert, wird es segensreich wirken. v. W.

Alma Johanna Koenig. Die Geschichte von Half dem Weibe. 1924. Erschienen im Rikola-Verlag, Wien-Leipzig-München.

Inseln zur Zeit der ersten Verkündigung des Christentums, das ist der Schauplatz. Die ungebändigte Kraft und Leidenschaft des germanischen Urvolkes lodert in diesem Buch und läßt uns, die wohlgezogenen und kultivierten Menschen einer so schön geregelten Gegenwart, vor ihrer Glut erschauern. Die Handlung ist spannend; die formgewandte Sprache ist der Zeit angepaßt und die Darstellung verrät ein gründliches Studium dieser dem allgemeinen Gesichtskreis sonst fernliegenden Zeit und ihrer Verhältnisse. v. W.

Alfred Nawrath. Im Reich der Medea. Kaukasische Fahrten und Abenteuer. Mit 86 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brochhaus. 1924. Geb. G.-Mk. 8.—. Ein herzerfrischendes Buch, das sich nicht an Gelehrte, sondern an den großen Kreis der Gebildeten wendet. Frische, freie Seeluft und reine Bergluft umwehen uns, und freudig folgt man dem jungen tatkräftigen

Führer ins Reich der Medea, in das alte Sonnenland Kolkhis, wo nicht nur Erhabenheit und Wildheit der Natur herrschen, sondern auch eine vielgestaltige Völkerschare das Wandern zu einer Reihe von Abenteuern macht. Hinaus aus der Steinwüste der Großstädte in eine unentwehte Natur! Dr. Nawrath war seit 1914 der erste Europäer, der das wilde Gebirge des Kaukasus durchstreift hat und dem es von der Sowjetregierung gestattet wurde, beliebig zu photographieren. Überreich war seine Ausbeute dieser abenteuerlichen Fahrt, der wir dieses Buch verdanken. Von russischer Eisenbahn, vom Lagerfeuer der Zigeuner, vom kaukasischen Dschun, vom sturmdurchpeitschten Mamison-Paß und von den Riesengletschern des Kaukasus berichtet es, nachdem es uns vorher an griechischer Sonne und Schönheit gewärmt hat. Seine lebendigen Schilderungen halten den Leser in steter Spannung.

Rudolf Herzog, Wieland der Schmied. Roman. Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Es mutet wie ein Wunder an, daß in unsern Tagen ein solches Buch erscheinen kann, ein Buch von so ernster hoher Sittlichkeit, voll von so viel Reinheit und Schönheit, vollgefüllt von heißer Liebe zu Vaterland und Volk. In unsern Tagen, in denen die Fote, die gemeinste platteste Schmutzigkeit in jeder Form in Wort, Bild, Musik und Kunst wahre Orgien feiert, in denen die kleinen Schulknaben über die Straße ziehen, „Schlager“ singend, deren Worte Erwachsenen die Schamröte ins Gesicht treibt, in unserer Zeit, in denen ein großer Teil der heranwachsenden Jugend in sinnlos übertriebenem und überhäktem „Sport“ verblödet, in verworrenen internationalen „Ideen“ lebt, eine Freiheit erhoffend, die nichts anderes wie Zuchtlosigkeit ist, oder ihr ganzes Denken der Motorraerei opfert und ihre ganze freie Zeit auf Tanzdielen und in Bars verbringt. In dieser Zeit sitzt ein deutscher Dichter auf seiner alten Burg am Rhein und schreibt einen Roman, in dem deutsche Idealgestalten schimmern aus einer Zeit, die uns endgültig vergangen schien. Und diese Leute leben, sie leben heute doch noch, trotz allem, diese schönen deutschen Menschen, denen noch alles heilig ist, was uns Deutschen allen heilig war bis zu jenen traurigen Novembertagen, als der gemarterte Körper erlag, als das furchtbare Fieber ausbrach, das heute noch in seinen letzten Nachwehen uns schüttelt. Ich brauche von dem Inhalt des neuen Herzog-Romanes hier nichts zu erzählen, er ist ein echter Herzog, ein hohes Lied von Deutschum und deutscher Kraft und Sieghaftigkeit. Er ist eine Tat, er wird begeisternd auf die noch deutschfühlende Jugend wirken, er wird mithelfen, den Weg zu einer schöneren deutschen Zukunft zu ebnen. Die Tatsache, daß bereits acht Tage nach seinem Erscheinen der Roman den Weg in 50 000 deutsche Häuser und Herzen gefunden hat und die zweite Auflage nötig wurde, läßt erkennen, wie sehr sich weite Kreise unseres Volkes aufrichten wollen an ihrem Deutschsein. Möge Herzogs „Wieland der Schmied“ von vielen Tausenden deutscher Christbäume bestraft werden — möge der deutsche Nachwuchs diesem „Herzog“ folgen, der als wahrer Herzog an der Spitze des deutschen Volksheeres dahinstürmt, Kampf bietend allem Niedrigen, Häßlichen, Gemeinen, eine Gasse brechend allen hohen, sittlichen, deutschen Idealen! E-W

Theodor Fontane. Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. (Bücherbund, Vereinigung von Bücherfreunden, wozu sich jedermann als Mitglied bei einer Buchhandlung anmelden kann. Jahresbeitrag G.-Mk. 9.—.) Finhorn-Verlag in Dachau bei München.

Die meisterhafte Erzählkunst Theodor Fontanes offenbart sich in dieser Schilderung des trostigen, stolzen Mädchens aus dem 15. Jahrhundert. Mit starken kräftigen Schritten schreitet die Handlung fort, deren Träger lebendige Menschen sind, denen das Blut warm durch die Adern rinnt. Es ist ein herzhaftes Buch, diese Geschichte aus Tangermünde. v. W.

Norbert Jacques. Heißes Land. Eine Reise nach Brasilien. Verlag wie vorher.

Es ist das Tagebuch eines wirklichen Dichters, der uns das Geschaute und Erlebte in Bildern voll glühender und satter Farben vorführt. Nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben, und auch in die tiefsten Tiefen menschlicher Leidenschaft führt er uns in dem „Heißes Land“. v. W.

Emil Strauß. Freund Hein. Eine Lebensgeschichte. Verlag wie vorher.

Das Schicksal eines Jünglings, der untergeht, weil, ja nun, weil sein Wesen und seine Art mit der Welt in Zwiespalt geraten. Man kann dieses Meisterwerk der Charakterschilderung nur mit Ergriffenheit aus der Hand legen. v. W.

Schatzkammer der Kunst. Die Venus in der italienischen Malerei. Mit 32 ganzseitigen Bildern in Kupfertiefdruck. Verlag wie vorher.

Jeder Liebhaber einer wirklichen und echten Kunst wird sich an diesen Meisterwerken der großen Maler erfreuen, die das stärkste Gegenstück zu vielen Erzeugnissen der Gegenwart bilden.

Boris Lenski von Ossip Schubin. Roman. 4. Auflage. Oktav. 400 Seiten. 1924. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). Geb. G.-Mk. 7.—. Ganzleinen G.-Mk. 8.50. Gutes, holzfreies Papier. Die 4. Auflage erschien zum 70. Geburtstag der Verfasserin.

Ossip Schubin hat ihre Stellung in der Literatur als Darstellerin der zeitgenössischen internationalen Gesellschaft vor dem Weltkrieg gewonnen. Von all ihren Werken ist „Boris Lenski“ die reifste, beste Schöpfung. Sie weist alle ihre so oft gelobten glänzenden Eigenschaften auf: lebendige Schilderung der inneren und äußeren Vorzüge, fesselnder Stoff, eine überaus treffende Charakteristik und einen dichterisch empfundenen Zug in einer glänzenden Darstellung. Das Werk ist die getreueste Schilderung jener zwischen den europäischen Hauptstädten vagierenden Gesellschaft von Nord- und Südslaven und von Künstlern mit einem starken Tropfen Zigeunerblut in den Adern.

Von „Paetels Taschenausgaben, Neue Folge“ bei Gebrüder Paetel in Berlin sind 1924 erschienen: **Theodor Storm, Aquis submersus.** — **Marie v. Ebner-Eschenbach, Der Kreisphysikus.** — **Friedr. de la Motte-Fouqué, Fata Morgana.** — Handliches, bequemes Format (10 1/2 × 14 cm). Etwa 96 Seiten. Ganzleinen. Der Preis von G.-Mk. 1.50 ist sehr mäßig. Bisher sind 18 Bände erschienen, nur empfehlenswerte Schriften.

Die Verlagsbuchhandlung J. P. Bachem in Köln gibt wieder einige schriftstellerisch wertvolle Bücher, zum Teil neuer Verfasser, heraus: **Dora Hohlfeld, Meerland-Menschen.** Brosch. G.-Mk. 3.50. Geb. G.-Mk. 5.—.

Dora Hohlfeld ist zweifellos eine Erzähler-Begabung von recht eigentlich germanischer Prägung. In den auf Grund tatsächlicher Geschehnisse dargestellten Meerland-Menschen tritt uns ein eigenartiger Menschenschlag entgegen, bodenständig, heimatgläubend, ein Gemisch von schwerblütiger Lebensanschauung und heiterer Lebensbejahung, beeinflusst von See und Heide. Der Roman spielt im Jahre 1920 im Ostseegebiete zwischen Pommernellen und der Pommerschen Seenplatte, an der Grenze von Neu-Polen. Es ist das Land, wo das Wasser der Seen summt und singt.

Georg Julius Petersen. Um die Scholle. Brosch. G.-Mk. 4.50. Geb. G.-Mk. 6.—.

Holstein, das meerumschlungene! Die Landschaft um Kiel ist der Schauplatz. Zwischen dem auf seinem Besitz bestehenden Grundherrn von altem Adel und seinem Mühlenpächter, dessen Familie auch schon lange auf diesen Grund und Boden sitzt, wird ein erbitterter Kampf um die Scholle geführt. Weiterlei Auffassungen ergeben heftige Zusammenstöße, die aber zur Lösung kommen. Liebevolle Kleinmalerei zeichnet die handlungsreiche Erzählung aus, die durch Ausschnitte aus der bewegten Zeitgeschichte der Gegenwart belebt wird.

Anna Frein v. Krane. Eikenborn. Brosch. G.-Mk. 4.50. Geb. G.-Mk. 6.—.

Die Verfasserin, die deutsche Christuserzählerin, wälzt in dieser Erzählung keine tiefen Probleme. Sie erzählt schlicht und einfach, aber mit packender Wärme, die merkwürdigen Schicksale eines Hauses und Geschlechtes, das zum Teil ihr eigenes ist. Alte Tagebücher und Aufzeichnungen, die zum Teil bis zum dreißigjährigen Krieg zurückreichen, bilden die Grundlage der Erzählung, die der Verfasserin sicherlich neue Freunde erwerben wird.

Hugo Strauch. Valentins Magnificat. Brosch. G.-Mk. 4.—. Geb. G.-Mk. 5.50.

Köln und Münster in Westfalen sind der Schauplatz, auf dem ein hochbegabter Oratorienkomponist und sein gleichstrebendes junges Weib den Kampf um ihr Künstlertum austragen. Es ist kein moderner Roman in landläufigem Sinn, wohl aber einer, der mit echter Kunstseligkeit und Vorliebe für die religiös-erhabenen Stoffe packt und erhebt. Strauch verbindet mit begeisterter Liebe zur Musik feinsinnige

Menschenbeobachtung und sehr gewandte Darstellung im christlich-edlen Geist, und er behandelt recht anziehend Fragen der Musik sowie das Verhältnis des Dogmas zu seiner Vertonung.

Karl Rademacher. Caesarius von Heisterbach. Brosch. G.-Mk. 6.—. Geb. G.-Mk. 8.—.

Der Erzähler — Direktor des Stadtkölnischen Museums für Vor- und Frühgeschichte — hat sich die Aufgabe gestellt, die alte Kunst, wie sie in den Klöstern des 13. Jahrhunderts geübt wurde, im Rahmen einer zeitgeschichtlichen Erzählung der Gegenwart näher zu bringen. Im Mittelpunkt der Handlung steht der berühmte Prior Caesarius in dem traumhaft schönen einsamen Waldtal des Siebengebirges. Um ihn gruppieren sich ein befähigter Goldschmied, ein junger klösterlicher Maler, der Erzbischof Heinrich von Molenark und andere zu einem lebendigen Bilde, dem Schilderungen von Bauwerken, Kunstschätzen, von Sitten und Gebräuchen Farbe und Rückhalt verleihen.

Goldengel von Köln. Kulturgeschichtlicher Roman aus Kölns Franzosenzeit von Ernst Pasqué. Neu herausgegeben von Franz Bender. Brosch. G.-Mk. 6.—. Geb. G.-Mk. 8.—.

Das Werk des weiland kölnischen Schauspielers und Schriftstellers Pasqué aus der rheinischen Franzosenzeit haben unsere Eltern in ihrer Jugend verschlungen. Die Schilderung des Kölner Bauernlebens, der dörflichen Sitten im Weichbild der Stadt, der Rittersessen, bei denen man unter fröhlichem Tuscheln selbstgekelkerten Wein trank, die verbrecherische Tätigkeit der berüchtigten Deuker Räuberbande und all der echt kölnischen Gestalten aus der vorigen Jahrhundertwende müssen für jeden Kenner kölnischen Volkslebens hohen Reiz besitzen. Franz Bender hat es in seiner Neubearbeitung vorzüglich verstanden, die etwas breit ausgeladene Darstellung Pasqué's geschickt zu beschneiden und dem Geschmack der Gegenwart anzupassen.

Gerhard Hennes. Parzival der Gralsucher. Erzählung nach Wolfram von Eschenbach. Mit vier Bildern und Umschlagzeichnung. Geb. G.-Mk. 1.20.

Ein Wiener städtischer Lehrer schrieb darüber an den Verlag: „Sie haben durch Herausgabe dieses Buches auch dem Volksschullehrer ein ausgezeichnetes Mittel an die Hand gegeben, um die jungen Seelen für das Echte, Hohe, Hehre zu begeistern. Ich habe in meiner 4. Klasse den zehn- bis elfjährigen Knaben Ihren Parzival vorgelesen, selbst ergriffen von der meisterhaften Wiedergabe des Wolfram durch den Autor. Die Knaben hingen förmlich an meinen Lippen. Wenn ich ein reicher Mann wäre, kaufte ich jedem Kinde meiner Klasse dies Büchlein!“ — Sinngemäße Worterklärungen sind beigelegt. Wir glauben auch, daß die Knaben ihre Freude daran haben werden.

Karoline Waldau. Bellinis Kinder und der Ziegen-Beppo. Erzählung für das kleine Volk. Mit 40 Bildern von E. H. Rüdler. Geb. G.-Mk. 4.50.

Diese frische, handlungsreiche, von christlichem Geist durchwehte Erzählung ist eine köstliche Schöpfung und für die Jugend von elf bis vierzehn Jahren eine Quelle bester Unterhaltung. Auch die hübsch gezeichneten Bilder werden den Kindern Freude machen.

Dieselbe. Beppo und seine Freunde in Not und Bedrängnis. Mit 20 Bildern von E. Hödner. Geb. G.-Mk. 4.50.

Dieses köstliche Buch ist die Fortsetzung des vorhergegangenen und auch diese Erzählung kann für die Jugend bestens empfohlen werden. Auch der Erwachsene wird sich mit Freude darin vertiefen.

Hermann Cl. Rosel. Michelangelo. Roman eines Titanen. Mit 17 Wiedergaben von Werken des Meisters und seiner Handschrift. (Romane berühmter Männer und Frauen.) Verlag von Rich. Bong, Berlin und Leipzig.

Wie ein Gegenstück zu seinem Albrecht-Dürer-Roman wirkt diese neue, von starker Spannung belebte Erzählung Herm. Cl. Rosels, in deren Mittelpunkt der trohige, mit den Dämonen der eigenen Brust gewaltig ringende Titan der italienischen Renaissance steht. Durch Michelangelos heiße lodrende Leidenschaft wird Chiara, die den Überstarken zu reinerer, geistiger Liebe führen möchte, zwischen Hinnieigung und Furcht hingeworfen, bis sie ihm entsagt, er ihr aufs neue folgt, sie aber vom Felsen herab jäh den Tod sucht. Kampf ist das Element des Lebens dieses Einsamen, der fast gleich groß als Bildhauer, Maler, Baumeister und Dichter vor uns steht. Kampf mit seinen Aufstraggebern, den Päpsten, um des höchsten Zieles seiner Kunst willen!

Rampf mit seinen Zeitgenossen, den übrigen Meistern der Renaissance! Kampf um seine Vaterstadt Florenz, da der aus altem Adelsgeschlecht stammende Buonarrotti für ihre Freiheit als Republikaner gegen die Medici eintritt. Kämpfe in tiefsten Glaubensfragen, wobei sich der Künstler zu Savonarola bekennet, der den Scheiterhaufen besteigen mußte. So entrollt sich vor uns ein farbenreiches Bild der Renaissance mit ihren starken Leidenschaften in lebendiger Darstellung.

Belsazar. Das Ende Babylons. Roman von Heinz Welten. Bilderschmuck von Erich Sturtevant. (Romane berühmter Männer und Frauen.) Verlag von Rich. Bong, Berlin und Leipzig.

Dieser dritte und letzte Band der Romanfolge „Der Kampf um Babylon“, in der die verjüngte Welt des sagenumwobenen Euphrat-Reiches mit seinen blutigen Opferfesten, Bacchanalen und Geheimnissen der Tempel und Gartenanlagen zu blühendem Leben ersteht, führt auf den Höhepunkt der Kämpfe im Innern und mit dem äußern Feind. Gegen die drückende Herrschaft der Priesterschaft wendet sich der tatendurstige Thronfolger Belsazar; aber sein Wille ermattet bald und seine Jugend ist den Vielerfahrenen nicht gewachsen. Eine Fügung des Schicksals ist es, daß der Jüngling erst zur Herrschaft gelangt, als der siegreiche Perserkönig Cyrus schon vor den Toren Babylons steht. Mit diesen Ereignissen ist das Schicksal der Juden verknüpft, die in Cyrus ihren Befreier sehen. In der von Schauern des Unterganges durchglühten Nacht erscheint Belsazar inmitten zehender Heerführer die Flammenschrift „Mene tekel upharsin.“, und der scheinbar unterlegene Levit wird zum Sieger. Der verschönte Abschluß ist die Liebe Belsazars zu der armen Narea und der gemeinsame Tod der Liebenden.

Das nackte Leben. Roman von Friedrich von Gagern. Verlag von Paul Parey, Berlin SW 11, Hedemannstraße 10. 1924. Aus der Sammlung: Grüne Bücher.

René der Österreicher, der feingebildete Sohn aus alter R. R. Hofratsfamilie, Beamtenadel, ziemlich wohlhabend, ist der Held der Geschichte. Nach den üblichen Vorbereitungen im Theresianum und einigen Offiziersjahren sieht er sich die Welt an, das westliche Europa, die Städte des Balkans, Kleasiens und Nordafrikas. Als echter Österreicher ist er ein Mischling in Dentart, halb Europäer, halb Asiate, Faust und Mephisto in einer Person. Er kennt bald den Orient und fühlt sich in süßem Nichtstun dort am wohlsten, kennt eine ganze Reihe von Sprachen und versteht sich weltgewandt und gelassen auf die Beurteilung der Menschen. In vorzüglichen Schilderungen versteht uns der Verfasser in die ganze Glut und in die Geheimnisse des Orients, immer unter dem Gesichtswinkel des einsamen vornehmen Müßiggängers. Eine prächtige Figur ist der reiche Jude Efram Efrus in Tetuan in Marokko, womit sich unser Held zu einem verhängnisvollen Geschäft zusammenfindet. Sie suchen den Berg des Goldes. Gold ist Macht, Gold ist Wissen, Gold ist Gott, geheimnisvoll die Kabbala. Wir verfolgen die in wunderbarer Sprache geschilderte Handlung, die den Helden nach merkwürdigen Erlebnissen bei den Ruafas, den Ristabyls in Marokko, den hellhäutigen, blonden und blauäugigen Nachkommen der unter König Geiserich dort sesshaft gewordenen Vandalen Glück und Ruhe finden läßt, weitab von europäischer Kultur.

v. W.

Die Monchsauer. Ein Roman aus dem westlichsten Deutschland von Ludwig Mathar. 1922. Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet. Komm.-Gef. München. Verlagsabteilung Rempten. Brosch. G.-Mk. 5.50. Pappband G.-Mk. 6.50. Ganzleinen G.-Mk. 7.—.

Ein erfrischender Heimatroman aus dem jetzt zwangsweise an Belgien abgepreßten Ländchen Monschau, der mit dem Herzblut geschrieben ist. Ein eigentümlich Völkchen sind sie, die Monchsauer, diese Sonderlinge da hinten am Rande des Venns, am Ende des Reichs. Alle Welt will ihnen was am Zeug flicken. „Windbeutel!“ sagen die Nachbarn und verziehen verächtlich das Gesicht; sie können es nicht vergessen, daß außer ihnen noch jemand anders ein solides und feines Tuch auf den Markt bringt. Schon seit Karoli Quinti Zeiten liegen sie mit dem weltentlegenen Tuchmacherstädtchen im Krieg. Aber die Erfindung der Webmaschinen nahm den Monschauern das Brot, die großen Städte siegten, und viele Einwohner flüchteten notgedrungen in die Arme des Molochs Fabrik. Von Monschau führt der Weg nach Köln, und der Leser wird an den prächtigen Gestalten der Jungen und der Alten und ihrer unverfälschten Mundart seine Freude haben.

v. W.

Unter der Geißel. Das Trauerspiel eines Volkes. Ein Moselroman aus dem siebzehnten Jahrhundert von

Ludwig Mathar. Verlag wie oben. Geh. G.-Mk. 3.50. Geb. in Halbleinen G.-Mk. 4.70.

Wie Ludwig Mathar es verstanden hat, uns in seinen Romanen „Das Glück der Selbst“ und „Die Monchsauer“ so recht saftige, und von innerster Kraft und bürgerlicher Gesundheit strotzende Bücher aus seiner engeren Heimat zu schenken, so kreist auch in diesem Moselbuch stürmisch das Leben bewegter Handlungen. „Unter der Geißel, in den Tagen der größten deutschen Not, der härtesten rheinischen Knechtschaft ist dies Buch der Unfreiheit entstanden. Auch ich bin durch die Lohe des Hasses geschritten. Auch ich knirschte waffenheißend wider die Knechtschaft“ so schreibt der Verfasser als Leitwort seines Buches, dem wir eine weite Verbreitung wünschen.

Die Kunst der Massenbeeinflussung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Von Friedrich Schönmann. In Halbleinen G.-Mk. 6.—. (Polit. Bücherei, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart.)

Von einem der besten Kenner amerikanischer Verhältnisse wird hier ein Bild des öffentlichen Lebens in den Vereinigten Staaten und der bis ins kleinste durchgebildeten Kunst der Propaganda und der Massenbeeinflussung ausgestellt, worin wir noch wahre Stümper sind. Nur wenige Deutsche haben eine klare Vorstellung von dem Umfang und der Genauigkeit des Beeinflussungsapparates, der hier in allen seinen Teilen, von der Presse bis zur Schule, vom Kino bis zur Kirche, von der Geschäftswelt bis zur Frauenbewegung, vorgeführt wird. Wie nötig und förderlich diese Kenntnis für uns ist, zeigt das Versagen unserer eigenen Propaganda, deren Äußerungen in der Welt fast ohne jeden Widerhall geblieben sind und noch bleiben. Der Ausgang des Weltkrieges und die Ereignisse der Nachkriegszeit haben hoffentlich wohl jeden Deutschen über die gewaltige Macht und Wirkung dieser Beeinflussung aufgeklärt. Wenngleich der Verfasser nur von den Vereinigten Staaten spricht, so kann dem hinzugefügt werden, daß auch in den anderen Teilen von Nordamerika und in ganz Südamerika die gleichen Kräfte, wenn vielleicht auch in etwas anderer Form, tätig sind. Schönmanns aufschlußreiches, auf langjährige unmittelbare Beobachtungen gestütztes Buch wird uns also von größtem Nutzen, nicht nur zum Verständnis der amerikanischen, sondern der Massenseele überhaupt werden können. Es verdient weiteste Verbreitung und Würdigung.

v. W.

Magie und Geheimwissenschaft in ihrer Bedeutung für Kultur und Kulturgeschichte. Von Dr. Theodor Wilhelm Dangel, Privatdozent an der Hamburgischen Universität. Mit 1 Tafel und 37 Abbildungen. Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart. 1924.

„Warum man Magie vielfach gern als eine Art ‚Entartungsprodukt‘ auffassen möchte, ist nicht recht einzusehen. Manchmal scheint den Forschern ein inneres Widerstreben geboten zu haben, dieses uns fremd gewordene, bei uns nur noch in recht zweifelhaften Formen weiterlebende Gebiet als voll anzuerkennen. Ebenso schlecht ergeht es oft der Mythologie, deren vielfältige Bunttheit den an etwas Entfärbte, vereinheitlichte religiöse Lehren Gewöhnten mitunter nicht als ebenbürtig gelten will“ sagt der Verfasser. Zwischen Gottesdienst und seinen Symbolen will er einen scharfen Trennungsstrich nicht ziehen, und unter Geheimwissenschaft versteht er in erster Linie nicht „als Geheimnis bewahrte Lehren“, sondern vornehmlich die „religiösen Lehren des Geheimnisvollen“. In gedankentiefen Betrachtungen läßt er uns einen Blick tun in die Geheimlehren im alten Mexiko, im alten Peru, in Assyrien, Babylonien, Ägypten, China und Indien, um alsdann zu Kabbala und Alchimie überzugehen. Im letzten Abschnitt nimmt der Verfasser Stellung zu den Kulturproblemen der Gegenwart und wir können ihm nur beistimmen, wenn er meint, daß sein Buch zum Verständnis des Unterschiedes zwischen Deutungskunst und Wirklichkeitserkenntnis beitragen könne.

v. W.

Insel-Almanach auf das Jahr 1925.

Der ästhetische Almanach beherrschte die Biedermeierzeit und zeitigte zuweilen köstliche Blüten. Den unter der Herrschaft des neuen Zeitalters abgerissenen Faden hat der Inselverlag sinnvoll wieder angeknüpft und er beschenkt uns ein Büchlein voll Stimmung und Gehalt, das durch hübsche Bilder vervollständigt wird. Das angeschlossene Verzeichnis von Büchern aus dem Inselverlag ist sehr willkommen.

v. W.

Morik von Schwind. Briefe. Herausgegeben und erläutert von Otto Stoeffl. Mit 16 Bildertafeln, 10 Textbildern und 1 Schriftprobe. In Liebhaber-Leinenband G.-Mk. 5.—. In Halbleder geb. G.-Mk. 10.—.

(Aus der Sammlung Memoiren und Briefe.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

In der vorliegenden, wohlabgerundeten Auswahl der Briefe Schwind's erstet dem Leser ein Lebensbild des Meisters, worin kein wesentlicher Zug fehlt. Nebenher ergibt sich durch die Beziehungen des Briefschreibers zu seinen Freunden, Zeitgenossen und den Ereignissen ein allgemeines Weltbild im Spiegel dieses eigentümlichen, einzigen Temperaments. Auf dem Hintergrund des alten Metternichschen und Bachschen Österreich, der Revolution von 1848, des Bruderkrieges von 1866, der Reichsgründung von 1870/71 erscheint die Geschichte der deutschen Malerei von den Nazarenern über Cornelius und die Romantiker bis zu den Anfängen des Realismus. Schwind hat jede wichtige Künstlerpersönlichkeit dieses Zeitabschnitts gekannt und mit Beziehung auf sein eignes Schaffen beurteilt. Dazu gibt sein inniges Verhältnis zu den Schwesterkünstlern, der Dichtung (Bauernfeld, Grillparzer, Lenau, Mörike) und der Musik (Mozart, Beethoven, Schubert, Lachner) seinen Briefen eine fortwirkende Bedeutung. Sie zeigen den ursprünglichen aufrichtigen Menschen von hoher Bildung und klarem Urteil, den begabten Künstler in seiner köstlichen kindlichen Unbefangenheit; sie sprudeln über von persönlicher Laune, von Witzworten des Augenblicks. Zugleich sind sie, da Schwind ein Beherrscher des Wortes aus der innersten Zugehörigkeit zu seiner Sprache war, eines unserer lebenswürdigsten Sprachdenkmäler. Reichliche Erläuterungen, eine feinsinnige Einleitung und ein ausführliches Register erleichtern wesentlich die Benutzung dieses wunderschön ausgestatteten Briefbandes mit den vielen Bildern.

Hermann Stegemann. Der Kampf um den Rhein. Das Stromgebiet des Rheins im Rahmen der großen Politik und im Wandel der Kriegsgeschichte. In Ganzeinen geb. G.-Mk. 14.— (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) 1924.

Mit den Worten „Dem deutschen Volke“ übergibt Hermann Stegemann, der Historiker des Weltkrieges, der Öffentlichkeit ein neues monumentales Werk weltgeschichtlichen Inhalts. Der Gegenstand dieses neuen Werkes gehört einer jahrtausendealten Geschichte an, den schon die größten römischen Schriftsteller behandelt haben. Die brennende Wichtigkeit für unsere Tage, für die unmittelbare Gegenwart braucht eigentlich nicht näher erörtert zu werden. Der Kampf um den Rhein — das ist fast vom ersten Auftauchen germanischer Stämme im Licht der Weltgeschichte bis zum Frieden von Versailles und bis zu dem wenig verschleierte Nachtkrieg, den Frankreich heute um den Besitz beider Rheinufer führt, der Kampf um das europäische Gleichgewicht, um die Frage, ob die Völker unseres Weltteils friedlich und frei nebeneinander wohnen oder sich der Führerschaft des ewig ruhm- und herrschbegierigen Frankreich beugen sollen. Der Rhein ist keine strategische Grenze, sondern eine Operationsbasis; wer das linke Rheinufer besitzt, muß nach dem Besitz des rechten streben, und wer beide beherrscht, beherrscht Deutschland bis zur Elbe. Diese Sätze begründet Stegemann in immer neuen Fassungen, unter immer neuen Gesichtspunkten und mit immer neuen Beweisen, und er weiß den Leser durch die Klarheit und den Glanz seiner Darstellung zu fesseln und zu überzeugen. Die Träger der Begriffe, die geschichtlichen Persönlichkeiten, erscheinen vor uns als lebendige Menschen, ihre politischen Ziele und Handlungen als Grundgedanke und dramatisch bewegte Akte eines großen Schauspiels. Zeigt uns der vorläufig letzte Akt des Dramas das deutsche Volk unterlegen, fast der Vernichtung preisgegeben, seinen Gegenspieler Frankreich auf einer schwindelnden Machthöhe, so schöpfen wir aus der Geschichte der früheren Jahrhunderte doch die Hoffnung, daß früher oder später doch ein neuer Umschwung kommen wird und muß; freilich auch die Lehre, daß der unbeirrbaren Folgerichtigkeit in der Politik des als Staat und Volk geschlossenen Frankreich ein an politischem Verstand armes, in seinen Zielen unsicheres, innerlich immer und immer wieder zur Uneinigkeit verführtes Deutschland gegenübersteht. So wird Stegemanns Buch zum Mahner und Warner, ein Führer zu klarer, nüchterner Zielsetzung in der Politik, ein gewaltiger Aufruf an unser Volk, über die Gegensätze der Stämme, der Parteien, der Klassen und der Bekenntnisse hinweg sich wieder zu einer Einigkeit zusammenzuschließen, die allein in der Vergangenheit Deutschland unbefiegbar gemacht hat. Wenn wir alle fremden Einflüsse, welcher Art sie auch sein mögen, entschlossen und nachhaltig zurückweisen, nur unserer eigenen Kraft und unserem Geist vertrauen, dann wird Deutschland wieder eine bessere Zukunft erringen, das deutsche Volk kann wieder seiner großen Aufgabe zugeführt werden, die Welt am Rhein zu halten und damit den Frieden und die Gesittung Europas zu sichern.

Deutsche Charaktere und Begebenheiten. Gesammelt und herausgegeben von Jakob Wassermann.

Erste Reihe. Nikola Verlag, Wien, Leipzig, München.

In einer Reihe von Schilderungen hervorragender deutscher Männer aus verschiedenen Lebensstellungen und wichtiger Taten, nach älteren Darstellungen bearbeitet, will Wassermann durch schlichte Wiedergabe der Ereignisse und Tatsachen die Frage beantworten: was ist ein deutscher Charakter, was ist ein deutsches Schicksal, was ist ein deutsches Ereignis? Das Werk wird für alle jene, die in deutscher Vergangenheit Schutz und Rettung vor der Gegenwart suchen, ein erhebendes Buch sein und der Jugend die Wege in die Zukunft, wenn auch nur „flüchtig und ahnend“ erleuchten. (Wir gestatten uns zu bemerken, daß Bieten mit „t“ und nicht mit „th“ geschrieben wird.) v. W.

Rheinische Heimat. Unpolitische illustrierte Monatschrift. Verlag „Rheinische Heimat“ Dr. Oellers & Co., Aachen, halbjährlich Mk. 3.— mit eventueller Nachlieferung der bereits erschienenen Hefte.

Das Heft des laufenden (3.) Jahrganges der bei allen rheinischen Heimatfreunden beliebten Zeitschrift „Rheinische Heimat“ (Aachen) schließt sich würdig den bisher erschienenen Nummern an. Der ziemlich umfangreiche Einleitungsaufsatz „Der Rhein in der Reisebeschreibung“ (illust.) von dem Kölner Schriftleiter Dr. Heinz Stephan beweist uns, daß der Rhein noch immer der schönste Fluß Deutschlands ist, dem Lobeshymnen zu spenden die verwöhntesten Reisechriftsteller bis in unsere Tage hinein noch nicht müde geworden sind. An den Niederrhein verlegt uns nach einer wahren Schilderung der „Altortümlichkeit“ von A. Mades, womit der Verfasser, der auch eine hübsche Federzeichnung „Niederrheinische Bäuerin“ beisteuert, mit Fug und Recht gegen die Griffsenheit und Ruchlosigkeit raffinierter Spekulanten vorgeht, die mit wenig Geld der Verdüsterung die kostbarsten Seltenheiten aus altem Erbgut, die schönen Möbel, Binn- und Kupfergeräte usw. der Voreltern abluchsten. Erfreulich ist es, daß der Herausgeber Dr. Oellers sich in verschiedener Hinsicht so warm unseres schon 1914 gefallenen Dichters Hermann Löns annimmt; die prächtige Eiferer Jagdschilderung „Im Hohen Venn“ wird die Leser um so mehr erfreuen, als dies die einzige, bis jetzt unbekannte Jagdschilderung von Löns ist, die auf das Rheinland Bezug hat. Von den guten Abbildungen verdienen außer den Wiedergaben von Löns-Gedenkstein und sonstigen Erinnerungen an Löns die Bilder: Dom und Hohenzollernbrücke in Köln (nach einer Radierung von Maler Theo Blum), Blick auf die Altstadt und Rheinbrücke in Düsseldorf, die hübsche Ansicht von Stadt an der Saar, sowie das stimmungsvolle Bild auf dem Umschlag: Bild auf Burg Landsbut a. d. Mosel bei Berncastel-Eues lobende Erwähnung. Sonstige Streiflichter aus dem rheinischen Kunst-, Geistes- und Wirtschaftsleben werden Anklang finden. (Mir persönlich gefiele es besser, wenn die Zeitschrift in deutscher Schrift gedruckt wäre.) v. W.

Gute Kunst für jedes Haus!

Wenn der Sommer ausklingt, die Bäume ihr buntes herbstliches Gewand abstreifen, die Abende beginnen lang zu werden, mischt sich in die leise Wehmut, die das Schlafengehen der Natur in uns auslöst, schon verführend und zauberisch der dem Weihnachtsfeste vorausleuchtende helle Glanz. Und mit ihm erwacht in unseren Herzen immer wieder das Bedürfnis Freude zu spenden, das so entzückende geheimnisvolle Hin und Her, das schwierige Rätselraten nach unausgesprochenen Wünschen und dabei, leider! auch meist das sorgende Abwägen der Wünsche — und des Geldbeutels. Ja ob man es nun diesmal wagen kann, den Weihnachtstisch von dem reinen Nüchternheitsgedanken loszulösen, wieder ein gutes Buch darauf zu legen oder gar ein schönes Bild? Freilich rechnen muß man noch sehr! Aber man hat schon in den letzten Jahren immer wieder verzichten müssen und man möchte nun gar zu gern einmal wieder seiner Freude am Schönen, seiner Liebe zur Kunst sichtbaren Ausdruck verleihen. Wird da nicht mancher für einen guten Rat dankbar sein, für einen Hinweis darauf, daß die herrlichen farbigen Künstlersteinzeichnungen, wie sie z. B. der Verlag B. G. Teubner in Leipzig herausbringt, eine wertvolle und zugleich preiswerte Gabe sind? Es sind Bilder erster deutscher Meister — man denke an Namen wie Hans von Volkmann, Biese, Ernst Liebermann, Sieck, Södler, Trübner — von höchstem Kunstwert, Lithographien, die tatsächlich Originalgemälden entsprechen, denn der Künstler überträgt ja selbst die Zeichnung auf den Stein und überwacht den Druck. Und doch kann man ein solches Bild, je nach Größe, schon für Mk. 2.50 bis Mk. 8.— erwerben. Diese Künstlersteinzeichnungen sind nicht kalt und seelenlos, wie noch so gut gelungene photomechanische Farbendrucke, es geht ein eigentümlicher Zauber von ihnen aus, blutwarmes Leben, ein farbenfrohes Leuchten. Das Zimmer ist anheimelnder, ist lichter geworden, wenn ein solches Bild von der Wand grüßt, wie ein liebes vertrautes Gesicht. Und dazu wird jeder etwas seinem Geschmack und Empfinden Gemäßes finden: Eine Landschaft im Blüten des Frühlings, in schneieiger Winterpracht, den heimlichen Winkel einer alten

malerischen, Stadt, ein Blumenstück, ein Tier- oder Genrebild. Besonders reizvoll sind auch die Frieße für das Kinderzimmer, meist Märchenbilder in fröhlich leuchtenden Farben, zu denen jetzt zwei neue hinzugekommen sind „Die Wanderfahrt der drei Wichtelmännchen“. Auf jedem der beiden Frieße sind zwei Bilder zusammengestellt, die uns in die geheimnisvoll belebte bunte Wunderwelt des Waldes führen: Auf dem ersten der wanderfrohe Abschied vor der Fahrt und die Freuden einer wohlverdienten Rast, auf dem zweiten eine feierliche Hochzeit im Walde und ein Tanz mit den leuchtenden Blumen des Kornfeldes. Eine bunte Märchenwelt ist es, die jung und alt entzücken muß. Für sämtliche Bilder können auch vornehme, geschmackvolle Rahmen aus den eigenen Werkstätten des Verlages B. G. Teubner bezogen werden. Zum Schluß wollen wir noch für Freunde der Schattenkunst auf R. W. Diefenbachs Schattenbilder „Per aspera ad astra“ und „Göttliche Jugend“, auf die reizenden Biedermeier-Motive der Gerda Luise Schmidt hinweisen und verraten, daß über alle diese Kunstwerke ein mit etwa 200 Abbildungen ausgestatteter Katalog näheren Aufschluß erteilt, der gegen Einsendung von Mk. 0,85 vom Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, zu beziehen ist.

Der Westerwald. Herausgegeben von Leo Sternberg. Zweite vermehrte Auflage. Druck und Verlag von A. Bagel u. G., Düsseldorf.

Der rheinische Dichter Leo Sternberg hat mit diesem Buche über den weiten Kreisen fast ganz unbekannten Westerwald ein Heimatwert von großem, grundlegendem und bleibendem Werte geschaffen. Mit feinstem künstlerischen Geschmack ist hier in Wort und Bild mit bezwingender Macht, mit tiefem Erkennen und Fühlen, mit ganzem Herzen ein Stück deutsche Heimat geschildert, so daß W.r.k., das allen Liebhabern rheinischer Kunst- und Kulturgeschichte hochwillkommen sein wird. Sternberg selbst trägt zum textlichen Inhalt viel Wertvolles und Schönes bei; so den Aufsatz „Die geistige Kultur des Westerwaldes“, die Gedichte „Westerwaldstimmungen“, die Novelle „Müller Heibel“, das Westerwaldmärchen „Die drei Raben“, die reizende Schilderung des Schlosses Friedewald und manches andere Schöne. Von anderen Mitarbeitern nennen wir Wilhelm Schäfer, Berries von Münchhausen, Otto Stuckrath, der die Sagenwelt, die Volkstrachten, den Volksgefang des Westerwaldes schildert, P. Gilbert Wellstein, durch den wir das schöne Marienstatt, „das Kloster der grauen Mönche“ kennenlernen usw. Viele Bilder und Tafeln schmücken das Buch und erläutern den Text. Die Ausstattung ist dem alten, wohlbegründeten guten Ruf der Verlags- und Druckfirma A. Bagel u. G. in Düsseldorf entsprechend über alles Lob erhaben.

Ausgerechnet Paul Simmel

lautet der Titel eines neuen, mit einem originellen farbigen Selbstbildnis des Künstlers geschmückten, prächtig ausgestatteten Quartalbums, in dem der beliebte Künstler und Mitarbeiter der Lustigen Blätter auf 64 Seiten eine von ihm selbst getroffene Auswahl seiner lustigsten Bilder mit humoristischen Texten bietet, die sonst noch nirgends veröffentlicht wurden und die mit ihrem drastischen Humor, ihren urkomischen Situationen, den immer trefflicheren Pointen wieder wahre Lachsalben hervorrufen werden! Das hübsche Album ist für den billigen Preis von Mk. 2.— durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Verlag von Dr. Eysler & Co. A.-G. in Berlin SW 68.

Der Insel-Verlag gibt in einem hübsch ausgestatteten Band ein Verzeichnis aller seiner Veröffentlichungen aus den Jahren 1899 bis 1924 heraus, womit ein Leitfaden durch wertvolles Schrifttum geschaffen ist, der vielen willkommen sein wird. Vervollständigt wird das Verzeichnis durch eine große Reihe künstlerisch ausgeführter Abbildungen von Ankündigungen, Plakaten, Insel-Signetten, Initialen, Einbänden, ganzen Seiten mit und ohne Bildern in den verschiedenen Druckarten, Titelzeichnungen usw. Der Druck ist das Jubiläumsgeschenk der Spamerischen Buchdruckerei in Leipzig.

Gedanken und Bilder. Von Max Liebermann. Ausgewählt und eingeleitet von Alfred Ruhn. Mit 33 Bildern. — Der Maler und der Mönch. Von Fra Angelico. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Schubring. Mit 24 Bildern. Beide: Delphin-Verlag, München.

Liebermann, der noch lebende Hauptvertreter des Impressionismus und Führer der Berliner Sezession erscheint hier in seinen Werken und Gedanken vor unsern Blicken, und auch durch Aufnahme

von weniger Bekanntem wird uns das Bild seines Wesens noch vertieft. Eine gänzlich andere Erscheinung ist der italienische Mönch und Maler Fra Angelico, der um 1400 in Florenz lebte, wo die Fünfte, der Dom und die beiden Bettelordenskirchen die mächtigsten Auftraggeber waren. Durch seine religiöse Innerlichkeit und die Größe seiner Kunst verdient dieser Künstler nach wie vor stärkste Beachtung. — Trotz der reichen Ausstattung an Abbildungen kosten die Bändchen nach wie vor nur 1 Goldmark.

Wagner: Das Leben im Werke. Von Paul Becker. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart — Berlin. Preis: geb. 14 Goldmark.

Obwohl die Wagnerliteratur bereits zu unheimlicher Fülle angewachsen ist, hat das vorliegende umfangreiche Buch doch als eine der wertvollsten Erscheinungen zu gelten. Denn noch nie ist das Werden des Wagnerschen Gesamtwerkes mit gleich sachlicher Liebe behandelt worden. Als wichtigste Quellen sind hierzu die Bühnenergebnisse selbst sowie die Briefe und die theoretischen Schriften des Meisters herangezogen worden. Wie Wagners ganzes Leben durch den dämonischen Schaffenswillen geformt wurde, mag ein knapper Auszug aus dem Buche selbst beweisen: „In Wagners Leben und Schaffen zeigt sich alles äußere Geschehen diktiert von den Geboten des Schaffens. Es gibt keine Wendung dieses Daseins, die nicht erzwungen wäre durch den schöpferischen Willen. Es gab für Wagner nichts Unausführbares, das nicht sein Wille ausführbar gemacht hätte. Dieser Wille aber ist nicht der Wille menschlichen Intellektes: es ist der Wille des schöpferischen Dämons.“ — Dieser Wille wird als so stark gezeigt, daß alle äußeren Geschehnisse, ja sogar alle inneren Erlebnisse als unter seinem Bann stehend erscheinen. Alle Werke von den ersten nachahmenden Versuchen der Jugend über die große und romantische Oper hinweg zu den beiden Höhepunkten „Tristan“ und „Meistersinger“ und weiter zur Neuformung der zuerst theoretisch angefeindeten Oper werden eingehend gewürdigt. Die Beziehungen Wagners zu seinen großen Vorbildern aus dem Gebiet der dramatischen Kunst, der Musik und der darstellenden Kunst — zu Shakespeare, Beethoven und der großen Singschlagträdin Wilhelmine Schröder-Devrient — werden ausführlich behandelt. Im gleichen Zusammenhang wird auch der Wandel der szenischen Darstellung im Laufe der Jahrhunderte mit ausführender Begründung der bestimmenden Umstände beleuchtet. So gipfelt das Buch, das in Anlage und Form selbst als bedeutendes Kunstwerk zu bewerten ist, in der Erkenntnis, daß Wagner als einer der größten Beherrscher des künstlerischen Ausdrucks mit den Mitteln der szenischen Darstellung, als einer der größten aller Bühnengestalter überhaupt zu gelten hat.

C. H.

Im Bärenreiter-Verlag in Augsburg-Alumühle gibt der „Finkensteiner Bund“ eine Zeitschrift „die Singgemeinde“ heraus zur Beförderung des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Teilnehmern an Walther Henfels Singschulen. Zweck des Finkensteiner Bundes ist, dem deutschen Lied im deutschen Haus wieder ein Heim zu schaffen, Negerlager und Ähnliches zu verdrängen durch gute Musik und durch gute Lieder in guten Sätzen; immer mit dem Gedanken, das deutsche Lied dem deutschen Volk wiederzugeben. Diese Bestrebungen können nur freudig begrüßt werden.

Deutsch-englisches Sachlexikon der allgemeinen und wirtschaftlichen Sprache. Von Prof. Dr. Heinrich Rabe. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1924.

Dem vor fünf Jahren erschienenen Rabe-Messelerschen „Deutsch-französischen Sachlexikon“ hat Rabe nun das „Deutsch-englische Sachlexikon“ an die Seite gestellt. Die bekannten Vorzüge des ersten eignen auch dem zweiten. Es ist kein Lexikon im landläufigen Sinne. Seine Aufgabe sieht es nicht darin, rein lexikalisch die Übersetzungsmöglichkeiten für jedes einzelne Wort anzuführen. Es will vielmehr zeigen, wie das einzelne Wort im Zusammenhang, im Satzganzen zu übertragen ist. Durch Anführung einer reichen Fülle von mehr oder weniger umfangreichen Sätzen gibt der Verfasser bei den einzelnen alphabetisch geordneten Wörtern eine Menge von Wortverbindungen und Redensarten, die nicht nur erkennen lassen, wie ein Wort übertragen werden kann, sondern auch wann und in welchem Zusammenhang diese oder jene Übersetzung zu verwenden ist. Das über 800 Seiten starke Buch ist in erster Linie für den praktischen Gebrauch bestimmt, soll den Bedürfnissen des Brieffschreibers, des Kaufmanns dienen. Den Zweck erfüllt es. Aber darüber hinaus ist es ein wertvolles, ja unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der sich

lernend oder lehrend mit der englischen Sprache beschäftigt. Es vermittelt dem Benutzer die Kenntnis synonymischer Unterschiede, einer reichen Fülle von Anglizismen, führt mühelos in den Geist der englischen Sprache ein und ist eine Fundgrube von Beispielen zur Belegung irgendwelcher sprachlichen Erscheinungen.

Echt oder Fälschung? Die Beurteilung, Prüfung und Behandlung von Altertümern und Kunstgegenständen. Ein Handbuch für Museumsleiter, Sammler, Liebhaber, Händler, Chemiker usw. von Dr. Albert Neuburger. Mit 116 Abbildungen auf 46 Tafeln. 1924. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Grundpreis geb. G.-Mk. 8.—.

Die Fälschung von Kunstwerken aller Art ist so alt wie die Kunst, die Weberei, die Töpferei, das Schlagen von Münzen usw. selbst. Seit dem grauen Altertum ist kein Zeitalter davon verschont geblieben, und es ist erstaunlich, welche Leute von Rang und Namen sogar sich an den Fälschungen beteiligten. Nie zuvor haben jedoch der Betrug mit Altertümern und sonstige Fälschungen so geblüht wie heute, da sich förmliche, mit allen Mitteln der Technik und Wissenschaft arbeitende Industrien darin herausgebildet haben. Sehe jeder, wo er bleibe, und daß man ihn nicht täusche! Angesichts der hohen Werte, um die es sich hier handelt, haben Museumsleiter sowohl wie Sammler, Liebhaber, Händler usw. allen Grund, kein Mittel unversucht zu lassen, um sich Klarheit zu verschaffen. Der Kenner beurteilt die Echtheit oder Unechtheit eines Gegenstandes bisher lediglich auf Grund der Erfahrung. Aber in jüngster Zeit rückt die Naturwissenschaft den Fälschungen mit dem Rüstzeug der Laboratorien, mit dem Mikroskop, der Mikrophotographie, mit Röntgenstrahlen und mit allen den sonstigen zahlreich vorhandenen Hilfsmitteln zu Leibe, aber beide, der Kenner und der Wissenschaftler, müssen sich ergänzen. Der Verfasser behandelt dieses ganze, große und wichtige Gebiet mit erstaunlicher Fachkenntnis, und seine eingehenden Darlegungen werden durch beigefügte Abbildungen bestens unterstützt. Wir wünschen das treffliche Werk in der Hand aller, die es angeht. v. W.

Weits kleine Schachbücherei. Herausgegeben von Dr. F. Paliksch. Band 1. Die Bedeutung des Schachs von Dr. H. W. Klein und Dr. F. Paliksch. Berlin und Leipzig. 1924. Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung. — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. — Georg Reimer. — Karl J. Trübner. — Veit & Comp. — Geh. G.-Mk. 0.75.

Band 2. Das Damengambit und Damenbauernspiel von Kurt Emmrich. Mit 30 Partien und 75 Diagrammen. Geh. G.-Mk. 2.—.

Mit der Herausgabe von Weits kleiner Schachbücherei wird ein Werk begonnen, das für die Schachliteratur als neuartig und bedeutungsvoll zu gelten hat. Es wird damit vom ersten Mal unternommen, das ganze mächtig angewachsene Gebiet des Schachwissens in lauter kleinen Einzelabhandlungen zu behandeln, die dann in ihrer Gesamtheit sich zu einem einheitlichen Ganzen abrunden sollen. Band 1 umfaßt: Allgemein-Sachliches, Partieschach und Problemschach. „Das Schachspiel ist nicht bloß eine müßige Unterhaltung. Verschiedene schätzbare und im Laufe des menschlichen Lebens nützliche Eigenschaften des Geistes können dadurch erworben oder gekräftigt werden, so daß sie zu Gewohnheiten werden, die uns nie im Stiche lassen“ sagt Benjamin Franklin. v. W.

Marshall's Bilderatlas zur Tierkunde. II. Fische, Lurche und Kriechtiere. Mit beschreibendem Text. Halbleinen G.-Mk. 6.—. Halbfranz G.-Mk. 7.—. IV. Die Säugetiere. Mit beschreibendem Text. Halbleinen G.-Mk. 6.—. Halbfranz G.-Mk. 7.—. Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig.

Im vorigen Dezemberheft haben wir den Band „Die Vögel“ besprochen, und die nun vorliegenden Bände bieten eine erwünschte Fortsetzung dieser wirklich wertvollen Bücher. Gegenüber der Neuauflage der „Vögel“ und „Säugetiere“ in Marshall's „Bilderatlanten zur Tierkunde“ haben die Kaltblüter unter den Wirbeltieren, die Fische, Lurche und Kriechtiere, eine vollständige Umgestaltung im Text und in den Bildern erfahren. Namentlich in der Abteilung „Fische“ ist kaum ein Satz der ersten Auflage wortgetreu in die neue übernommen worden, womit jedoch der Wert der Darstellungsweise Marshall's nicht herabgesetzt werden sollte. Aber unsere Kenntnis vom Bau, von der Entwicklungsgeschichte und Lebensweise der hier behandelten Tiere hat sich im Lauf der mehr als 25 Jahre, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage verstrichen sind, so außerordentlich gemehrt, daß sich unsere

Vorstellungen von den verwandtschaftlichen Beziehungen dieser Organismen untereinander und gegenüber den wirbellosen, den sogenannten „niederen“ Tieren, grundsätzlich geändert haben. So ist auch der Text zu den „Säugetieren“ entsprechend den Fortschritten der Wissenschaft fast ganz neu geschrieben, und so wurde auch die Auswahl der Bilder geändert und vermehrt. Es ist zu erwarten, daß diese neuen Bilderatlanten von Schule und Haus und allen sonstigen Tierfreunden mit lebhafter Freude willkommen heißen werden. v. W.

Mathematische Mußestunden von Prof. Dr. Hermann Schubert. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur. 4. Aufl., Neubearb. von Prof. Dr. F. Fitting in M. Gladbach. 1924. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. G.-Mk. 6.—.

Mathematik ist vielen Menschen, wozu u. a. auch Goethe gehörte, ein Greuel, und doch sagt der griechische Weise, daß die Mathematik unser ganzes Leben beherrscht, und daß es für die Gebildeten nötig ist, sich mit ihrem Wesen vertraut zu machen. Das vorliegende Werkchen stellt an die arithmetischen Kenntnisse des Lesers nur sehr geringe Anforderungen, und es soll lediglich der Unterhaltung in Mußestunden dienen. Schon in früheren Jahrhunderten gab es Sammlungen von Geduldspielen und Fragestücken mathematischer Natur, die Schubert vielfach benutzt, aber durch mancherlei Neues und Merkwürdiges vervollständigt hat. Fitting hat nun durch Neubearbeitung ein Werkchen geschaffen, das eigentlich in keiner gebildeten Familie fehlen dürfte, da eine ganze Fülle anregenden Stoffes darin enthalten ist. Es seien nur erwähnt das Erraten des Alters und der Augensummen verbodener Karten, die magischen Quadrate mit allen ihren Abarten, die auf alle denkbaren Fälle erstreckbare Behandlungsweise des Rundreiseproblems und die sich darauf aufbauende Lösung der Rösselsprungaufgabe. Wenn Benzenberg in Düsseldorf das geflügelte Wort geprägt hat: „Zahlen beweisen!“, so finden wir, daß auch dieser Grundsatz im Raum seiner Grenze hat, und sehr ergötzlich ist der Nachweis, wie mit Scheinbeweisen und Tugenschlüssen die widersinnigsten Dinge bewiesen werden können, z. B. $5 = 7$, oder $9 = 5$, ohne daß der mathematisch Ungeschulte den Trug merkt, wie es auch auf manchen anderen Gebieten der Fall ist. Mancher wird sich noch des Aufsehens erinnern, das vor einigen Jahrzehnten das Boh-Puzzle oder Fünfzehnerpiel machte. Allen Freunden einer den Verstand anregenden Unterhaltung sei das Büchlein bestens empfohlen. v. W.

Der ferne Klang. Empfangsprobleme der drahtlosen Telephonie von Otto Kappelmayer. Verlag von August Scherl, G. m. b. H., Berlin, mit 170 Figuren und 13 Kurvenblättern. Ganzleinen geb. G.-Mk. 10.—.

Das von dem bekannten Radiosachmann Otto Kappelmayer soeben erschienene Werk behandelt gründlich alle Fragen des drahtlosen Telephonieempfanges, die jedem Rundfunthörer beim Arbeiten an seinem Apparat entgegentreten. „Aus dem Funkwellenozon“ könnte man den ersten Teil betiteln, der in 16 Kapiteln einen Spaziergang mit der Radiowelle vom Sender bis zum Empfänger bringt; der zweite Teil ist besonders den Hilfsmitteln und Methoden gewidmet, um mit seinem selbstgebauten Empfänger die Störungen zu beseitigen. Sehr viele Zeichnungen unterstützen den Wortlaut.

Betriebstaschenbuch. Herausgegeben von Oberschulrat Prof. Dipl.-Ing. R. Horstmann, Berlin, und Prof. Dr.-Ing. R. Laudien, Breslau. Starkstromtechnik. Die elektrischen und magnetischen Grundgesetze. Die Betriebseigenschaften von Maschinen und Apparaten. Bearbeitet von Prof. Dr.-Ing. R. Laudien, Leipzig. Dr. Max Jänecke Verlagsbuchhandlung. 1924. Goldmark 3.60.

In der ganzen Maschinenindustrie Deutschlands hat sich während des Krieges eine bedeutsame Umstellung vollzogen, vielleicht die wichtigste, solange sie überhaupt besteht. Sie ist gekennzeichnet durch das Wort Betrieb, und auf diese neue Methode ist das Werk eingestellt. Es hat eine elementare Behandlung erfahren, um dem Betriebsmann einen brauchbaren Leitfaden an die Hand zu geben. Jeder Band des Betriebstaschenbuchs ist in sich abgeschlossen und ohne Kenntnis der anderen zu benutzen. Die vorliegende Starkstromtechnik trägt in erster Linie den Bedürfnissen des Betriebs Rechnung. Sie enthält alles, was der Betriebsmann über die einzelnen Maschinen, Apparate und Materialien sowie deren Verwendbarkeit braucht. 170 gut wiedergegebene Abbildungen und zahlreiche Berechnungsbeispiele erleichtern das Verständnis des Textes, und wir können das Buch nur empfehlen.

Die Elektrotechnik. Die Grundgesetze der Elektrizitätslehre und die technische Erzeugung und Verwertung des elektrischen Stromes in gemeinverständlicher Darstellung. Von Prof. Dr.-Ing. R. Laudien. Mit 809 Abbildungen und zahlreichen Beispielen zum Selbstunterricht. Verlag wie oben. G.-Mk. 6.75.

Das Buch behandelt zunächst die Grundgesetze der Elektrotechnik, das Ohm'sche Gesetz, das Kirchhoff'sche Gesetz, die Fachausdrücke der Elektrotechnik und die statische Ladung einer Leitung. Weitere Kapitel behandeln die Grundgesetze des Magnetismus, des Elektromagnetismus und das Gesetz von der Anziehung elektrisch geladener Körper. Der zweite Teil des Buches ist den elektrischen Maßeinheiten und Meßinstrumenten gewidmet. In dem dritten und umfangreichsten Teil, der die Erzeugung und Verwertung des elektrischen Stromes behandelt, finden wir zunächst einen Abschnitt über die Wärmeentwicklung des elektrischen Stromes (elektrisches Kochen, Heizen, Schweißen), die Umwandlung von Wärme in Elektrizität und Hydrazinstrumente. Daran schließt sich ein Abschnitt über die elektrische Beleuchtung mit den Kapiteln Glühlucht, Bogenlicht, Beleuchtung durch glühende Dämpfe, Vergleich der Beleuchtungsmittel, Armierung der Lampen, ihre Anordnung und die Bemessung der Beleuchtung. Der nächste Abschnitt belehrt die Leser über die Erzeugung des elektrischen Stromes auf chemischem Wege, die Schwachstromtechnik, die chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes und über Akkumulatoren. Alsdann wird die Erzeugung des elektrischen Stroms aus mechanischer Energie und die Umwandlung elektrischer Energie in mechanische behandelt. Hier werden zunächst die Grundgesetze der Induktion und die Induktion in einem kreisförmigen Leiter, das Entstehen des Wechselstroms und die Erzeugung von Gleichstrom erläutert. Daran schließen sich eingehende Darstellungen der Gleichstrommaschinen, der Gleichstrommotoren, der Wechselstrom- und Drehstrommaschinen, der Wechselstrom- und Drehstrommotoren und schließlich der Umformer. Hierauf folgt die Kraftübertragung und elektrische Bahnen. Der vierte Teil des Buches ist dem Installationswesen gewidmet; er zerfällt in die Kapitel Leitungsnetz, Leitungsmaterialien und Leitungsverlegung, Ausschalter, Umschalter und Sicherungen. 809 Abbildungen, zum größten Teil nach Originalzeichnungen des Verfassers und zahlreiche durchgerechnete Beispiele erleichtern das Verständnis des Textes, so daß das Werk auch zum Selbstunterricht sich vorzüglich eignet und jedem, der sich über die Grundgesetze der Elektrizitätslehre sowie die technische Verwertung des elektrischen Stromes unterrichten will, nur empfohlen werden kann.

Die Wunder der Fernmeldetechnik. Über Telegraphie und Telephonie zum Rundfunk von Dr. Albert Neuburger. Mit 376 Abbild. im Text. 1924. Verlag von Hochmeister & Thal, Leipzig. — Preis geb. G.-M. 12.—

Der Verfasser behandelt ein überaus wichtiges Gebiet der Technik, und seine Darlegung wird durch die von Blatt zu Blatt beigelegten Abbildungen überaus anschaulich. Das Buch ist für solche Funkfreunde bestimmt, denen es nicht genügt, sich in die physikalisch-technischen Grundlagen zu vertiefen, die vielmehr das Funkwesen im Rahmen der gesamten Fernmeldetechnik und ihrer großartigen Entwicklung überblicken und verstehen lernen wollen, um ein klares Bild dieses Wunderbaus zu bekommen. Nach kurzer Besprechung der in der eigentlichen Schwachstromtechnik verwendeten Stromquellen und einem Überblick über die Entwicklung des telegraphischen Verkehrs unter Hervorhebung der Konstruktionen von Chappe, Schömmerring, Steinheil und Siemens werden die Apparate von Morse und Hughes sowie Mehrfachtelegraphie und Siemens'scher Schnelltelegraph ausführlich behandelt. Weiter befaßt sich der erste Hauptabschnitt mit der Verlegung von Telegraphen-Freileitungen und -Kabeln und schließlich mit den verschiedenen Verfahren der Bildertelegraphie und des Fernsehens. Im zweiten Abschnitt schildert der Verfasser zunächst Aufbau und Wirkungsweise des Telephons und Mikrophons, vom ersten Grundgedanken der Empfänger ausgehend bis zu den vollkommensten Konstruktionen der Gegenwart, wobei auch das neue Bandmikrophon, sowie des Telegraphen Berücksichtigung finden. Der Hauptteil dieses Abschnittes ist den Fernsprechämtern und vor allem den Selbstanschlußbetrieb gewidmet. Im dritten Abschnitt folgt auf die Erläuterung der funkttechnischen Grundlagen und ihrer geschichtlichen Entwicklung eine Schilderung der verschiedenen Send- und Empfangssysteme einschließlich der neuesten Versuche mit gerichteten kurzen Wellen und der drahtlosen Peilung. Der Leser erhält auch ein Bild von den verschiedenen Anwendungsmöglichkeiten der drahtlosen Telephonie und die Besonderheiten des Amateurverkehrs.

v. W.

Im gleichen Verlag: **Die heutige Metalltechnik.** V. Band, A. Die Stähle in den Metall-Vorgängen, ihre

Darstellungen, stofflichen Artungen und folgerichtigen Bearbeitungen. Dritte, vollständig neubearbeitete Auflage von Gg. Th. Stier d. A. mit 129 Abbildungen. 1924. G.-Mk. 2.70.

In diesem Werke hat sich der in weiten Fachkreisen bereits bestens bekannte Verfasser die Aufgabe gestellt, den Metalltechniker über die Darstellung des Stahls, das Schmiedbarmachen des Stahls und die Eigenschaften, Anwendungsgebiete und Behandlung der verschiedenen Stahlmarken zu unterrichten. Aus dem letzten Teil seien nur, um hier ein Bild von dem Inhalt des Werkes zu geben, die Abschnitte Stahlmarken, Benennung gewisser Stahlorten, Analysen einer Wolfram-Stahlmarke, Bruchbilder, Unterweisungen über Stahlwahl und Bestellungen, Vorratsliste bei Kohlenstoff-Stieglgusstahl in Form und Massen, Vorratsliste bei geschmiedeten runden Stahlstücken und -zylindern, die Behandlung der Stähle beim Ver- und Bearbeiten, Kraftproben an einigen Stahlmarken, das Röhrenlassen geglühter Stahlstücke, Bilde in die inneren Vorgänge bei der Verarbeitung, Aufstellung von Aussehen der Glüh- und Bruchproben an Stahl bei verschiedenen Wärmehöhen, Verhalten beim Stahlschmieden, unterschiedliches Glühsehen bei verschiedenen Beleuchtungen, Aufstellung von gegeneinander geeigneten Wärmehöhen und Arbeitsweisen an Stahl, das Stahlweiß-Verfahren, das Großartigste im Stahlschmiede-Verfahren bei kleinen Minimumstücken, das Regenerieren des verbrannten Stahls, Rückblick auf die Stahl-Gradierungen, Härte-Lagentafeln für allgemeine und edlere Stahl-Gradierungen erwähnt. 129 Abbildungen erläutern den leichtverständlichen, den Bedürfnissen des praktischen Werkmanns angepaßten Text, und die gute Ausstattung des Buches verdient Lob.

Die heutige Metalltechnik. V. Band, B. Die Härtenungen aller hierzu geeigneten Metalle in unterschiedlichen Verfahren. Von Gg. Th. Stier d. A. 3. Auflage. 1924. G.-Mk. 1.95.

In diesem Bande der Stier'schen Metalltechnik wird das Härten behandelt. Zunächst findet der Leser eine allgemeine Einleitung über Härten, dann eine Einführung in das Härten durch äußere Kraftwirkungen an geeigneten Metallen, ferner über Eisen-Außenhärtung in feuerchemischen Verfahren, Erfaherverfahren bei Feilenhärten und Einseilverfahren mit Kohlenstoffgas. Der zweite Teil des Buches ist dem Härten edler Stahlarten gewidmet. Erwähnt seien hier nur die Abschnitte über die fachmännischen werkständigen Betätigungen der Härteverfahren, besondere Härteeinrichtungen, Härteverfahren und entsprechende Maßnahmen, das Härteablöschverfahren im besonderen, das Darstellen und das Härten der sogenannten endlosen Sägeblätter (Bandfägen) und des Bandstahls, das Härten mittels Maschinen, Härteerwärmungen in heißflüssigen Metallen, das Härten endloser Stahlhalbfabrikate, das Nachhärten der Glasärten an Stahl, das Richten gehärteter Stahlstücke und die praktischen Ausprobierungen an verschiedenen Schnellaufstahlmarken. 81 Abbildungen erläutern das Verständnis und mehrere Zahlentafeln erhöhen den praktischen Wert des Buches, das wir nur empfehlen können.

Arbeit ist Leben. Eine Wanderung durch die Siemens & Halske A.-G. 11 Originalradierungen von Franz Graf. Amsler & Ruthardt, Berlin. 1924. Die großen prächtigen Blätter zeigen folgende Bilder: 1. Kleinstanzerei, 2. Schleiferei, 3. Kleinbohrerei, 4. Fräselei, 5. Automaten-Dreherei, 6. Großstanzerei, 7. Kleinwickerei, 8. Montage-saal für automatische Fernsprechämter, 9. Prüfraum für Röntgenapparate, 10. Packerei, 11. Werkfluß. Diese 11 Originalradierungen wurden von Willy Braun, Berlin, die Originallithographie des Titels von M. W. Lassally, Berlin, gedruckt. Zur Ausgabe gelangen: 25 Exemplare auf Japan-Papier, vom Künstler handschriftlich gezeichnet von I bis XXV, 75 Exemplare auf Büttenpapier, vom Künstler handschriftlich gezeichnet und numeriert von 1 bis 75.

Wir haben diese Zeichnungen des Kunstmalers Graf in unserem Heft 3 dieses Jahres unter Wiedergabe einiger verkleinerter Nachbildungen daraus bereits besprochen und sagten dazu u. a.: „Die vor etwa einem halben Jahrhundert einsetzende Entwicklung Deutschlands zum Industriefstaat stellte auch die Künstler vor die Notwendigkeit, sich ein Verhältnis zu Industrie und Technik zu suchen. Solange sich die Industrie noch nicht allzuweit vom alten Handwerk entfernt hatte, war es nicht schwer, Bilder von ihr zu bringen, die ja auch nur ein Weiterentwickeln oft behandelte handwerklicher Motive zu bieten brauchten.

Aber die Entwicklung der Technik nahm bald solche Schnelligkeit an, daß die Künstler nicht zu folgen vermochten, und so kam es, daß wir bis jetzt nur wenige Werke von Künstlerhand besitzen, aus denen das ganze Wesen industrieller, neuzeitlicher Arbeit zu uns spricht. Die meisten Darstellungen sind in irgendeiner Weise einseitig, fassen nur einen Einzelzug heraus. So sieht man häufiger Motive wie Hochöfen, Hüttenwerke und dergl., die durch ihre Größe und Wucht der Massen auffallen. Dann gibt es eine ganze Kunstrichtung, die grundsätzlich nur einen Wesenszug der Arbeit betont, das Schwere, die Last der Arbeit. Ein Künstler, der das Hohe und Heilige der Aufgabe fühlt, uns Menschen neuzeitlicher Technik und Industrie die Stätten unseres Wirkens künstlerisch veredelt und durchgeistigt näherzubringen, muß sich eben der mühevollen Aufgabe unterziehen, zugleich mit den Augen des Ingenieurs sehen zu lernen, muß sich einfühlen und einleben in den Rhythmus werttätigen Schaffens, außerdem aber über hohes Können verfügen. Beides vereinigte Franz Graf in sich, als er es unternahm, den Stimmungsgehalt des neuzeitlichen Fabrikraumes der Präzisions-Massenindustrie auszuwerten, an dem so ziemlich die ganze Kunst bis jetzt achtlos vorbeigegangen war. Daß sich hier Motive von gewaltiger Kraft und ungeahnter malerischer Wirkung vorfinden, beweist das Ergebnis, die zu einer Mappe vereinigte Folge von 11 Radierungen aus den Werken der Siemens & Halske A. G. In der ganzen Reihe der Radierungen ist das Wesen moderner deutscher Industriearbeit auf das glücklichste getroffen; zugleich erhält man natürlich ein anschauliches Bild von der Größe und Bedeutung der Siemenswerke, außerdem aber lernt man in Graf einen Künstler kennen, der sich diesen neuartigen Kunstproblemen gewachsen gezeigt hat. Und auf gleicher Höhe wie der geistige Inhalt der Kunstwerke steht seine Technik des Radierens. Auch hierin geht er seinen eigenen Weg, und es verschafft hohen Genuß, durch liebevolles Versenken in die Einzelheiten der Blätter seiner Technik nachzuspüren. Die Mappe stellt ein schönes Weihnachtsgeschenk dar.

Die Kommutatormaschinen für einphasigen und mehrphasigen Wechselstrom von Dr.-Ing. e. h. M. Schenkel, Oberingenieur der Siemens-Schuckertwerke. Mit 124 Abbildungen. Geh. G.-Mk. 10.50. Geb. G.-Mk. 12.—. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1924.

Trotzdem die Wechselstrom-Kommutatormaschinen seit fast 25 Jahren viel in der Elektrotechnik von sich reden machen, trotzdem die Literatur über sie recht umfangreich ist, gibt es doch kein für die Praxis geeignetes Buch darüber. Man sagt diesen Maschinen nach, daß sie schwierig zu verstehen seien: das mag wohl der Grund für das Fehlen zusammenfassender Werke sein. Wer wie der Verfasser 20 Jahre lang an der Entwicklung der Kommutatormaschine mitgearbeitet hat, für den wird im Laufe der Zeit der Gegenstand einfach: die Praxis sorgt dafür, daß das Einfache und Gute, auch in der Theorie, bleibt, und das Unverständliche verschwindet. Das vorliegende Buch soll diese Einstellung zu dem Stoff wiedergeben. Mit seinen ersten drei Kapiteln, in denen die Praxis des ganzen Gebietes ohne Theorie zusammengefaßt ist, will es dem projektierenden Ingenieur an die Hand gehen. In den nächsten vier Kapiteln bringt es die gemeinsamen Grundlagen aller Kommutatormaschinen, in den letzten neun Kapiteln die besondere Arbeitsweise der einzelnen Arten. Es werden nur moderne Kommutatormaschinen behandelt, mit Ausnahme eines Ehrenzeugnisses an den kompensierten Repulsionsmotor. Regelsätze und andere Rasfaden-Anordnungen sind nur gestreift, ihre Entwicklung ist noch zu sehr im Fluß und man bedient sich dabei der beschriebenen Maschinenarten. Das Buch enthält die wichtigsten Berechnungsformeln, ohne deshalb mit Rechenwerk überladen zu sein, sowie ein gutes Literaturverzeichnis. Möge es die Lücke in der Reihe der elektrotechnischen Werke schließen und sich recht viele Freunde erwerben.

Tage der Technik. Illustrierter technisch-historischer Abreiß-Kalender für 1925. Von Dr.-Ing. h. c. Franz Maria Feldhaus. Druck und Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin. Geb. G.-Mk. 4.50.

„Die Zeiten wandeln sich und wir uns mit ihnen.“ Diese Worte könnte man als Motto über den Feldhaus-Kalender schreiben. Weder zweifelhaft Wetterprophezeiungen und Bauernregeln, noch Familiengeschichten und Rührreime finden wir im Feldhaus-Kalender. Als hellläufiger Techniker zeigt uns der Kalendermacher Tag für Tag den Wandel der Zeiten. Eingestreute Rätsel und tief sinnige Fragen der Menschheit finden ihre Lösung. Was unsere größten Dichter, Künstler und Denker erlebt, gedichtet und gedacht, das ruft Feldhaus jeden Morgen als Gedruf in Reim oder Prosa dem schläfrigen Philister zu. Entsprechende Abbildungen schmücken die Blätter, und die Gedenktag der Erfindungen machen den Kalender zu einem brauchbaren Führer.

Im Wunderland der Technik. Meisterstücke und neue Errungenschaften, die unsere Jugend kennen sollte. Von Hans Dominik. Mit 182 Abbildungen nach Original-Zeichnungen, technischen Skizzen und Photographien. Verlag von Richard Bong in Berlin.

Die Technik durchdringt und beherrscht unser ganzes Leben, aber von dreißig Leuten, die einen Straßenbahnwagen füllen, wissen kaum drei etwas vom Stromverlauf und von der Wirkung der Elektromotoren. Dieses Nichtwissen entspringt keineswegs der Gleichgültigkeit, und namentlich die Jugend ist für diese Dinge sehr begeistert. Gerade Dominik versteht es ganz ausgezeichnet, anschaulich und gewissenhaft die Jugend in dieses weite und wunderbare Gebiet einzuführen und er bietet dem heranwachsenden Geschlecht eine wertvolle Weihnachtsgabe.

Der Verlag J. Kösel & Friedrich Pustet

leistet eine anerkannt wertvolle Arbeit durch Herausgabe einer Sammlung „Lebende Bücher“, die zum ersten Mal in Form von Einzelabhandlungen eine zusammenfassende Darstellung der gesamten Technik bringt. Die Sammlung als Ganzes zeichnet sich durch Klarheit im Aufbau, die einzelnen Bände für sich durch praktische Stoffwahl sowie durch knappe und übersichtliche Behandlung aus. Die systematische Anlage der Sammlung, die durch stete Neuaufnahmen mit der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung Schritt halten wird, stempelt sie zusammen mit dem streng wissenschaftlichen Charakter zu einem bedeutsamen Unternehmen, für den Studierenden der Technik sowohl wie auch für den im werttätigen Leben stehenden ein wertvoller Leitfaden. Bis jetzt sind erschienen:

Gruppe Mathematik: 1. Algebra von Prof. Dr. Adalbert Deckert. Brosch. G.-Mk. 6.20. Halbleinen G.-Mk. 7.—. 2. Planimetrie von demselben. Brosch. G.-Mk. 5.80. Halbleinen G.-Mk. 6.80. 3. Einführung in die Trigonometrie von demselben. Brosch. G.-Mk. 2.—. Halbleinen G.-Mk. 2.80. — 4. Einführung in die Stereometrie von demselben. Brosch. G.-Mk. 2.—. Halbleinen G.-Mk. 2.80. — **Gruppe Landwirtschaft:** Die Dauerwiese von Dipl.-Landwirt Josef Fischer. Brosch. G.-Mk. 5.20. Halbleinen G.-Mk. 6.—. 2. Kulturtechnische Entwürfe. Erstes Heft: Die Röhrendränagen von Regierungs- und Baurat Heimerle. Brosch. G.-Mk. 5.—. Halbleinen G.-Mk. 6.—. 3. Der Wein, sein Verdegang von der Traube bis zur Flasche von Dr. Franz Seiler. Brosch. G.-Mk. 5.—. Halbleinen G.-Mk. 6.—. — **Gruppe Praktische Wärmewirtschaft** von Wilhelm Münster. Brosch. G.-Mk. 3.20. Halbleinen G.-Mk. 4.—. Die festen Brennstoffe von Dr. H. Winter. Brosch. G.-Mk. 3.—. Halbleinen G.-Mk. 3.80. — **Gruppe Elektrotechnik:** Über die elektrische Festigkeit von Prof. Dr. Günther Schulze. Brosch. G.-Mk. 3.20. Halbleinen G.-Mk. 4.—. — **Gruppe der Telegraphen- und Fernsprechtechnik:** Der Störungsdienst bei der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung von Ober-Telegraphen-Inspektor Hermann Gramm. Brosch. G.-Mk. 3.20. Halbleinen G.-Mk. 4.—. — **Gruppe Organisation in der Technik:** 1. Die Auftragsorganisation insbesondere der Klein- und Mittelbetriebe von Dr.-Ing. A. Winkel. Brosch. G.-Mk. 2.—. Halbleinen G.-Mk. 2.80. 2. Organisationsformen der deutschen Rohstoffindustrie, I. Die Kohle von Dr. W. Hecht. Brosch. G.-Mk. 4.20. Halbleinen G.-Mk. 5.—. 3. Die deutschen Kohlenpreise seit Beginn des Weltkrieges von Dipl.-Ingenieur Dr. Paul Krebs. Brosch. G.-Mk. 1.70. Halbleinen G.-Mk. 2.50. — **Gruppe der Stoffkunde:** Das Glas von Dr. H. Schulze. Brosch. G.-Mk. 5.—. Halbleinen G.-Mk. 5.80. —

Im gleichen Verlag, als weiterer Band der bekannten „Sammlung Kösel“, erschien: Geschichte der spanischen Literatur von Dr. Theodor Heinemann.

Der gewaltige Stoff ist mit großer Sachkenntnis in einem einzigen Bändchen zusammengefaßt, dessen Brauchbarkeit noch durch ein Ver-

zeichnis der wichtigsten allgemeinen Werke über die spanische Literatur und ein solches der Namen und der anonymen Werke noch erhöht wird.

Ebenso als 100. Band der „Sammlung Kösel“ Faust, Goethes Menschheitsdichtung in ihrem Zusammenhange mit uralten Sagenstimmen und im Zusammenhang ihres gedanklichen Aufbaus dargelegt von P. Exeditus Schmidt O. F. M. Dr. phil.

Der Verfasser betrachtet den „Faust“ mit den Augen des gläubigen Christen.

Geologisches Wanderbuch für den bergischen Industriebezirk von Dr. Werner Paedermann, Geologen an der Preuß. Geologischen Landesanstalt in Berlin, und Karl Hamacher, Studienrat in Barmen. Mit 12 Figuren im Text, 1 Schichtentafel, 4 geologischen Übersichtsskizzen und 4 Profiltafeln. Frankfurt am Main. Verlag von Moritz Diesterweg. 1924. Halbl. G. M. 5.20. Das vorliegende Geologische Wanderbuch soll eine Einführung in die Geologie einer hervorragend vielseitig zusammengesetzten Landschaft am Nordrande des Rheinischen Schiefergebirges darstellen. Als Grundlage der beschriebenen Wanderungen dienen in erster Linie eine große Anzahl von Exkursionen, vor allem die Wanderungen, die gelegentlich von Lehrkursen für die Lehrer an den höheren Schulen des Wuppertales in den Jahren 1919 bis 1921 abgehalten wurden. Ein Beitrag zur Heimatkunde des Bergischen soll unser Wanderbuch sein, ein Hilfsbuch für unsere natur- und erdtundlichen Lehrer, ein Führer für unsere Wanderfreunde und ein Ratgeber für Fachgenossen. Die schön ausgeführten Karten unterstützen die Darlegungen aufs Beste.

Das neue Universum. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten sowie Reisebeschreibungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuer. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung „Häusliche Werkstatt“. 45. Jahrgang. Ein Jahrbuch für Haus und Familie besonders für die reifere Jugend. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Seit seinem 45jährigen Bestehen hat sich das Neue Universum durch Reichhaltigkeit und geschickte Auswahl einen großen Freundeskreis erworben. Auch der diesjährige stattliche, schön ausgestattete Band schließt sich seinen Vorgängern würdig an und wird ihm neue Freunde zuführen, denn er vereinigt wiederum eine ganze Fülle wissenschaftlichen Stoffes: Erzählungen, Jagden und Abenteuer, Länder- und Völkerkunde, Verkehrsweisen, Industrie, Technik, neue Apparate, Maschinen, Bauwerke, Militärwesen, Marine, Flugwesen, Elektrotechnik, Physik, Chemie, Geologie, Stern- und Witterungskunde, Heilkunde, Naturgeschichte, Allerhand Merkwürdigkeiten und Aufgaben usw. Hochwillkommen wird der reiferen Jugend die Abteilung „Häusliche Werkstatt für Arbeit, Spiel und Sport“ sein.

Der Vorstoß in den Weltenraum. Eine wissenschaftlich-gemeinverständliche Betrachtung von Max Valier. 96 Seiten, 35 Abbildungen. München, R. Oldenbourg. Brosch. M. 2.—.

In den Tagen der siegreichen Fahrt des Z R III über den Ozean, die ein so bewundernswertes Zeugnis ablegt von technischer Naturbeherrschung, wird aus dem der Menschheit innewohnenden Streben nach immer höherer und vollkommenerer Entfaltung ihrer Daseinsweise durch Erweiterung technischer Möglichkeiten auch der Gedanke an die Eroberung der Sternennräume schon nicht mehr so über die Mahen kühn erscheinen, daß er nicht auch unter den Ernstbedenkenden gläubige und überzeugte Anhänger gewinnen könnte, wenn er nur vom Boden wissenschaftlicher Forschung aus entwickelt so klar durchgearbeitet vorgelegt wird, daß er das Vertrauen jedes auf der geistigen Höhe unserer Zeit stehenden Menschen beanspruchen kann. Das Verdienst, eine solche Arbeit geleistet und den weitesten Kreisen in gemeinverständlicher Form zugänglich gemacht zu haben, gebührt dem Münchener Astronomen Max Valier. In seiner Schrift „Der Vorstoß in den Weltenraum“, die soeben im Verlag R. Oldenbourg, München, erschien, entrollt sich vor uns ein wahrhaft überwältigendes Bild vom Ringen des menschlichen Geistes mit den Gewalten des Kosmos. Das erste Kapitel schildert uns die gewaltige Schwierigkeit, das furchtbare Schwerfeld der Erde zu überwinden. Schon zwei Forscher von Rang, Prof. Goddard, ein Amerikaner, und Prof. Oberth, ein deutscher Forscher, haben sich aber durch jahrelange Versuche und Berechnungen davon überzeugt, daß die Möglichkeit eines Vorstoßes zu den Sternen schon für unsere heutigen technischen Hilfsmittel besteht. Die Fahrzeuge des Prof. Goddard sind aber weit unterlegen den Raketen Schiffen des Prof. Oberth, der seine Untersuchungen, die sich auf dem System einer höheren wissenschaftlichen Berechnungslehre aufbauen, vor Jahresfrist im gleichen Verlage unter dem Titel „Die Rakete zu den Planetenräumen“ erscheinen ließ. Aufbauend auf diesen Forschungen wird uns nun im zweiten Kapitel von Valiers Werk, betitelt „Unsere Kampfmittel“ gezeigt, wie weit menschlicher Erfindungsgeist und technische Naturbeherrschung fortgeschritten sind. Im dritten Kapitel endlich geht Valier näher auf den Weg ein, der in den unendlichen Weltenraum führen soll. „Von der Leuchttrakte zum Raumschiff“ betitelt sich dieser Abschnitt. Mit Bewunderung muß es uns erfüllen, wie durch das gleiche Prinzip, das unsere Feuerwerksraketen, die Jorden nächtlicher Feste, in die Höhe treibt, auch der Mond und die näheren Planeten von Raketenmaschinen erreicht werden können, die sogar Menschen ohne Gefahr zu befördern vermögen. Im vierten Kapitel wird der Vorstoß in den Himmelsraum vom Monde aus geschildert; im Schlußkapitel endlich wird ein überwältigendes Bild der weiteren Entwicklungsmöglichkeit der Raumschiffahrt bis zur Erreichung der entferntesten Himmelskörper entrollt. Mag manches in dem Buche auch kühn erscheinen, so verläßt Valier nirgends den Boden der Wissenschaft. Was uns Deutsche an Valiers Buch und im Hinblick auf das Forschungswert von Prof. Oberth am meisten freuen muß, ist aber die Erkenntnis, daß wie im Luftschiffbau, so auch in bezug auf den Bau von Raumschiffen zur Eroberung der Sternennwelt, deutscher Erfindergeist in der ganzen Welt führend ist.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 9: (IV. Jahrgang, Dez. 1924): Der Bergbau bei Witten und Löbjein einst und jetzt. Von Bergassessor Dipl.-Ing. Grumbrecht, Plöb. S. 1 bis 12. Mit 15 Abb. — Mittelalterliche Kunst in Deutschland. Von Prof. Dr. Eugen Lütgen. S. 12 bis 16. Mit 12 Abb. — Von der Bildung. Von Franz Anton Bechtold. S. 16 bis 21. — Die Eisenbahn im neuen Gewand. Nachklänge von der Eisenbahnausstellung Seddin. Von Joachim Boehmer, Berlin. S. 23 bis 25. Mit 5 Abb. — Denkpruch. S. 25. — Der Waggonbau in der Dortmunder Union. Von Oberingenieur Karl Julius Billinger, Waggonbauschef, Dortmund. S. 26 bis 28. Mit 4 Abb. — Die Weltstellung der deutschen Eisenindustrie. Von Dr. Reichert, Berlin. S. 28 bis 32. Mit 2 Abb. — Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Von E. von Wees. S. 32. — Was feiern wir? Von Friedrich Naumann. S. 33. — Hausfrauenarbeit. Von Elfe Wirminghaus. S. 34 bis 36. — Denkpruch. S. 36. — Silwa. Von Richard Euringer. S. 37 bis 42. — Die Bühnenfestspiele in Altana i. W. S. 42. Mit 8 Abb. — Theater, Kunst und Wissenschaft. Düsseldorf. S. 43. — Dortmunder Schauspiel, Oper und Konzertleben S. 43 bis 45. — Dortmunder Werbewoche. S. 45. — Hans Thoma. S. 45 bis 46. — Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. d. Ruhr. S. 46. — Der Sternhimmel im Dezember 1924. — Die Kenntnis der Frostgrenzen. S. 46. — Wie Jean Paul

Märchen erzählt. S. 47. — Der Knabenbischof, ein Weihnachtsbrauch. S. 47. — Was ein Junge von seinem Weihnachtsbuch verlangt. S. 47. — Zur Geschichte des Schlittens. S. 48. — Spruch. S. 48. — Gedanken über den Siegesflug des Z R III. Von A. Stölze. S. 49 bis 50. Mit 3 Abb. — Weihnachtsplakette der Linke-Hofmann-Lauchhammer A. G. S. 50. — Heiligabend, Gedicht. S. 51. — Veronika. Von A. H. Bonn. S. 52 bis 55. — Klein Peters Weihnacht. S. 55 bis 58. — Weihnachten im Forst am Niederrhein. Von Hugo Otto, Mörs. S. 58 bis 59. — Ein Winterwunder! S. 60. Mit 2 Abb. — Peter Cornelius, zum Doppeljubiläum des Dichtermusikers. Von Carl Heinzen. S. 61 bis 62. — Weihnachtsbrauch und Weihnachtsbaum. Von Max von Boehn. S. 62 bis 64. — Der Stern von Bethlehem. Von Paul Freytag, Düsseldorf. S. 64 bis 66. Mit 4 Abb. — Die heiligen drei Könige in der Legende des Orients. Von J. Weiß, Bonn. S. 67 bis 69. Mit 1 Abb. — Weihnachtsfüßigkeiten. Von Klara Prief. S. 69. — Turnen, Sport und Spiel, humoristisches und Rätsel. (Veruf und Sport von Sportwart Höpfer, Seltentirchner Bergwerks-A.-G., Abt. Schalke.) S. 70 bis 78. Mit 12 Abb. — Büchermarkt. S. 79 bis 88. Beschreibung der Kunstbeilage. S. 48. — Weihnachtsbilder nach Originalen verschiedener Künstler. S. 36, 52, 54, 57, 59, 61, 68.

Rheinische, Düsseldorf. — Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Otto Reich-Balgeheim, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schubert-Union M. 6.— (Einzelheft M. 0.50) für Hefte mit Kunstdruckbeilage und mit Umschlag; M. 3.— (Einzelheft M. 0.25) für Hefte mit Kunstdruckbeilage, ohne Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit Umschlag und Titelbild) von M. 12.—. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1.20 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten.